

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5060/73	Best. ZS/A 2 / 2
Rep.	Kat.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

F

Zutergang

des

K2F - Dampfers

» Wilhelm Gustloff «

Vorspiel:

Anfang Januar 1945 wurde ich von der 13. U-Flott. in Brantheim, zur 24. U-Flott. nach Gödingen (Götenhofen) versetzt. In meinem Überweisungschein war als Bestimmungsort die Name » Wilhelm Bauer « angegeben. Dieser Bauer des Namens entsprach sich als ein kleinerer Torpedier, der als Begleitschiff für unsere U-Boote fungierte (sein Schwesterschiff war » Erwin Wassner «)!

Ich trat am 25. Januar meinem Dienst
auf diesem Dampfer an. Neben uns lag
das ehemalige K d F - Schiff (später
Lazarettschiff - dann nach dem Bomben-
treffer 1942 mit noch Wohnschiff für
U-Bootspersonal und Marinemilchweimen)
Wilhelm Gistlopf. Unser Standort
hieß „Hafenbecken 5“ und war vom
Land aus mit mittels einer Motorbar-
kassa zu erreichen, wählte man nicht
einen längeren Umweg durch die anderen
wie Hafenbecken. Wilhelm Gistlopf
schaltete im Jahre 1942 einen Bomben-
volltreffer in die achtere Steuerbord-
seite und war seit dieser Zeit beding-
manövrierfähig, aus diesem Grunde
wie im den schwimmenden Einsatz
gestellt. Dem Gegner war dieser Zustand

wohl bekannt sind W. G. wurde als
 Hinweiserschiff nie mehr angesprochen, ja,
 es galt nach dem Jahre 1942 als
 Totschiff in Marinekreisen.

it

Das Drama beginnt:

Bis Rote Armee war bis zur Linie
 Danzig - Bismarck vorgedrungen. Freiglich
 quälte durch Gefangen im Strom von
 Flüchtlingen und verwundeter Soldaten
 der Wehrmacht. Als die sozialen
 Organisationen der NSDAP zur Hilfe-
 leistung nicht ausreichten, wurden sich
 wie Marinesoldaten geübt. Bei
 es am 26. Januar, wie von Wilhelm
 Bauer müssen die Gestalt zur Auf-
 nahme von 5000 Flüchtlingen und
 Verwundeten klarmachen und nachher

diese Güter unterbringen.

Uns kam dies sehr komisch vor, denn wir wußten ja, daß das Schiff schwer zu steuern war und schon lange an der Pier lag. Nein, wir gingen aus's Dock, holten Kränke aus dem Spitäler, Gebrechliche aus den Klaisern, Alte Menschen mit der Klängematte vom Bahnhof ab. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß die Geistluft in See ginge. Alles wallte mit! Man bot uns Schokolade, Geld, ja selbst Grünselstücke an, wenn wir den oder Die mitzunehmen. Doch wir hatten strenge Anweisungen. — Es war eine große Arbeit; Mann wie Kapitän trug, schleppte, schleppte, zante, zog ... in den Bereich der Geistluft.

Alles mischte sich über die Fächer, wobei oft der Eine oder der Andere ins Wasser fiel (Winter). Die Fächer selbst war mit Menschen bis zum Kehlspalten schwerlichstrangfähigkeit beladen.

Ja - alles rennt, rettet, flüchtet - in dem Bereich der Geistluft!

Am 28. Januar 16. 10^h wurde die Ausfuhrung des Beladungsbefehles dem Kommandanten von Gutenhafen gemeldet. Der ein Christen war aber nicht zu überlegen, weil 1. noch keine Schwimmwesten am Bord der G. waren und 2. der nötige Gebietschutz fehlte. [Es bestand ein geheimes Befehl, der das Christen von Transportfahrzeugen verbietet, sofern der nötige Gebietschutz fehlte.] Es bestand ebenfalls ein

Befehl, der jedem Verantwortlichen, oder
Kommandanten für jede in Sicherheit
gebrachte Person ein Kopfgeld zu-
sagte.]

Da, am Morgen des nächsten Tages -
am 30. Januar - war der Sitzplatz
der Geistliche leer! Wir, von der Besatzung
nießen uns die Ohren. Ja, es stimmte,
die Geistliche war weg. - Mein Herz ein
großes Rätselraten an: Was ist los?

Von dem Stadtkommandanten erhielten
wir überhaupt keine Antwort auf unsere
Anfrage. Also - Beratung mit den
Besatzungsmitgliedern!

Mein muß ich etwas hinzusetzen.
Wirklich hatten ca 170 Franzosen mit
Kindern an Bord, fast alle dieser
Ehrentlinge hatten Ungeshirge auf

der Geistluft. Diese Familien würden zu
uns geschickt, weil die Geistluft heilig.
lich alte, kranke und verwundete Menschen
behindern sollte. So würden also schon
jetzt die Familien getrennt!

Auf einstimmigen Beschluß trafen
wir die Maßnahme, sofort die Anker
zu lichten und der G. nachzusehen.

Die Geistluft finde ohne jeglichem
Schutz, ohne Schwimmwesten und
ohne Anmeldung als Verwundeten trans-
port!

Wir beschließen also auf eigene Faust
den Schutz zu übernehmen.

i

Institut für

Katastrophe:

Gegen Abend des 30. Januar begab ich mich in den Fränkeraum, um selbst die Verbindung mit der G. aufzunehmen. Seit dem Vormittag versuchten unsere Fränker vergeblich, etwas von der G. zu hören.

Ich erhielt nach etwa 15 Minuten, wie durch ein Wunder, die Verbindung. Ebenso ist es als Wunder zu bezeichnen, daß gerade ein Freund von mir Fränkewache auf der G. hatte.

Ich frage sofort durch das UK: "Fritz, wo seid ihr? Alles verlaufen? Wohin fahrt ihr denn?" Er antwortete: "Wir sind (Gehirnanomalie); fahren nach Kiel, allerdings kann Ziel noch geändert werden."

ob es uns gut geht, müßte Du dem
 lieben Gott fragen. Für den Ernstfall
 sehe ich schwarz. Im ausgeprägten
 Schwimmbassin sind 150 alte Männer
 die nicht einmal allein herumklottern
 können. Keiner der Passagiere weiß,
 ob er sich oben oder unten befindet.
 Fahrt ja bei uns!"

(Das K d G Schiff war schlussendlich
 gebaut, d. h. es gab keine A B oder
 C Decks. Ein Seemann konnte also nie
 feststellen, ob er sich über oder unter
 dem Wasserspiegel befand. Zu, ich
 behauptete, daß selbst ein Seemann
 schwerlich den Ausgang findet, einmal
 denn ohne Licht, wie es während des
 Unterganges der Fall war.)

Solche sind ähnliche Gesprochensätze

wechselten wir alle 20 Minuten. Da mein
Freund bis 2400h Wache hatte, blieb
ich am Gerät sitzen.

20.10h spricht Hitler! Wir lauschen
alle im Fränkerraum den leeren Ver-
sprechungen von der Vergeltungswaffe.
Nun, dadurch versarre sich unsere Pro-
grammzeit und wir fe vergeblich nach
der G.

Bis...

knapp nach 2100h entwirrt ein ferner
Knall, unser Schiff bebte in allen
Fugen. Ich selbst flog vom Schmelz,
rannte sofort auf das vintere Deck um
meinen Anhang zu holen.

(Da wir selbst nur Mann mit einer
Schwimmweste hatten, wurde jedem
Besatzungsangehörigen für den

konst. fall eine Frau mit ein oder zwei Kindern anvertraut, die er mitgehen nehmen hatte!)

• Aber gleich nach meiner Erkenntnis, daß unser Schiff noch schwamm, eilte ich zurück in den Finkraum, um sofort sehen die Finken ihre Bleistifte, Schlüssel, Zettel u. s. w. am Boden zusammenzusuchen. Der Kommandant sagte mir durch das Sprachrohr: „Finkel, sofort mit der Gierluft Verbindung aufnehmen, unmittelbar auf Mine werfen, bei Antwort sofort auf Periscope umschalten.“

Ich rief, rief, rief, ... keine Antwort. Der Kommandant sagte mir: 'ich will allein antworten, wir können mit AK zur Hilfe.' Er selbst rißte die Periscope sehen was gewordenen Frauen besänftigt.

gen. Bei Gefahr würden alle Schotten
dicht gemacht, so daß die Franzosen
nicht nach oben konnten. Erst im
Falle eines Hinsteigens dürften sie hinaus.
Bei Einbruch der Dunkelheit müßten
alle Passagiere unter Deck.

Nach einem halb langen Minuten
meldete sich Fritz von der G. Es
entwickelte sich folgendes, oft durch
Störungen unterbrochene Gespräch:

Ich: „Fritz, Mensch, was ist denn bei
Dir los?“

Fritz: „Panik, Panik, Panik, wir sind
tungradiert - Dreierfahrer - verunmit-
liche Panik.“ (Panik)

Ich: „Wer sind? Rettungsgeräte in
Ordnung? Boote klar?“

Fritz: „Boote können vorerst nicht ge-“

ZS/A-2 / 02 - 9

Wasser gelassen werden, total vereist, -
wie müssen mit Waffen einschreiten."

Doh: „Haltet aus, wie kommen wir rüber
es geht, haben andere Boote bereits
gehört?“

Britz: „Weiß nicht, rüberspan seit Beginn
»Rett« sind senden SOS.“

Hier war die Verbindung unterbrochen; so
wie ich mich bemühte, mein Freund
meldete nicht mehr. Mit bloßem Auge
konnte man nun ein fernes Glücken
unter Sterns bemerken.

Da, ein Feindesgeschrei von der
Führung im Gutenhafen an unser
Boot:

/: Wörtlich: Rettungsmaßnahmen
sind zu unterlassen / Katastrophe
ist abzuwarten / Anzuziehigen auf

Geheimhaltung verpflichtet. /

Gleichzeitig schielt ich Fritz an die Walle, er sagte, nachdem ich klaren Empfang gemeldet hatte: „Schwitz, der müßt dich verdammt besilen, in einem halben Stünde sind wir weg, der Alte hat sich gerade erschossen. Ich darf meinen Platz nicht verlassen, du.“

Da war es aus. Ich rief wieder, der Schwitz rann in Strömen von meiner Stirn, indem ich aufbrach, was ich sehen gehört.

Nach 10 langen Minuten endlich wieder die bekannte Stimme: „Hallo alter Knabe, so müß ich also auch noch dran glauben? Ihr langweiligen Knirpsels, wo steckt ihr? - Achtung, wie hinten gleich, müß mich schon fort!“

halten - - - etwa 20 sek Pause - - - die
 Helmut, kennst meine alte Tanne? Greife
 sie herzlich - ich kann nicht mehr - Greife
 - am Mitter. "

Unsere Maschine stoppte, die Uhr
 zeigte 22 04!

Nieder ein Spruch von der Führung:

„Befehl Weiterfahrt Lübeck, dort ent-
 laden. - „!“

Was ist geschehen? Ein Schiff mit
 5000 Menschen geht unter! Wie werden
 verhindert zu retten? Vermutlich wollte
 der „Verantwortliche“ nicht auch das
 Hauptgeld von unseren Schutzlingen
 verlieren, im Falle....!

Es ist eine ungeheuerliche Beschuldigung,
 aber wahr und noch als wahr. Der
 „Verantwortliche“ sagte sich beim Aus:

laufen der Geistluft: „Was ich in der
Bank habe, habe ich fest.“

(Solche Fälle sind mir noch viele
bekannt!)

Wie fuhren weiter!

Sagte gleich würden wir von unserem
Schichtlingen gefragt: „Wo ist die
Geistluft? Wohin fährt mein Mann?
Mein Vater? Mein Bruder?“

Wir müßten lügen! Lügen!

Du, wir konnten es bald nicht mehr
aushalten, sondern neuborgen uns
am Tage im Schiff, oder gingen jedem
Fahrgast aus dem Wege.

Im Laucke brachten wir unsere Gäste
am 6. Februar nach bis zum Bahnhof,
mit dem Gewißheit zu haben, daß diese

Menschen sich bestimmt aus nicht mehr
 begegnen würden. Wie würden beschützt
 sind unter Örenen einarmut - aus bruch
 bald das Holz! Warum? Wie wipfen
 genau, daß die G. nicht mehr existierte,
 daß die Väter, Bräuer, Gatten schon
 lange auf dem Meeresgründe lagen!

Tutst schielten wie dem Befehl, so
 lange in Trauerminde zu verweilen,
 bis der Vorfall der Öffentlichkeit
 bekanntgegeben wird.

Nach ca 14 Tagen stand in einer
 Norddeutschen Tageszeitung:

» Wilhelm Ginsthoff auf der Vikar-
 fahrt von Gutenhafen nach Kiel
 gesunken. «

Nachspiel:

Nach längerer Zeit traf ich einen Hammermann, der bei der ersten Internation in dieser Bucht flog. Er erzählte mir:

Ich kletterte mich mit zwei anderen Hammermann um ein leeres Faß. Gegen Morgen wurde ich bewußtlos am Bord eines Hafenschiffsbootes gezogen; ich hatte mich am Faß festgemacht. Die anderen Hammermann ebenso, waren aber nicht tot. Untenwegs fielen meine Retter noch zwei Frauen an, die auch bald starben. Ich selbst dröfte erst am Abend das Festland betreten, um sofort von der Bevölkerung isoliert zu werden. Nach mehrtäzigem Isolierhaft habe ich mich nicht im Versteck geschickt - sondern erhielt einen

Marschbefehl an die Front.

i

Es ist möglich, daß die übrigen Rettungs-
schiffe von dem Feindtelegraphen, (bzw. die
Rettung einzustellen), deshalb nichts zu
halten, weil diese z. Zt. der Katastrophe
nicht am unmittelbaren Unfallort
sich aufhalten, wie wir, der von dem
Geist luff passagieren, wenn nicht ich, sondern
deutsche Kanonen (z. Zt. der Katastrophe
hatten wir gar keinen in der Ostsee
stationiert).

Einige Zahlenangaben:

- 1.) W. G. bewirtschaftete von Guteshafen
bis zum Katastrophenort von
ungefähr 600^l bis 2000^l (2100^l)

(Ort: 2 km westlich des Schmittplatzes)

170 E. v. G. sind das 55° Breitenmaßes)
Entfernung Gutenhafen - Unfallsort
ca 170 km. Die Länge der Zeit bedingt
die Manövrierfähigkeit des Schiffes!

Sehe gesehene Nachrichten!

Ich habe leider keine Maschine bei der
Hand, so hat sich die Abreise in
der Eile vollzogen. Ich selbst habe
alle Mannen zugelassen, die einem
Menschen schaden könnten, auch die
Schiffswärter der Südküste. Ich
will keinen Menschen schaden.

Sie können mit diesem Bericht
nach eigenem Gutdünken verfahren.
Er stellt die Dinge so dar, wie ich
sie im jenen Augen sah und wie sie

wie wir so manches Andere einzig in
 Erinnerung lieben werden, Ich bin auch
 in der Lage die Personen zu identifizie-
 ren, welche ich selbst aus dem
 Klaisern im Gutshafen herauskallte,
 natürlich dürfte diese Beschreibung
 nicht liickenlos sein, da viele Namen
 auf der Liste falsch geschrieben, oder
 unleserlich waren, diese Personen sind
 alle auf der Zerstreuung gewesen, ob
 sie noch leben, kann ich nicht
 sagen.

Ich habe gegen die 4 Nachtstunden
 geoffert und habe die Gewissheit,
 vielleicht kann ich noch ein kleineres
 Bild zu geben, Ich kenne die Zeit,
 bin selbst nach 12 jähriger Abwesen-
 heit in meinem Geburtsort als

Gleichzeitig zurückgeschickt.

Sollten nach Unklarheiten bestehen,
so stehe ich zu jeder Zeit zur Verfügung.

Mit freundlichem Gruß

Helmuth Finkbeil

P.S. Zu Ihrem Bericht II schreiben Sie in
Spalte 1 des Überblickes des Berichtes I.

... Als am 31. Januar 1945...

Es war am 30. Januar, wenn hätte
Radio Moskau erst am 1. Februar

die Meldung bringen können d. h.

... in die Nacht vom 31. Jan. auf
den 1. Febr. .

/s. F.

Briefte ich Sie nun ein Exemplar des von Ihnen
verforderten Berichtes nach Kambinden bitten, sich selbst
früher im einzigen Tagesbuch Dresden nach haben erst
20 Verhörungen wieder nach hier zurück!

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Bericht des Herrn Ernst F l i e r (Losendorf) an Herrn Walter
G r o s s n i c k über die Kämpfe um Marienburg.

Bemerkung: Flier, Tornier und Lietz sind Gutsbesitzer, deren Vor-
fahren schon einige hundert Jahre auf ihren Gütern um
Marienburger Werder saßen. Walter Großnick war Inhaber
der Buchhandlung unter den Hohen Lauben.

Du wolltest gerne einen Bericht über die letzten Tage von Marienburg ha-
ben und den will ich nun schreiben. Du weißt wohl noch, daß ich zur Ver-
teidigung 4 Batterien hatte. Die Stellung für die 3 schweren war trotz
des Frostes noch sehr gut ausgebaut worden, wie ja überhaupt die ganzen
Verteidigungsanlagen von Marienburg anerkanntermaßen gut waren. Leider
war es mit der Besetzung schlecht bestellt. Infanterie war wenig da und
meine Batterien konnten außer mit einem Leutnant nur mit 12 zusammenge-
würfelten Soldaten und Volkssturmmännern besetzt werden. Aus dem Laza-
rett und dem Bahnhof haben wir dann noch eine ganze Menge zusammengeholt.
Leider konnten ja die vorderen Gräben nicht besetzt werden und als die
Russen am 24.1.45 um 20 Uhr von Rothof her erschienen, fuhren sie ohne
Schuß bis an den Panzergraben nach Tessensdorf ran. Sie kamen damals nur
auf dieser Straße und zwar mit 50 Panzern und LKWs, ein Zeichen dafür,
daß sie annahmen, Marienburg ohne Kampf zu bekommen. Am Graben wurden
4 Panzer abgeschossen und ich ließ gleich die ganze Straße bis Rothof
hin unter Feuer nehmen mit dem Erfolg, daß sie verschwanden und wir bis
zum nächsten Morgen Ruhe hatten. Da Vollmond war und wir von der B-Stel-
le die Straße gut einsehen konnten, konnte man das Feuer gut leiten.
Wenn sie damals durchgekommen wären, hätte Marienburg wohl kaum gehalten
werden können. Als es dann morgens hell wurde, kamen sie wieder mit Pan-
zern und Infanterie, erst bei Tessensdorf, dann von Königsdorf her. Ge-
gen Mittag hatten sie auch Artillerie aufgeföhren und begannen die Stadt
zu beschießen. Unsere beiden E- und A-Batallione hatten die Infanterie-
werke besetzt und kamen kaum zum Kampf. Die noch schnell zusammengestell-
ten Alarmkompanien aus Urlaubern u.s.w. hielten nicht stand. Außer 2 Pak,
die ich mir organisiert und besetzt hatte, war draußen keine Panzerab-
wehr. Die Panzer fuhren nun ungehindert auf der Ring-Chaussee spazieren
und suchten eine Stelle, wo sie über den Graben kommen konnten. Meine
Batterien haben brav geschossen. Leider war die Beobachtung des Hinter-
landes nicht mehr möglich. Nachmittags gegen 15 Uhr hatten die Russen
dann bei Tessensdorf den Graben zugemacht und drangen ins Dorf ein. Um
dieselbe Zeit schoss die Batterie in Sandhof, die in der Nähe der Schmiede
auf dem Felde war, auf dem Galgenberg 3 Panzer ab. Der Batterieführer
berichtete es mir noch freudestrahlend, meldete dann aber ein paar Minu-
ten später, die Russen kämen auf dem Bahndamm entlang und er müßte die
Geschütze sprengen. Von den Tessensdorfer Batterien kam gleich darauf
dieselbe Meldung. Nun ging es auch in Willenberg los. Die dortige Batta-
rie, die Fritz T o r n i e r hatte, war wenig zum Schuß gekommen, da
dort die Russen erst viel später erschienen. Reinhold L i e t z, Losen-
dorf, war dort Batterie-Offizier. Ich hatte meinen Gefechtsstand in dem
Haus an der Tessensdorfer Straße gegenüber dem Wagenhaus. Um 1/2 4 Uhr
kamen die Überlebenden der Tessensdorfer Batterien bei mir an. Die Russen
waren schon in der Stellurg und da ich mit den Batterien sowieso keine
Verbindung mehr hatte, zogen wir uns an den Stadtrand von der Zuckerfa-
brik bis zur Casanstalt zurück. Diese Stellung haben wir dann noch 2
Stunden gehalten, trotzdem wir selber wenig Waffen hatten und viel Feuer
bekamen. Dann kamen die Panzer und fuhren in die Stadt rein. Für uns
hatte es keinen weck mehr dort zu bleiben und wir zogen uns über den
Bahnhof in die Burg zurück. In der Stadt klappte es nun besser mit der
Abwehr. Fast an jeder Ecke wurde ein Panzer abgeschossen und die ganze

Nacht und den folgenden Tag tobte der Kampf in den Straßen. Ich stand zur Verfügung des Kommandeurs und mußte mal hier mal dorthin. Nachmittags stand es sehr schlecht an der Brücke, sie wurde aber doch gehalten. Schließlich stabilisierte sich die Front und zwar war es ziemlich genau die Altstadt, die gehalten wurde. Die H.K.L. war dann bis zum Schluß die Linie Marien-Tor-Trägergasse, dann in den Trümmern zwischen Niedere Lauben - Kratzhammer bis Kaufmann Gerlach, zurück an den Mühlengraben und an diesem entlang bis zur Nogat. Bei der nun folgenden Verteidigung ist natürlich die ganze Burg und die Altstadt in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. Ich kam nun nach Stadtfelde und machte da eine Versprengtensammelstelle auf, hatte auch genug zu tun, wie Du Dir denken kannst. Der Kommandant war auch in Stadtfelde, dann in Altmünsterberg und zum Schluß in Gnojau. Ich war dann dort Kommandant des Stabsquartiers, bis ich am 8. März, an welchem Tage Marienburg aufgegeben wurde, nach Danzig kam. Am 25. Jan. waren die Russen bei Sommerau über die Nogat gekommen und weit ins Werder vorgestoßen, wurden aber wieder zurückgeschlagen. Ihre Anstrengungen Marienburg zu nehmen und die Nogatlinie zu durchbrechen, ließen im Februar nach. Es war traurig zu sehen, wie von Tag zu Tag unsere schöne, alte Burg mehr und mehr verfiel und wie ein Laubenhäuser nach dem anderen brannte. Lediglich die Keller hielten überall. In den der Burg und bei Peckholz waren noch viele gute Tropfen, nur in Deinem war alles leer. Da wir ja nun außer der Pak keine Artillerie hatten, ist auch die andere Stadt von uns nicht sehr zerschossen. Schön sieht es da aber sicher auch nicht mehr aus. In den letzten Tagen war es, vor allem nachts, recht ruhig und da kamen immer "Hohe Herren" von der Partei. Jeder wollte einmal in Marienburg in der H.K.L. gewesen sein. Es war zum Kotzen. Nun kamen die Russen links der Weichsel rauf und da mußte Marienburg und die Nogatlinie am 8. März aufgegeben werden. Ich war von Danzig angefordert und bekam dort eine Abteilung Festungsartillerie. Dort wiederholte sich dann das Trauerspiel von Marienburg in noch viel schlimmerem Maße. Die schöne alte Stadt ging auch vollkommen in Trümmer und viele Menschen sind dabei ums Leben gekommen. Nachdem die Festungsartillerie aufgelöst war, kam ich über See ins Reich.

Der Kampf um die Marienburg .

(Januar 1945)

Als die russischen Armeen am 23. Januar 1945 in Ausnutzung der durch die schnellen, tiefen Einbrüche ihrer Angriffskeile geschaffenen Kampflage in Marienburg eindringen, mußte man annehmen, daß sie mit der Stadt auch die mächtige Ordensburg am Nogatufer, die größte Braganlage des deutschen Mittelalters, in die Hand bekommen würden. Damit hätten sie eine beherrschende Stellung für ein weiteres Vordringen auf die Dirschauer Weichselbrücken und auf Danzig gewonnen.

In dieser gespannten Lage kam alles darauf an, den russischen Angriff noch im Bereich der Altstadt Marienburg aufzufangen. Hier war als Kampfgruppenkommandant Oberst Brassert eingesetzt. Die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte waren bereits völlig durcheinander geraten und ergänzten sich aus allen drei Wehrmachtteilen. Trotzdem gelang es in den folgenden Tagen alle Versuche der Russen, die Ordensburg zu stürmen, abzuwehren. Über einen Monat tobten die Kämpfe um den Besitz der Burg, für die ein besonderer Burgkommandant, Major Mickley, eingesetzt war. Im größeren Kampfabschnitt des Nogatgebietes führte Generalleutnant von Rappard, Kommandeur der 7. Inf.Division, die im Frieden ihren Bestand aus Bayern rekrutierte.

Die Verteidiger der Marienburg mußten in diesen schweren Wochen neben den blutigen Verlusten, die jeder Großkampftag Angreifer und Verteidiger kostete, erleben, wie die einst stolze und größte Burgfeste des Deutschen Ordens sich zu einem Trümmerfeld verwandelte.

27. Juni in besonderer Erinnerung

FREYTAG-LORINGHOVEN, Bernd Baron von

siehe ZS 38

Junge Fricke

MEINE ERLEBNISSE IN SCHLESSEN

NACH DEM WAFFENSTILLSTAND

(M A I 1945 - M A I 1946) .

I/1A-16

Der Krieg liegt jetzt schon eineinhalb Jahre hinter uns, und die Hoffnung auf einen dauernden Frieden ist brennender als je.

Im Mittelpunkt der Friedensverhandlungen über das Schicksal Deutschlands wird offenbar auch die Frage der zukünftigen Gestaltung der ehemaligen deutschen Ostprovinzen stehen, die immer einen großen Teil zur Ernährung Deutschlands beitrugen, weil sie als Gebiete mit ganz überwiegender Landwirtschaft bedeutende Nahrungsmittelüberschüsse hatten.

Es scheint mir also, daß in Deutschland, aber auch in der ganzen übrigen Welt Viele werden erfahren wollen, was mit Schlesien seit dem Waffenstillstand geschehen ist. Im Folgenden habe ich als Schlesierin daher meine Erlebnisse in meiner früheren Heimat in der Zeit von Mai 1945 bis Mai 1946 berichtet.

Ich betone, daß ich in der Hitlerzeit keiner Naziorganisation angehört habe. Vor meiner Verheiratung war ich Handarbeit-, Haushalt-, Turn- und Sportlehrerin, und dann habe ich für meinen Mann und für mein Kind gelebt.

Ich stamme aus Liegnitz, der Hauptstadt Niederschlesiens, wo ich bis zum Jahre 1939 wohnte, in welchem Jahre mein Mann und ich unseren Wohnsitz nach Breslau verlegten. In Liegnitz behielten wir unser Hausgrundstück.

Im Januar 1945, als Breslau wegen des Näherrückens der Front vom größten Teil der Zivilbevölkerung geräumt wurde, schickte man uns nach Mährisch-Trübau/Sudetenland. Dort waren wir bis zum Waffenstillstand.

Nach dem Waffenstillstand in Mährisch-Trübau.

Schon einen Tag vor dem Waffenstillstand ist das Hasten und Treiben hier in Mährisch-Trübau unheimlich geworden. Der Russe steht vor den Toren der Stadt. Ein Wehrmachtsauto nach dem andern rast durch die Stadt nach Westen. Dazwischen hastet die Bevölkerung mit Gepäck beladen durcheinander. Die meisten möchten sich und ihre Habseligkeiten in Sicherheit bringen. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung wird von Wehrmachtsfahrzeugen mitgenommen. Die andern sitzen stundenlang in der Stadt herum und warten verzweifelt auf Autobusse. Aber die Ordnung hat sich sehr gelockert. Nur vereinzelt fährt ein Treck ab, aber ohne daß jemand weiß, wohin.

So konnten sich die Meisten nicht mehr in Sicherheit bringen und wurden von den Tschechen und Russen unterwegs festgehalten oder gar erschossen. Ein großer Teil von ihnen kam nach einigen Tagen gänzlich ausgeplündert, verhungert und verdurstet zu Fuß wieder zurück und fand meist nicht mehr viel Habe vor, da massenhaft geplündert und sinnlos zerstört wurde.

Wir als Flüchtlinge aus Schlesien, die wir in Trübau blieben, sahen nun, was es heißt, besiegt zu sein. Plündernd und schändend zogen die Sieger von Haus zu Haus. Schon nach einigen Stunden sah die Stadt sich nicht mehr ährlich. Die Fensterscheiben wurden eingeschlagen, Geschäfte und Wohnungen ausgeraubt, zerstört, mit Kot besudelt. Man wagte sich kaum noch auf die Straße, und doch war man da fast noch sicherer als in seiner verammelten Wohnung. Bereits vierundzwanzig Stunden nach Ankunft der Russen waren etwa 90% aller Frauen und Mädchen geschändet. Ich habe diese Zahl von einem eigens zu dieser Feststellung beorderten Spezialisten, mit dem ich sprach, und sah auch die langen

Ketten von Frauen und Mädchen täglich vor dem Haus der Gesundheitsbehörde stehen, um sich dort zu melden. Mit mehreren Frauen sprach ich, die 20 bis 30 mal hintereinander von Russen geschändet worden waren. Mancher Mann verlor sein Leben bei dem Versuch, seine Frau davor zu schützen. Einige Häuser von uns entfernt wohnte ein Schulkamerad meines zehnjährigen Jungen mit seiner Mutter und dem Hauseigentümer in einem kleineren Hause. Unaufhörlich drangen Russen in dieses Haus ein, und schutzlos war die Frau ihnen allen preisgegeben. Sie war schließlich am Ende ihrer Kräfte. Als der Hauseigentümer für sie bat, wurde er kurzerhand niedergeschossen. Durch eine Hintertür flüchtete die Frau mit ihren beiden Kindern, suchte um Mitternacht verzweifelt in anderen Häusern Schutz und versteckte sich bis zum übernächsten Tage, an dem ich sie traf, das Geschehene von ihr erfuhr und den Toten liegen sah.

Es war nicht mehr möglich, in der Nacht in der eigenen Wohnung zu bleiben. Gruppen von Männern, Frauen und Kindern schlossen sich zusammen und verbrachten die Nacht in geschützteren Häusern. Mancherorts stellten sich Franzosen zur Verfügung und hielten vor diesen Häusern Wache. Ganz gefährdet waren wir Deutschen aus dem Reich. Anscheinend machte man uns allein für die Schrecken des Krieges verantwortlich. Zitternd vor Angst verbargen wir uns, wenn die Russen mit Leiterwagen durch die Stadt fuhren, und Frauen aus dem Reich sammelten. Wohin man diese Frauen gebracht hat, weiß ich nicht. Ebensowenig ist mir bekannt, was man mit ihnen vorhatte. Jedenfalls wurden wir wie Freiwild gehetzt und gejagt. Jeder mußte selbst sehen, wie er mit dieser Lage fertig wurde. Hilfe war nirgends zu erwarten.

Meine ersten Eindrücke von den Russen.

Eine Viertelstunde nach Einnahme der Stadt sah ich die ersten Russen durch die Straßen ziehen. Anscheinend wurde eine Elitetruppe vorausgeschickt, denn es waren große, breite und kräftige Männer. Man schlug dröhnend an die Tür des Häuschens, in dem ich und mein Junge mutterseelenallein waren, denn alle anderen Bewohner desselben waren geflohen. Ich öffnete, und drei Russinnen betraten den Hausflur. Sie rüttelten an den verschlossenen Türen, und da ich ihnen erklärte, daß alle geflohen und ich allein sei, wollten sie in meine Wohnung eingelassen werden. Arglos, denn ich glaubte, sie suchten ein Quartier, erklärte ich ihnen, daß ich keine eigene Wohnung hätte, da ich in Breslau zu Hause sei. Die drei Frauen beratschlagten miteinander und verabschiedeten sich sehr freundlich von mir. Ich sagte mir, die deutsche Kriegspropaganda habe, wie man jetzt sehe, die Russen also lügenhaft als unmenschlich geschildert. Mir war vogelleicht ums Herz, und alle Angst war mir vergangen. Aber bald darauf schlug man wieder polternd an die Haustür. Also wieder Quartiersuchende, dachte ich mir. Ohne alle Furcht öffnete ich. Drei riesenhafte russische Soldaten standen vor mir. Ich sah zu ihnen empor - blond, blauäugig, wenn sie Deutsche wären, würde ich sie für Friesen halten. Es packt mich einer von den Dreien am Arm und zieht mich die Kellertreppe herunter. Mein Junge schreit fürchterlich. Der Russe wird wegen des Geschreis fuchsteufelswild, zieht die Pistole heraus und legt auf den Jungen an. Die beiden anderen Russen zeigen kein Erbarmen. Mir gelingt es schliesslich, das Leben meines Kindes zu retten.

Nachdem die Russen das Haus verlassen haben, zittern wir vor Furcht. Wohin sollen wir uns wenden? Fremd in der Fremde sind wir allem ausgeliefert.

Unaufhörlich strömen nun die Russen ins Haus. Wir lassen sie fort-schleppen, was sie wollen, und das Übrige zerschlagen. Wir verbergen uns

nacheinander im Garten, in der Laube, überall dort, wo wir uns einigermassen sicher fühlen. Der Abend kommt heran: Verzweifelt bitte ich meine Nachbarin, die bisher ganz und gar für das Nazi-Regime eingestellt war, uns doch über Nacht aufzunehmen. Sie weigert sich aber, uns Deutschen aus dem Reich eine Zuflucht zu gewähren. Barsch und unfreundlich weist sie uns fort. Erst nach langem Bitten nimmt sie uns in ihrem Haus auf. Wir sitzen in der kalten Küche. Uwe, mein Junge, legt sich todmüde auf den Steinfussboden. Da ich nicht auch noch um eine Decke bitten will, laufe ich schnell in unser Haus zurück, um Betten zu holen. Es fängt an zu dunkeln. Ich wage nicht, Licht zu machen. Es pocht an die verschlossene Haustüre. Vor Schreck sind meine Beine wie gelähmt. Was soll ich tun? Ich schaue mich überall um. Nirgends ein Versteck zu entdecken. Das Klopfen wird lauter und ungestümer. Die Draussenstehenden versuchen die Tür einzuschlagen. Ich reisse mich zusammen, renne die Treppe herab und öffne. Drei bewaffnete Russen stehen vor mir. Ruhig gehe ich an ihnen vorbei und zur Nachbarin. Wenige Augenblicke später schlägt man dort donnernd an die Tür. Eine barsche Stimme ertönt: "Wo ist die Frau?" Die drei russischen Soldaten machen nicht viel Umstände, zwei von ihnen packen mich am Arm und zerren mich zur Tür. Die Nachbarin, froh, dass sie der Plünderung entgehen konnte, stösst mich noch von hinten, und die Tür fällt hinter uns ins Schloss. Noch lange tönt mir das marker-schütternde Geschrei meines zurückgebliebenen Jungen in den Ohren. Es ist 7.45 Uhr abends. Um ein Uhr nachts gelingt es mir loszukommen. Ich gehe vorsichtig zur Nachbarin zurück. Auf mein Klopfen wird mir geöffnet. Man empfängt mich mit den Worten: "Sie leben noch?", wir dachten, Sie seien längst tot." Ich stolpere in den Hauseingang, Uwe kommt mir entgegen, namenlose Angst steht in seinen Augen, die bald ausgelöscht wird, von der Freude des Wiedersehens.

Wieder schlägt man Krachend an die Tür. Wir müssen öffnen, so schwer es uns wird. Schnell werden die Tochter und Schwiegertochter

der Hauseigentümerin im Keller unter Kisten versteckt. Fünf tschechische Partisanen kommen schimpfend und polternd ins Haus. Alles wird durchsucht, was ihnen gefällt, wird mitgenommen. Zum Schluss entdeckt man mich in der Küche. Auch meine Sachen werden durchsucht. Einer von ihnen findet in meiner Handtasche eine kleine Patrone, die anscheinend mein Junge gefunden und dort aufbewahrt hat. Erschiessen, erschossen, höre ich die Tschechen sagen. Ich soll mich an die Wand stellen, man will mich tatsächlich erschossen. Die Nachbarin, die die tschechische Sprache beherrscht, bittet für mich. Nach langer Überredung gelingt es ihr endlich, die Tschechen von meiner Unschuld zu überzeugen. Ein Tscheche, der wohl an seine Kinderzeit denkt, beruhigt schliesslich die übrigen und erklärt ihnen, dass Kinder oft allerlei unnützes Zeug aufheben. Bald darauf verschwinden die Tschechen schwerbeladen.

So geht die Nacht vorbei. Mir wird klar, dass an ein Bleiben für die nächsten Nächte nicht zu denken ist. Wie wir am nächsten Tage erfahren, besteht für mehrere Tage Plünderungsfreiheit.

Zunächst verbargen wir uns nun Tage- und Nächtelang auf einem Holzschober. Es hockten zehn bis zwanzig Frauen und Mädchen da oben. Von den Russen wurden Nachforschungen nach ihnen angestellt, denn es fiel auf, dass die Frauen, die auf unserer Strasse wohnten, verschwunden waren. Unsere Lage wurde immer bedrohlicher. Auch brauchten wir etwas zu essen. Wir verliessen also unser Versteck und gingen in unser verwüstetes Haus zurück. Ein gutmütiges Bäckermeister-Ehepaar half mir aus der Not. Abend für Abend gingen wir beiden, ich mit meinem Sohn, in ihre Behausung, um dort zu schlafen. Da der Bäcker für die russische Wehrmacht backen musste, war das Haus weniger gefährdet. Viele Deutsche fanden hier eine Zuflucht, und ein Franzose stand Wache. Grauenhaft war es zu hören, wie die Betrunkenen Soldaten scharenweise donnernd an die anderen Häuser klopfen. Mit Fusstritten, Äxten und Gewährkolben schlugen die Russen die Türen ein. Entsetzen erfasste die Bevölkerung. Für uns Deutsche aus dem Reich wurde die Lage hoffnungslos. Der Zugverkehr war

lahmgelegt, die Landstrassen zu begehen war unmöglich. Zudem fielen wir den Ortsansässigen lästig. Gerüchte gingen, dass jeder Deutsche in seinen Heimatort zurückkehren müsse. Nach 14 Tagen gingen die ersten Eisenbahnzüge ab. Wohin? Was geschah mit den Abfahrenden? Keiner wusste es.

Die Flüchtlinge standen vor dem Landratsamt, um sich Abreisscheine zu holen. Eines Tages kam eine Schar bewaffnete Russinnen, umstellte die Wartenden und schnitt allen Frauen und Mädchen die Haare kurz ab. Die Strasse war noch am nächsten Tage besät mit Locken und Zöpfen.

Meine Rückkehr nach Schlesien.

Der Krieg war zu Ende, die Waffen ruhten. Man konnte wohl annehmen, dass man einigermaßen sicher die Heimat erreichen würde. Zwar gingen schlimme Gerüchte über Ausplünderungen und Misshandlungen, denen die Rückwanderer ausgesetzt seien. Man munkelte auch schon von zwangsweisem Lageraufenthalt und von Bahnsperre für Flüchtlinge. Aber wir konnten nicht bleiben und fuhren bei strömendem Regen mit fünfständiger Verspätung Ende Mai 1945 aus Mährisch-Trübau ab. Auskünfte waren nirgends zu erhalten, da überall nur tschechisches Bahnpersonal eingesetzt war. In Böhmischem-Trübau mussten wir alle aussteigen und wurden auf einen kleinen Hof abseits des Bahnhofes getrieben. Dort kauerten wir Deutsche eng aneinander gedrückt und erwarteten mir Herzklopfen die Nacht. Totenstille herrschte, man fühlte das Unheil förmlich heran-nahen.

Es dunkelt. Russen und Tschechen beobachten uns. Da, uns allen bleibt schier das Herz vor Schreck stehen, blitzt die erste Taschenlampe auf, danach noch mehrere andere. Die Russen und Tschechen bahnen sich einen Weg durch unsere Mitte und nehmen weg, was sie wollen. Eine Frau wird hochgerissen und in die Büsche gezerrt. Gellend schreien ihre zurückgebliebenen Kinder vor Angst. Wieder wird eine Frau hochgerissen. Sie wehrtsich verzweifelt, schreit, schlägt um sich.

Was nützt das aber? Neben uns steht ein Pastor. Ausser seinem Gepäck muss er auch seinen Mantel und seinen Rock hergeben. Jeder weiblichen Person wird ins Gesicht geleuchtet. Wer gefällt, muss mit in die Büsche. Das Weinen, Schreien und Beten wird mir Zeitlebens in den Ohren klingen.

Um drei Uhr morgens ist diese Quälerei beendet. Wir dürfen wieder auf den Bahnsteig gehen. Von fünf Frauen stehen die Gepäckstücke noch herum. Wohin hat man diese Unglücklichen gebracht? Wir können uns darum nicht kümmern. Jeder muss sehen, wie er selbst durchkommt. In ganz kleinen Etappen geht unsere Reise langsam vorwärts. Die Tschechen wollen uns mit der Bahn nicht mehr weiterbefördern. Wir sollen zu Fuss weiter. Nach Tagen gelangen wir nach Elitz. Deutsches Bahnpersonal empfängt uns. Wir waren felsenfest davon überzeugt, nun sicher und geborgen nach Hause zu gelangen, aber wir hatten uns gründlich getäuscht. Bis Reichenbach/Eulengebirge konnten wir mit vielen Schwierigkeiten transportiert werden, dann war die Bahnverbindung wie abgeschnitten.

Ich sprach selbst mehrere Polen, die aus ihrer Heimat von den Russen vertrieben worden waren mit dem Bemerkten, sie sollten nach Schlesiens gehen, dieses Land sei von den Deutschen völlig geräumt, und es bebauen, damit die Acker nicht brach lägen. Die deutschen Städte Glatz und Reichenbach waren aber noch voll von Deutschen. Allerdings hatten die Russen Häuser oder auch ganze Strassenviertel beschlagnahmt. Die Polen und Tschechen haben sich also mit Gewalt Eingang in die noch von Deutschen bevölkerten Gebiete verschafft.

Mit Mühe und Not gelangten wir einige Tage später nach Schweidnitz. Die Stadt hatte im Gegensatz zu Reichenbach schwer gelitten, jedoch war auch hier schon der grösste Teil der Bevölkerung zurückgekehrt. Sogar einige Läden waren geöffnet. Man bezahlte mit deutschem Geld. Zwei Tage hielten wir uns in der Stadt auf und wurden von einem Drogeriebesitzer sehr gut aufgenommen. Sehr hatten hier die Russen schon gewütet und taten dies noch. Auf Lastautos schafften sie weg, was sie erraffen konnten.

Die Zeit verstrich, ich wollte heim. Ich hatte nun die Wahl, nach meinem letzten Wohnsitz Breslau oder nach meiner eigentlichen Heimat Liegnitz, zurückzukehren, und entschied mich, für Liegnitz. Wie sich später herausstellte, als ich in Liegnitz einen Breslauer Arzt traf, hatte ich die richtige Entscheidung getroffen, ohne es zu wissen, denn in Breslau war bei dessen Belagerung die ganze Stadtgegend, in der ich gewohnt hatte, völlig zerstört worden.

Wieder ging es zu Fuss weiter bis Striegau. Hier konnten wir nicht mehr weiter, die Erschöpfung machte sich sehr bemerkbar. Die Stadt sah wüst aus, wohl die Hälfte war abgebrannt. Trostlosigkeit überkam uns. Wir schlepten uns bis ins Schwesternheim und wurden von Schwester Charlotte, einer Bekannten, beherbergt. Sie erzählte mir, dass die Russen sie, ebenso wie andere Schwestern, bald nach der Einnahme der Stadt so oft vergewaltigt hatten, dass sie die Schwesterntracht vor Scham ablegten. Meine Schultern schmerzten vom Tragen des schweren Rucksacks so, dass ich die Nacht über nicht wusste, wie ich liegen sollte. Kurz entschlossen leerte ich meinen Rucksack völlig aus. Meinen Koffer hatte ich schweren Herzens in Schweidnitz zurückgelassen und ging ohne Mantel und nur leicht bekleidet am nächsten Morgen nach Richtung Liegnitz weiter.

Erste Eindrücke in der Heimatstadt.

Vom ersten bis zum letzten Tage fühlte ich mich hier in Liegnitz fremd inmitten vertrauter Häuserreihen. Beschreiben kann man das Chaos schlecht, man muss es selbst erlebt haben. Die Häuser standen zum grössten Teil offen, und jeder hatte Zutritt. Im ganzen Südviertel wohnte nur ein alter Mann. Die Strassen waren menschenleer. An einem grossen Teil der Häuser klebten polnische Plakate mit dem Vermerk, dass sämtliche Wohnungen von den Polen beschlagnahmt seien. Wie wir kurze Zeit später jedoch feststellten, änderte sich das alles ständig.

Die Wohnungen waren unbeschreiblich verwüstet. Die wenigen Möbel; die meist nur noch vorhanden waren, waren zum grössten Teil zerschlagen und beschmutzt. Bilder, Bettfedern, zerrissene Wäsche, Bücher, Hausrat, alles lag wild durcheinander. Die Bettfedern konnte man meist nicht mehr verwenden, da die Scharen überall Kothaufen hingesetzt hatten, sodass ein Pestilenzgestank die Räume erfüllte. Dicke Maden krochen überall herum. Die Klosetts waren grösstenteils verstopft und übergelaufen. Auf den Strassen häufte sich der Unrat zu gewaltigen Bergen. Es gab sogar die sogenannten Möbelfriedhöfe, z.B. am Haus der Wehrmacht und an der Niederkirche. Zu Hunderten türmten sich dort Möbelstücke auf und waren Wind und Wetter ausgesetzt. Ein Wegräumen von Unrat gab es bei den Russen anscheinend nicht. Die Strassen waren monatelang mit Glasscherben besät.

Wohn- und Daseinsmöglichkeiten für die Deutschen.

Die Deutschen waren für die Russen wie für die Polen Vogelfrei. In den ersten Wochen nach dem Waffenstillstand erhielten wir mit vieler Mühe irgendein zerschlagenes und verunreinigtes Zimmer inmitten der Stadt. Einige der verrufensten und hässlichsten Strassen im Stadttinnern wurden uns Deutschen zugewiesen. Vereinzelt bewohnten Deutsche auch Wohnungen in weiter ausserhalb gelegenen Strassen, aber meist war dies nicht von längerer Dauer, denn stündlich konnte man damit rechnen, mit Fusstritten und Püffen und unter Verlust seiner letzten Habe herausbefördert zu werden. Im Folgenden ein Beispiel hierfür: Unser ehemaliger Hausmeister von unverändert idealistischer sozialistischer Einstellung wollte seine einstige Wohnung im Südviertel der Stadt wieder beziehen. Er war gerade damit beschäftigt, den grössten Schmutz zu beseitigen, als ein paar verwehrlost aussehende Polen ihn in unflätigster Weise beschimpften. Voll Unruhe verbrachte er die Nacht. Als er am nächsten Tage von seiner Arbeit heimkehrte, er war Tischler und bei der deutschen Kommandantur beschäftigt, wurde

- 11 -

er wieder grob belästigt. Man schloss ihn für ungefähr eine Stunde in der Küche ein, dann musste er für die Polen Kaffee kochen. Wie er dem erlauschten Gespräch entnahm, sollte er erschossen werden. Nur der Umstand, dass er nachweisen konnte, in früheren Jahren der Sozialdemokratischen Partei angehört zu haben, rettete ihn vor dem Schlimmsten. Jedoch erhielt er dafür, dass er Deutscher war, mehrere so kräftige Ohrfeigen, dass er tagelang schwerhörig war.

Die chaotischen Zustände steigerten sich von Woche zu Woche. Die Polen wurden immer zudringlicher. Zweimal im Juli 1945 versuchten sie, wie ich allenthalben hörte, in ganz Schlesien schlagartig die Deutschen zu vertreiben. Die Haustüren wurden eingeschlagen, bewaffnete Polen und zum Teil auch Russen drangen in die Wohnungen ein und warfen mit Gewalt alle Hausbewohner binnen 5 Minuten auf die Strasse. Diese konnten nur das mitnehmen, was sie in der Hast erreichen konnten. Vollständig ausgeplündert und verwüstet boten die Wohnstätten nach ganz kurzer Zeit einen entsetzlichen Anblick. Man begann mit dieser Massnahme in ganz Schlesien am gleichen Tage, und zwar am 8. Juli 1945. Auf Kranke wurde keinerlei Rücksicht genommen. Viele betteten ihre Kranken in einen Leiterwagen und zogen so nach Westen. Unglücklicherweise setzte ein Landregen ein, der etwa eine Woche anhielt. Bald waren die Landstrassen von den Flüchtlingen verstopft. Zu essen und zu trinken gab es ausser Wasser nichts. Deutsches Geld hatte keine Gültigkeit, geöffnete Läden gab es nicht. Abgestumpft schlichen die Unglücklichen auf den Landstrassen weiter. Unterkunft zum Schlafen fand ein grosser Teil von ihnen nicht. Nur dem ersten Flüchtlingsschub gelang es, Restdeutschland zu erreichen, die übrigen Deutschen, schätzungswise dreiviertel der Ausgewiesenen,

wurden von den Russen wieder zurückgejagt mit der Begründung, dass keine Anweisung für eine Landesverweisung vorliege. Vollkommen erschöpft, verhungert, zerlumpt und erfroren kamen die Armen zurück, irgendwo schlüpfen sie unter, nahmen heimlich aus den leerstehenden Häusern, was irgend noch zu gebrauchen war, und vegetierten weiter. Leben konnte man diesen Zustand nicht mehr nennen. Sicher war man nie. Immer wieder versuchten die Polen und auch die Russen, in die Häuser einzudringen und alles das gewaltsam wegzunehmen, was die Deutschen etwa noch besaßen. Im Sommer und Herbst 1945 waren die Deutschen im Innern der Stadt noch einigermaßen sicher. Aber im folgenden Winter und im Frühjahr 1946 wurde der Zustand unerträglich. Am Abend, in der Nacht, ja selbst am Tage drangen bewaffnete Scharen in die Häuser ein, schlugen die Deutschen Bewohner, vergewaltigten die Frauen, plünderten. Niemand stand uns bei, Polizei gab es nicht. Die polnische Miliz war dafür bekannt, höchst grausam zu verfahren. Sie scheute sich nicht, auf grossen Lastwagen oftmals den Rest der gebliebenen Habe fortzuschaffen. Eine Bekannte aus Glogau, Mutter von 5, zum Teil schon erwachsenen Kindern, siedelte im Spätherbst 1945 vom Land in die Stadt Liegnitz über. Eines Nachts zertrümmerte ^{eine} Schar bewaffneter Miliz die Haustür, schlug beide Töchter und die Mutter mit Fäusten und Gewehrkolben ins Gesicht und raubte alles an Kleidern und Lebensmitteln. Betten, Stühle, Kartoffeln wurden auf den untenstehenden Lastwagen gepackt, und dann fuhren die Polen weiter und plünderten solange, bis der Lastwagen voll beladen war.

Anfang des Jahres 1946 wurde selbst auf die Deutschen, die im abgegrenzten Deutschen Viertel wohnten, keine Rücksicht mehr genommen. Binnen 5 Minuten vertrieb man uns aus den Wohnstätten, Polen zogen ein, und wir hockten auf der Strasse auf ein paar armseligen Wäschebündeln. Davon von einer Ausweisung keine Rede war, wir auch hörten, dass es unmöglich sei, über die Grenze zu gelangen, kroch

man immer enger zusammen, bis schliesslich die Stadt Liegnitz am 1. Juli 1946 von den Deutschen zwangsevakuert wurde.

Die Lebensbedingungen für jeden Deutschen waren unerhört schwer. Deutsches Geld wurde nicht in Zahlung genommen. Wer beim Russen oder Polen arbeitete, erhielt in den seltensten Fällen Bezahlung in polnischem Geld. Man musste zufrieden sein, eine Wassersuppe oder ein Stück trockenes Brot als Lohn zu erhalten.

Wer wegen Krankheit oder hohen Alters nicht arbeiten konnte, musste Schmuck oder Wäsche gegen Lebensmittel umtauschen oder langsam verhungern. Die erschütterndsten Szenen spielten sich ab. Von den Russen oder Polen war kein Erbarmen zu erwarten. Wer elend unkam, wurde in ein Laken oder einen Sack gehüllt, auf einen Leiterwagen gelegt und im Massengrab beigesetzt. Zahlenmässig wird nie festzustellen sein, wieviel Unglückliche durch Hunger und Seuchen umgekommen sind.

Für diejenigen, die krank wurden, sah es besonders traurig aus. Nicht genug, dass sie nicht in der Lage waren, für sich selbst und ihre Kinder das Essen zu verdienen, fehlte es auch an den nötigen Medikamenten und an dem Geld, um sich etwa solche zu beschaffen. Ich selbst befand mich längere Zeit in dieser Lage. Eine Blutvergiftung, höchstwahrscheinlich durch Kleiderläuse und das Kratzen hervorgerufen, machte mir schwer zu schaffen, Verbandmaterial besass ich nicht. So sammelte ich herumliegende Russenhemden und Hosen, in denen noch die Kleiderläuse sasssen, wusch sie und riss Streifen davon als Verbandsstoff ab. Das führte ich vier Monate lang durch.

Eine eigenartige Methode, die Deutschen zur Arbeit zu zwingen, bestand darin, dass Frauen und Männer auf der Strasse aufgegriffen wurden und zwangsweise irgendwo einen Tag oder meh-

rere Stunden arbeiten mussten. Es kam oft vor, dass Deutsche auf dem Wege zur ihrer eigentlichen Arbeitsstätte trotz ihres Ausweises auf solche Weise mit Gewalt entführt wurden. Oft zerriss auch der Pole den Arbeitsausweis des Deutschen und begann nun mit ihm was ihm beliebte. Meistens arbeitete der Deutsche unter diesen Umständen, ohne Bezahlung und, was noch schlimmer war, ohne Essen zu bekommen.

Mit uns ging man nicht sanft um. Mit Puffen und Schlägen wurden wir zur Arbeit angetrieben. In der letzten Zeit scheute sich der Pole auch nicht, im Falle irgendeines Ungehorsams hinter uns herzuschiessen.

Sehr zahlreich waren die Fälle, in denen Deutsche ohne Grund auf der Strasse aufgegriffen wurden und tagelang ohne Nahrung im Gefängnis zubringen mussten. Viele wurden geschlagen, ohne dass sie wussten, warum. Hierfür ein Beispiel: Frau Peters, Mittelstr. 66 wohnhaft, Mutter von 2 kleinen Kindern, wurde früh beim Einkauf von Brot von der Miliz aufgegriffen und sass eine Woche lang im Gefängnis auf der Feldstrasse, ohne dass ihr irgend etwas zur Last gelegt werden konnte. Wir wunderten uns zunächst sehr, dass die Frau von ihrem kurzen Gang nicht zurückkehrte, und nahmen uns, so gut es ging, der hilflosen Kinder an.

Verhalten^{nis} der Polen und Russen untereinander.

Die Zeitungsmeldungen laufen darauf hinaus, dass der Pole seine neuerworbenen Westgebiete beherrscht, aber davon haben wir in Schlesien bis Mai 1946 nichts gespürt. Die Russen waren Herren in diesen Gebieten und bestimmten in allen wichtigen Fragen. In der ersten Zeit wunderten wir uns oft, woher die vielen Polen kamen, später erfuhren wir dann, dass die Russen innerhalb kurzer

Frist die Polen aus ihrem ursprünglichen Heimatgebiet herausgedrängt hatten mit der Begründung, sie sollten nach dem menschenleeren Schlesien gehen und sich aneignen, was der Deutsche besitze. Demgemäss handelten die Polen: Meist erschien der Pole allein oder in Begleitung polnischer Miliz. Die Deutschen waren gezwungen, Schränke, Kommoden, oder sonstige Behältnisse zu öffnen, und dann nahm sich jeder, mit den Worten: "Alles mein", was er brauchte. Gefielen ihm die Betten, Matratzen oder sonstigen Möbel, so hielt einen Tag später ein Lastauto vor der Tür, und alles wurde aufgeladen. Wie der Pole sich fremdes Eigentum aneignete, mag folgendes Beispiel zeigen: Ich arbeitete im Frühjahr 1946 in Gassendorf bei Liegnitz bei einem polnischen Militärkommando, das unter russischem Befehl stand. Das polnische Militär hatte ursprünglich seinen Sitz in der Nähe von Sorau. Da die Polen keine Fachkräfte hatten, wurde ein deutscher Maschinenschlosser gezwungen, längere Zeit hindurch in Gassendorf zu arbeiten. Er erzählte uns, dass dort jeder Deutsche beim Polen arbeiten musste. Während die Deutschen an ihrer Arbeitsstelle waren, wurde planmässig Haus für Haus erbrochen, ein Lastwagen fuhr vor, und alles, was zu gebrauchen war, wurde mitgenommen.

Wie verhielten sich nun die Russen? In den ersten Monaten bis ungefähr August 1945 versuchten uns die Russen meist gegen die Polen zu schützen. Wurde uns also irgendetwas entwendet, und wir konnten einen Polen als Täter angeben, so erschien - ersichtlich gern - der Russe und nahm dem Polen das entwendete Gut wieder ab. So erstaunlich es klingt, der Russe konnte den Deutschen im allgemeinen viel besser leiden als den Polen. Wir hatten dies bald heraus und brauchten dem Russen nur zu sagen: "Russki gut, Polski schlecht", so strahlte der bärbeissigste Russe. Ich selbst habe mich mit vielen Russen unterhalten, die ihre Wut gegen den Polen nur schwer mässigen konnten. Einige Schlägereien zwischen Russen

und Polen habe ich selbst beobachtet. Dass der Russe die Oberhand hatte, ersah man auch an den Wohnverhältnissen. Einige Zeit nach dem Waffenstillstand beschlagnahmten die Polen den gesamten Südblock der Stadt Liegnitz für sich. Ein grosser Teil der Häuser wurde mit polnischen Schildern versehen, auf denen zu lesen war, dass das Haus mit allem, was darin noch vorhanden war, dem Polen gehöre. Die Häuser standen alle noch offen, jeder Russe und Pole hatte ungehindert Zutritt. Mit Zittern und Bangen ging auch mancher Deutsche hinein. Jeder holte sich, was er brauchte und schleppen konnte. Schon nach wenigen Tagen waren alle Häuser so gut wie leergeräumt, und grauenhaft verwüstet. Die Russen rissen die polnischen Zettel ab und zogen in einige Häuser selbst ein. Einige andere Häuser, die von Polen bewohnt wurden, mussten von den Polen geräumt werden, die in das Stadtviertel hinter der Katzbach, die sogenannte Karthause, vertrieben wurden. So wechselte der Besitz hin und her. Einmal waren die Stadtmühle, der Bahnhof, das Elektrizitätswerk, die Gasanstalt, kurz alle wichtigen Betriebe in polnischer Hand, dann übernahmen die Russen die Verwaltung, und das wechselte öfters. Wir Deutschen wurden aus diesem Durcheinander nicht mehr klug.

Viele Polen, die während des Krieges in Deutschland gearbeitet hatten und auch offen zugaben, sich dabei recht wohl gefühlt zu haben, lobten die deutsche Genauigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit sehr und behaupteten frei und offen, dass unter deutscher Verwaltung Schlesien in kurzer Zeit wieder aufblühen würde. Die Polen hassten die Russen und schüttelten den Kopf über solche sinnlose Zerstörungswut und hemmungslose Sittenlosigkeit. Während meiner Tätigkeit beim polnischen Militärkommando hatte ich öfter Gelegenheit, Zeuge bei Gesprächen zu sein, oder wir sprachen auch

- 17 -

ganz offen mit den Polen über das politische Durcheinander. Manche Polen sprachen sich sehr abfällig darüber aus, dass die polnische Regierung aus zwei sich erbittert bekämpfenden Parteien bestünde, der Kommunistischen und der Nationalen, ferner darüber, dass die Russen doch über alles bestimmten und die Polen an und für sich nichts zu sagen hätten.

Für die Richtigkeit dieser Letzteren Auffassung ein sichtbares Zeichen war für uns, dass das polnische Militärkommando in Gassendorf einem russischen Kapitän unterstand. Wie wir aus den Reden der Polen entnahmen, gestatteten die Russen ihnen nur einen zweitägigen Urlaub, weil zu viele Polen sich in den Wäldern versteckten und als Banden herumtrieben. Beispielsweise habe ich selbst erlebt, dass ein polnischer Offiziersbursche, mit dem ich zusammen Zimmer aufräumen musste, eines Tages unter dem Vorwand, in Liegnitz einen Zahnarzt aufzusuchen, verschwand und einfach nicht mehr wiederkehrte. Der russische Sergeant von Lobendau, ein grosser Polenfeind, sprach offen davon, dass die Russen die Polen aushungerten.

Ausgezeichnet vertrugen sich Russen und Polen aber in einem Punkt, im Trinken. War die Feindseligkeit auch noch so gross, wenn es galt, etwas in Schnaps zu vertauschen, so waren sich beide Nationalitäten stets einig. Wir Deutschen hatten dann nichts zu lachen, denn ein betrunkenen Russe ist zu allem fähig. Der Russe kennt sich dann selbst nicht und weiss am nächsten Tage nicht mehr, was er angerichtet hat. Ich habe selbst gesehen, wie zwei betrunkene Russen unsere siebzugjährige Nachbarin, die ^{ihr}zweijähriges Enkelkind auf dem Arm hielt, auf schamloseste Art zu vergewaltigen versuchten. Polen kamen hinzu. Anstatt aber zu helfen, klatschten sie Beifall und spornten die Russen noch an.

Als Landarbeiterin auf der Kolchose Gassendorf.

Oft ist mir die Frage gestellt worden, warum ich als Städterin mich entschlossen habe, die schwere Arbeit in der Landwirtschaft anzunehmen. Die Antwort ist ganz einfach: Der Hunger trieb mich aus der Stadt. Die wenigsten können sich wohl eine Vorstellung davon machen, wovon wir eigentlich gelebt haben, da es doch bis zum Abschluss der Ausweisung keine Lebensmittelmarken und keine Bezahlung für Deutsche gab. Ich will ein wenig Licht in dieses Dunkel bringen.

Ein Teil der Bevölkerung, die während der Besatzungszeit in Liegnitz geblieben war, besass noch etwas Wäsche, Kleider, Schmuck, Möbel oder sonstigen Hausrat. Wer es mit den Vorschriften nicht sehr genau nahm, ging in die geöffneten Häuser und holte sich heraus, was er wollte. Als ein grosser Teil der deutschen Einwohner nach dem Waffenstillstand zurückkehrten und in ihrer Wohnung nichts mehr vorfanden, wollten sie wenigstens die nötigsten Gebrauchsgenstände wiederhaben. Was daher an Töpfen, Tellern und sonstigem Hausrat gebraucht wurde, besorgte man sich aus anderen Wohnungen. Als die Not später immer grösser, der Vorrat an Kartoffeln immer knapper wurde, verkaufte ein jeder ein Stück von seiner Habe nach dem anderen auf dem schwarzen Markt und kaufte für das erhaltene polnische Geld Lebensmittel.

Ich kam ohne alle Habe in meiner Heimatstadt Liegnitz an, Was sollte ich also verkaufen? Zum Stehlen fehlten mir die Bedenkenlosigkeit und die Geschicklichkeit. Meine Arbeit in der Gärtnerei Lazarettes des russischen ~~Ingenieur~~ ^{Lazarettes} verlor ich nach drei Wochen wieder, weil 600 geschlechtskranke Russinnen das Lazarett bezogen und einen Teil der Arbeit selbst verrichten sollten. Nachdem ich nun drei Tage lang

überall vergebens um Arbeit gebettelt hatte und einen kaum vorstellbaren Hunger verspürte, liess ich mich durch die grosszügige russische Arbeiterwerbung dazu bewegen, mich nach dem Kolchosbetrieb von Gassendorf Krs.Liegnitz aufzumachen.

Wie ich jetzt aus den Zeitungen der amerikanischen Zone erfahren habe, wussten die Russen schon im Juli 1945, dass Schlesien der Verwaltung Polens unterstellt sei. Mir ist es daher unverständlich, weshalb grosse Plakate aushingen, dass sich Deutsche mit ihrer Familie in Gassendorf ansiedeln könnten. Wer also hoffnungsvoll nach Schlesien zurückkehrte, wurde später bitter enttäuscht.

Allmählich kam uns das Verständnis dafür immer mehr, dass die Russen unendlich viel versprochen und rein nichts hielten. Wir haben ihnen dann auch unsere Enttäuschung offen zum Ausdruck gebracht.

Den Weg zu Fuss nach dem neun Kilometer von Liegnitz entfernten Gassendorf hatte ich mir recht einfach vorgestellt. Erst unterwegs wurden mir die Schwierigkeiten klar: Sämtliche Wegweiser waren entfernt oder durch russische ersetzt. Auch traf ich unterwegs nicht einen einzigen Deutschen. Die Dörfer waren alle völlig leer. Wie ich später hörte, wurden von der Ausweisung durch die Polen im Juli 1945 sämtliche Dörfer betroffen. Nicht ein Deutscher durfte darin zurückbleiben. Allerdings kehrte ein Teil der Dorfbewölkerung nach einigen Wochen wieder zurück. Auf dem langen Wege nach Gassendorf traf ich nur zwei oder drei Ukrainer, die meinen Jungen und mich verwundert anstarrten. Mir wurde es bald unheimlich. In unserer Angst liefen wir von einem Dorf zum anderen, ohne die Namen der Dörfer zu wissen. Die wenigen uns begegnenden Ukrainer beherrschten die deutsche Sprache nicht. Ein schweres Gewitter zog auf. Von 1 Uhr Mittags bis 8 Uhr abends hatten wir mindestens

6 Dörfer passiert, ohne einen deutschen Bewohner zu entdecken, ja ohne überhaupt zu wissen, wo wir uns befanden. Wir beschloßen schliesslich, im Freien zu übernachten, als ein Wanderbursche des Weges kam und sich als Deutscher herausstellte. Er war sogar vom Arbeitskommando Gassendorf. Dort assen wir sehr hungrig unsere Wassersuppe mit einem Stück trockenem Brot. Später kam ein 22 jähriger Russe, dem die Verwaltung oder vielmehr Aberntung des Gutes übertragen war, und wies uns, meinem Jungen und mir, Schlafstellen zu. In einem kleinen Raum, worin schon eine Frau mit vier Kindern hauste, machte er eine auffordernde Bewegung nach der Wand hin und sagte nur: "Da schlafen". Zunächst glaubte ich, der Russe hätte sich im Raum geirrt, denn ausser der leeren Wand, an welcher höchstens eine Person sich ausstrecken konnte, enthielt der Raum keine weitere Schlafmöglichkeit. Höflich fragte ich noch einmal um Bescheid, aber mit den barschen Worten: "Halt's Maul, schlafen" war die Sache abgetan. Mein Kind und ich wickelten uns in die einzige uns verbliebene Decke und ergaben uns in unser Schicksal. Im Morgengrauen wurden wir durch unzählige Stiche und durch Gesumm wach. Im Halbschlaf glaubte ich wegen des Rauschens an der See zu sein; als ich völlig munter wurde, sah ich mit Schrecken, dass Mücken und Fliegen die Ursache waren. Unsere Körper waren schwarz von Fliegen. Pestilenzartiger Gestand drang zum Fenster herein. Unrat und Schmutzhaufen überall, wohin der Blick fiel. Um 1/2 6 Uhr, nach deutscher Zeit 1/2 4 Uhr, läutete die Hofglocke zum Aufstehen. Bald darauf wurde die Tür aufgerissen, und der Aufseher stürmte herein. Die Russen hatten nämlich ihren besonderen Spass daran, während des Ankleidens in unsere Zimmer zu kommen. Meist gingen sie nicht eher wieder weg, bevor wir nicht das Kleid übergezogen hatten. Abschliessen konnten wir die Zimmertür nicht, da das Schloss zertrümmert war und ausserdem hätte dies auch kaum Zweck gehabt.

Mit Gewalt pflegte man so heftig an der Tür zu rütteln, bis sie zu öffnen ging.

Schon nach der ersten Nacht war uns klar, dass der Zustand mit unserem Zimmer nicht von langer Dauer sein könnte. Wir baten die Russen um Abhilfe. Sie lehnten dies ab, aber sowie meine Zimmergenossin sich in Zärtlichkeiten mit dem Aufseher einliess, erhielten sie und ihre Kinder einen grösseren Raum. Mir gab man trotz meines heftigen Protestes einen ehemaligen Lokomotivputzer aus Liegnitz als Zimmergenossen. Dieser hatte wohl das übelste Benehmen, das mir je vorgekommen ist. Er stand aber mit dem russischen Aufseher auf gutem Fuss. Mir blieb also keine Wahl. Zuleide tat er mir nichts. Es kam auch niemals zu Streitigkeiten zwischen uns. Der Russe betrachtete uns beide als Mann und Frau, und das hatte seinen Vorteil, denn ich erhielt dadurch viel Schutz.

Wir Kolchosenarbeiter waren durchweg Städter. Wie in den umliegenden Dörfern, so waren auch in Gassendorf die Bewohner sämtlich im Juli 1945 von den Polen vertrieben worden. Erst im August kehrten dreiviertel der Einwohner wieder heim. Die Bauernhäuser standen sämtlich offen. Jeder holte sich in Kisten und Körben, was ihm beliebte. Bettstellen, Schränke, Tische, Kommoden, Federbetten, Teller und Töpfe, kurzum alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde binnen wenigen Tagen weggeholt. Nur die grauenhafteste Verwüstung blieb zurück. Die Russen stellten uns frei, zu gehen und uns zu holen, was wir brauchen könnten. Das war also damals in Schlesien so üblich.

Die Russen und Polen schöpften nur aus dem Vorhandenen und verbrauchten alles., aber wer schaffte etwas Neues? Wer baute etwas an? Wer ergänzte das Vernichtete? Mit dem Wiederaufbau angefangen hat bis zum Mai 1946 wohl niemand. Die Deutschen wollten dies, aber sie konnten und durften nicht.

Wie muss man sich den Zustand des bis dahin reichen und kulturell hochstehenden landwirtschaftlich genutzten Gebietes vor-

stellen? Leere und offenstehende Häuser ohne Fensterscheiben, Unkraut-
umwuchert und verunreinigt, Ratten und Mäuse in Mengen, zum Teil un-
abgeerntete Felder, früher fruchtbares Ackerland, jetzt gänzlich ver-
unkrautet und brauchliegend. In keinem Dorf sah man noch eine Kuh,
ein Pferd oder Schwein, geschweige denn Kleinvieh oder auch nur etwa
eine einzige Taube. Alles hatten die Russen ostwärts geschafft oder
aufgebraucht. Fehlte Brennmaterial, so wurden meist ganze Wälder ein-
geschlagen oder aus den vielen leerstehenden Häusern die Fensterkreuze
und Türen herausgerissen, gleich an Ort und Stelle zerschlagen und
verfeuert. Sogar die Treppenaufgänge und Geländer benutzten die Rus-
sen und Polen als Brennmaterial. Ja sogar ganze Häuser wurden im
Laufe der Zeit für Heizzwecke abgedeckt. Unsere beiden Lauben auf
unserem Grundstück im Süden der Stadt Liegnitz wurden so gleichfalls
vollständig von den Russen, die unser Haus bewohnten, verfeuert.

Mit Möbeln wussten die Russen offenbar nicht viel anzufangen.
Die schönsten Speisezimmermöbel, Bücherschränke, Kommoden usw. zer-
schlug man und steckte sie in den Ofen.

Alles dies geschah während der ersten Waffenstillstandsmonate.
In dieser Zeit wurde die hauptsächlichste Verwüstung angerichtet.
Planmässig räumten die Russen alles aus, was für sie noch von Wert
war, beispielsweise alle Nähmaschinen, Klaviere, Flügel, Badewannen,
Wasserhähne, elektrische Anlagen, Betten, Matratzen, Teppiche. Was
sie nicht wegbefördern konnten, vernichteten sie. Tagelang standen
oftmals bei Regen, Lastwagen mit den kostbarsten Teppichen und Möbel-
stücken herum, bis das wertvolle Gut vermoderte und verkam.

Der grösste Teil der landwirtschaftlichen Maschinen wurde nach
Aberntung der Felder im Herbst 1945 sinnlos der Vernichtung preisge-
geben. Sämaschinen, Dreschmaschinen usw. standen auf den Feldern
herum und waren Wind und Wetter ausgesetzt. Im Frühjahr 1946 war dies

alles unbrauchbar geworden. Man muss die Frage stellen, warum die Russen nicht all diese wertvollen Güter haben den Polen zukommen lassen. Wir beschäftigten uns oft mit dieser Frage.

Leben auf der Kolchose.

Die Arbeitseinteilung in dem landwirtschaftlichen Betrieb, in welchem ich arbeitete, klappte nie. Jeder Russe machte, was ihm beliebte und was ihm persönlich die grössten Vorteile einbrachte. Der Leutnant, ein Tartare, der leider kein Wort Deutsch verstand, hegte sicherlich keinen Hass gegen uns. Wir hätten es gut bei ihm gehabt, aber er hatte nichts zu sagen. Es war überhaupt auffallend, dass bei den Russen ein Leutnant oft weniger zu vermelden hatte, als der Sergeant. Auch die Disziplin den Vorgesetzten gegenüber liess viel zu wünschen übrig. Vielleicht lag dies daran, dass die Vorgesetzten im allgemeinen ein viel zu hemmungsloses Leben führten und oft bei ihres Liebesabenteuern wie auch in der Trunkenheit den ihnen Unterstellten wenig Achtung einflössten.

So schickte mich beispielsweise eines Nachmittags der russische Aufseher zum Leutnant, um über eine Mehllieferung für den Betrieb zu verhandeln. Ich wurde in das Zimmer des Leutnants geführt und sah ihn zu meinem grössten Staunen mit seiner Freundin in einem Bett in inniger Umarmung liegen, und so besprach er alles Nähere mit mir. Mehrere russische Soldaten waren gleichfalls zugegen, ohne dass die beiden sich in ihren Zärtlichkeiten stören liessen.

So waren wir also der Willkür einzelner Russen ausgesetzt.

Unser trockenes Stück Brot teilte uns der Aufseher nach eigenartigen Grundsätzen zu. Wer ihm gefiel, besonders die jungen Mädchen, erhielt ein grosses Stück. Wer ihm dagegen nicht angenehm

war oder wer nicht stramm hintereinander auf dem Felde gearbeitet hatte, bekam nur ein kleineres Stück. Manche bekamen auch wegen geringfügiger Kleinigkeiten gar kein Brot.

Manchmal wurde uns auch die warme Suppe entzogen. Beispielsweise erhielt ich an einem kalten regnerischen Novembertag kein warmes Essen, weil ich mir einige Augenblicke die Hände wärmen wollte und die Arbeit unterbrochen hatte. Eine andere Frau erhielt die gleiche Strafe, weil sie mit verschränkten Armen zu langsam über den Hof gegangen war.

Das Essen war erbärmlich schlecht. Trotz entschiedenen Protestes, dass wir bei so minderwertiger Kost zur Arbeit nicht fähig blieben, erhielten wir tagtäglich früh, mittags und abends immer die gleiche magere Kartoffelsuppe oder eine angebrannte Suppe von einer Art Weizenschrot. Wären wir durch die viele Arbeit im Freien nicht so ausgehungert gewesen, so hätten wir auf das Essen oft verzichtet. Manchmal war das Essen, besonders auch durch die vielen Fliegen und Haare, die sich darin fanden, so ungeniessbar, dass wir doch lieber hungerten. Der Koch, ein grosser Deutschenhasser, liess anscheinend absichtlich das Essen so oft anbrennen, denn bezeichnenderweise kam dies beim Essen der Russen höchst selten vor. Später erzählte mir eine in der Küche beschäftigte Ukrainerin, es sei ihnen verboten, während des Kochens die für uns bestimmten Kessel mit Essen umzurühren, sodass es notwendigerweise anbrennen musste.

Durch die veränderte minderwertige Kost verursacht, litt jeder von uns an langanhaltendem Magen- und Darmkatharrh. Wie mir später ein mir bekannter Liegnitzer Arzt erklärte, griff diese ungewöhnliche Erkrankung in Liegnitz und Umgebung schnell mehr und mehr um sich. Für uns in Gassendorf war diese Plage kaum tragbar. Die zwei Klosetts des von uns bewohnten früheren Inspektorhauses waren so verstopft und übergelaufen, dass der Schmutz sogar

mehrere Zentimeter hoch den Fussboden bedeckte. Man konnte also nicht einmal den Raum betreten, ohne knöcheltief in dem Kot zu versinken. So ging jeder, Mann oder Frau, stattdessen in die anschliessende Scheune, bis auch dies aus Schikane verboten wurde und uns in grosse Verlegenheit brachte.

Bei manchen trat der Ka tharrh so schwer auf, dass sie schon vor dem Frühstück mehrmals die Scheune aufsuchen mussten. Wie an anderer Stelle hervorgehoben, gab es ja keinerlei Medikamente, ebenso wenig nahm man etwa in der Kost auf Kranke irgendwelche Rücksicht.

Aber auch an diese Widrigkeiten gewöhnten wir uns ein wenig. Allerdings war ein grosser Teil von uns diesen primitiven Lebensbedingungen nicht gewachsen. Bei Nacht und Nebel verschwand einer nach dem anderen. Die Behandlung wurde immer unwürdiger. Ukrainerinnen mussten uns Deutsche auf Schritt und Tritt bei der Feldarbeit beobachten. Manchmal fielen wir vor Hunger und Erschöpfung um, aber an ein Ausruhen war nicht zu denken. Einmal ruhte ich mich für 5 Minuten aus, weil ich sonst einfach ohnmächtig geworden wäre. Als dies dem Aufseher gemeldet wurde, wollte er mich mit der Reitpeitsche schlagen. Ich erhielt zur Strafe den Tag über kein Brot.

Eines Tages entfernte ich mich während der Arbeitspause etwas zu weit von meinem Arbeitsplatz. Ein Russe lief mir nach und trat mehrmals mit voller Wucht mit seinen schweren Stiefeln in meinen Rücken. Meine Beschwerde beim Leutnant blieb ohne Erfolg.

Die Lebensmittelversorgung lag in den Händen eines 16jährigen Russen, der elternlos aufgewachsen und schon mit 12 Jahren in das Heer eingetreten war. Voll Stolz zeigte er jedem seine Auszeichnungen, die er mit 14 Jahren dafür erhalten hatte, dass er mehrere spionageverdächtige Deutsche erschoss. Er war der unerzogenste, dreisteste und verkommenste Junge, der mir je begegnet ist. Von früh bis spät trieb er sich herum, trank unheimliche Mengen

Alkohol und fiel dann in irgendeine Ecke. In diesem Punkt waren sich zwar alle Rassen gleich, aber bei diesem Jugendlichen war die Wirkung besonders beschämend. Uns Deutsche behandelte^{er} - ausser seinen intimen Freundinnen, - wie Sklaven. Einmal warf er mutwillig seine Mütze in hohem Bogen über die Verande in den Garten und befahl darauf einer älteren Frau, die todmüde von der Arbeit kam, die Mütze sofort zu holen. Da die Frau sich weigerte, erhielt sie kein Essen. Wegen seines rabiaten Auftretens war er allgemein sehr gefürchtet. Galt es, in irgendeiner Sache gegen Polen vorzugehen, so beteiligte er sich mit Begeisterung.

Anfang August 1945 mussten wir unsere Behausung im ehemaligen Inspektorhaus binnen 5 Minuten räumen, da Russen dieses Quartier bezogen. Mir wurde das total zerstörte Kaufmannshaus am Ende des Dorfes als künftige Behausung zugewiesen. Es war dort unheimlich. Am zweiten Abend unseres dortigen Wohnens kam eine Schar wüst aussehender Polen und begehrte Einlass. Mein Junge schlief oben, und ich stand vor der Haustür, den verwilderten Gestalten gegenüber. Etwa 12 Polen wollten gewaltsam in das Haus eindringen. Mit geballten Fäusten standen sie vor^{mir} In der gegenüberliegenden Scheune lagerte eine Anzahl zerlumpter Gestalten. In meiner Todesangst entwischte ich ihnen allen und rannte nach dem Gutshof. Ich benachrichtigte die Wache, und meine Meldung wurde weitergegeben. Mit Maschinenpistolen bewaffnet zogen etwa zehn Russen gegen die Eindringlinge, offenbar voll Freude, etwas gegen die Polen unternehmen zu können. Der polnische Anführer wurde gerufen, und scharfe Reden gingen hin und her. Die Polen mussten versprechen, am nächsten Morgen abzugehen. An allen Gliedern zitternd stand mein Junge am Fenster. Die Polen wollten ihn, weil er die Tür nicht öffnete, totschiessen. Das Türschloss war durch das Rütteln verbogen. Vorsichtig, um nicht gesehen zu werden, kletterte ich, mich an den Weinranken hochziehend, ins Fenster. Gegenüber brannte die ganze Nacht hindurch die polnische

Lagerfeuer.

Eine Reise in Schlesien.

Der August 1945 ging zu Ende. Wir besaßen nur das Allernotwendigste an Kleidung. Zwei Koffer und einen vollgepackten Rucksack hatte ich in Schweidnitz und Striegau auf dem Rückmarsch liegen lassen. Wenig Hoffnung bestand, noch irgendetwas davon vorzufinden. Mit der Bahn zu fahren war unmöglich, denn erstens besass ich kein polnisches Geld, und zweitens verfuhr man mit den Deutschen auf der Bahn sehr schlimm. Was tun? Zwei Tage gab mir der Russe Urlaub, aber nur für Liegnitz. Wir stellten uns also auf der Landstrasse auf und hatten Glück: Für kleinere oder grössere Strecken nahmen uns Russen im Auto mit. Ohne meinen Jungen hätte ich diesen Weg niemals wagen können, denn jeder Russe verlangt einen Dank. Wenn unsere Not nicht so gross gewesen wäre, hätte ich mich niemals solchen Glücksfällen anvertraut.

Wie sah unser schönes Schlesien nun aus? Die Dörfer waren kahl und verödet. Vereinzelt standen abgehärmte Deutsche vor ausgeplünderten und zerschlagenen Häusern. Kein Garten, kein Feld war bestellt. Die Deutschen verhungerten buchstäblich auf ihrem früheren Grundbesitz.

Vor Striegau machten wir Rast. Die dortigen Deutschen erzählten mir, dass jeden Einzelnen der Hungerthypus erfasst hatte. Ihre Nahrung bestand nur aus Kartoffeln mit Salz. Die Gemeindegewesterin in Striegau bestätigte mir dies alles. Die Polen hatten auch hier überall in den Dörfern und Städten am 8. Juli 1945 schlagartig alle Deutschen kurzerhand aus ihren Häusern getrieben und auf die Landstrasse gejagt. Die Russen trieben dann die Deutschen sämtlich wieder zurück. Also überall das gleiche Bild.

Als ich von all diesem geschauten Elend am dritten Tage nach Gassendorf wieder zurückkehrte, wohnte die GPU in meiner Be-

Behausung. Ich wurde von meiner Tür weggejagt. Am nächsten Morgen nach Abzug der Russen durfte ich wieder in mein Zimmer. Alles war kurz und klein geschlagen, mein sorgsam gehüteter Zucker und Syrup mit Benzol übergossen, mein letztes Nachthemd und die Schürze in kleine Fetzen gerissen und mein Federbett mitgenommen. Als ich den Sachverhalt der russischen Verwaltung vortrug, wollte mich ein Offizier schlagen, weil ich die GPU des Diebstahls beschuldigt hätte. Ein Russe nahm mich beiseite und gab mir den Rat, nichts mehr in dieser Sache zu unternehmen, da gegen die GPU keiner ankomme. Wie ich dann später auch merkte, steht die GPU weit über allem militärischen Formationen und hat offenbar unumschränkte Machtbefugnisse.

Während dieses ganzen Jahres bei den Russen und Polen hatte ich genug Gelegenheit, mich mit ihnen zu unterhalten. Bei vielen, besonders den intelligenteren Russen und denen, die während der Kriegsjahre als Gefangene in Deutschland gearbeitet hatten, spürte man deutlich die Vorliebe für die westliche Kultur. Sie waren eifrig bestrebt, ihre Lebensweise der Deutschen anzugleichen. Immer wieder staunten sie über die deutsche Wohnkultur, und besonderes Interesse zeigten sie für die schönen wohnlichen Arbeitersiedlungshäuser. Wir mussten immer wieder betonen, dass diese schmucken Häuschen von keinen Kapitalisten, sondern von einfachen Arbeitern als Eigentümern bewohnt worden waren.

Allgemein steht der Russe auf dem Standpunkt, er brauche Landwirtschaft nur für seinen persönlichen Bedarf zu betreiben. Er konnte gar nicht begreifen, dass es bei uns Landwirte gab, die 10, 50 oder gar 300 Kühe besaßen. Der Russe wunderte sich, dass sich ein Mensch freiwillig Arbeit mit dem vielen Vieh aufbürdet. Er fand es viel besser, nur für eine oder zwei Kühe zu sorgen, und

denkt nicht weiter.

In politischer Beziehung hatten Russen und Polen, mit denen ich sprach, die gleiche Meinung, dass der Krieg noch nicht zu Ende sei. Sie beharrten auf dem Standpunkt, dass sich noch nicht herausgestellt habe, wer als alleiniger Sieger aus dem zweiten Weltkrieg hervorgehe, ob Kapitalist oder Kommunist. Sie warteten auf die Fortführung des Krieges.

Für diese Meinung ein bezeichnendes Beispiel: Eines Tages erschien Olga, von der im folgenden noch die Rede ist, ganz aufgeregt in der Küche und erzählte, dass nun endlich der Krieg zwischen Russland und England ausgebrochen sei. Wie den meisten Russen anzumerken war, waren sie von dieser Neuigkeit nicht besonders erschüttert, sondern hatten offenbar längst damit gerechnet. Schon nach wenigen Stunden stellte sich heraus, dass es sich um ein falsches Gerücht gehandelt hatte.

Ein Volksdeutscher, der mit einem russischen Sergeanten viel zusammenkam, berichtete uns, dass der Sergeant öfter andeutete, Stalin würde einmal ebenso fallen wie Hitler. Diese Ansicht vertraten auch Polen, wie ich aus verschiedenen Gesprächen hörte.

Unertzöglich gestaltete sich unsere Lage durch das Verhalten einer Volksdeutschen aus Warschau namens Olga. Diese brüllte und tobte wie eine Furie und quälte uns auf jede erdenkliche Art. In den letzten Monaten vor dem Waffenstillstand war sie Wirtschaftlerin bei einem Liegnitzer Oberkellner gewesen. Nun arbeiteten beide im Auftrage der russischen Kommandantur. Sie war als Aufpasserin und Dolmetscherin eingesetzt, und er als ihr Geliebter musste die Arbeiten verrichten, die sie ihm auftrug. Seine Hauptbeschäftigung bestand im Obsteinkochen und Gläser-schliessen. Er spielte die unwürdigste Rolle und war sich dessen auch bewusst. Er wäre gerne auf und davon gegangen, fürchtete aber den Hunger. Durch ihn wurde

auch bekannt, dass ich eine "Kapitalistenfrau" war, und nun begann für mich erst die Hölle. Ich kam in den Dienst der Olga, denn sie wollte, wie sich ausdrückte, eine "gebildete Person" als Dienstmagd. Vier Wochen lang war ich bei ihr und werde diese Zeit nie vergessen. Sie schikanierte mich, wie und wo sie nur konnte. Zum Kokseinfüllen durfte ich keine Kohlenschaufel nehmen, sondern musste den Koks mit den Händen einraffen. Wegen einer geringfügigen Kleinigkeit schlug sie mich mit einem Feuerhaken und einem Besen so, dass mein Arm und meine Hüfte längere Zeit angeschwollen und blau waren. Ein anderes Mal liess sie mich eine Stunde hintereinander das Butterfass drehen. Sie sass dabei hinter mir und beschimpfte mich auf die unflätigste Weise. Wasserfüllt hielt sie mir vor, dass wir "Reichen" uns früher eine Hausangestellte leisten konnten, spazieren gehen konnten, genug Geld hatten, um uns schöne Kleider zu kaufen, Reisen machen konnten usw. Ich schwieg zu allem. Was hätte ich ihr sagen sollen? Mit Vorliebe liess sie mich jeden Sonntag von früh bis abends Wäsche waschen, und zwar solche, die sie sich aus anderen Wohnungen angeeignet hatte. Tagelang trieb sie sich mit ihrem Leiterwagen in der Gegend herum und holte aus den verlassenen Wohnungen heraus, was sie nur schleppen konnte. Mit hochbepacktem Wagen erschien sie dann jeden Abend. Wie mussten es mitansetzen, wie das bisher so sorgsam gehütete Eigentum der Bauern entwendet wurde. Der Leitgedanke dieser Frau und vieler anderer war: Ein Dieb ist nur, wer sich beim Wegnehmen erwischen lässt.

Wie weit es in Schlesien dadurch gekommen ist, habe ich darzulegen versucht. Jetzt gibt es nichts mehr wegzunehmen, denn es ist nichts mehr da. Bezeichnend war, dass man nach dem Besitz derjenigen strebte, die durch Fleiss und Mühe von Generationen es zu etwas gebracht hatten.

Im umgekehrten Falle verstanden es die Russen und Polen sehr wohl, die Herren zu spielen, und zwar in einer Weise, wie es einem kultivierteren Menschen nie in den Sinn kommen würde. Bezeichnend war es, dass ein grosser Teil der Arbeiterschaft, die den Bolschewismus herbeigesehnt hatte, sehr schnell anderer Meinung wurde und sich die früheren Zustände sehnlichst zurückwünschte. So liess beispielsweise jene Olga, ein wahrer Satan in Menschengestalt, die ihr anvertrauten Arbeitskräfte von 6 Uhr früh bis spät in die Nacht hinein, oft bis Mitternacht, schufteten und hetzte und jagte uns, bis wir oft am Zusammenbrechen waren. Hinzu kommt, dass wir keine Bezahlung erhielten und nur von der ekelhaften Kartoffelsuppe und trockenem Brot lebten. Selbst wenn wir krank waren, durften wir der Arbeit nicht fernbleiben. Olga verstand es auch, sich von den Russen zwölf bis fünfzehn Kühe zuweisen zu lassen. Anstatt die Milch der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen, wie es eine Bolschewistin wohl hätte tun müssen, verbrauchte sie einen grossen Teil der Milchprodukte für sich und ihren Geliebten. Den übrigen Teil benutzte sie dazu, sich gute Freunde zu schaffen. Dadurch suchte sie, ihren Posten immer mehr zu festigen. Mit eingelegtem Obst trieb sie einen schwunghaften Handel: Die Bauern durften sich aus ihren verwüsteten Gärten kein Obst nehmen. Es wurden russische Posten aufgestellt, die nach jedem schossen, der sich von seinem Eigentum etwas Obst zum eigenen Bedarf sichern wollte. Zur Johannisbeer- und Stachelbeerzeit trieb Olga alle Kinder zusammen, die oft ohne Mittagessen und ohne ein Stück Brot von früh bis abends Beeren Pflücken mussten. Jeden Tag erntete sie ein anderes Gebiet ab, in-dem sie die Kinder mit den fürchterlichsten Drohungen zwang, ohne Pause zu pflücken. Weinend und todmüde kamen diese am Abend heim. So bekam Olga das Obst zentnerweise. Da sie ein Mitglied der GPU war, wagten selbst ihre eigenen Landsleute nicht, irgendetwas gegen diese Russin deutscher Abstammung zu unternehmen. Mit dem

Sergeanten lag sie sich öfters in den Haaren. Einmal versetzte sie ihm ein paar schallende Ohrfeigen, die er auch einsteckte, ohne Beschwerde einzureichen. Auch dies war in unseren Augen ein Beweis für die Macht der GPU.

Schliesslich wurden grosse Unterschlagungen aufgedeckt, die Olga begangen hatte. U.a. fand man bei ihr 40 Pfd. gestohlene Butter. Von der russischen Kommandantur wurde Olga daraufhin zwar ihres Postens enthoben, aber an anderer Stelle eingesetzt.

Am Anfang des Dorfes Lobendau lag die Meffert-Mühle. Russische Posten waren dort einquartiert. Im Herbst 1945 erschien eines Tages, als das russische Kommando wechselte, polnische Miliz und durchsuchte die Mühle. Dabei wurden die beiden Gewehre der russischen Posten gefunden. Trotzdem Meffert seine Unschuld beteuerte, wurde er sofort verhaftet und nach Liegnitz ins Gefängnis gebracht. Seine Frau durfte ihn alle sechs Wochen einmal durch einen Schlitz sehen und war entsetzt, wie schnell ihr Mann körperlich verfiel. Obwohl Frau Meffert die Russen um Erklärung des genauen Sachverhaltes bat, geschah nichts.

Auch in Lobendau und Giersdorf, früher sehr reichen Dörfern, wurde es immer schlimmer. In der letzten Woche meines Dortseins drangen Russen dreimal innerhalb einer Woche in die Wohnung des Bürgermeisters ein und schlugen ihn blutig. Eine Beschwerde beim russischen Kommando versprach wenig. Der Bürgermeister fürchtete die Rache der Russen zu sehr, um sich an eine höhere Instanz zu wenden.

Der Herbst kam heran. Allenthalben munkelte man, dass die Russen aus Gassendorf abziehen würden. Viel war in dem Kolchosbetrieb nicht geleistet worden. Die Russen hatten lediglich die Getreidefelder, die noch von den Deutschen im Herbst 1944 bestellt worden waren, abgeerntet und ausgedroschen. Über die Erntemethoden

schüttelten die eingessenen Bauern die Köpfe. Ein grosser Teil der Körner ging durch die Nachlässigkeit und Unfähigkeit der Russen verloren. Da auch keine zweckvolle Arbeitseinteilung bestand, verfaulte und verkam ein grosser Prozentsatz des Getreides schon auf den Feldern. Auch auf die richtige Lagerung wurde kein Wert gelegt, sodass es im Laufe der Zeit schimmelte. Als der Schaden zu offensichtlich wurde, räumten die Russen 6 Bauernhäuser vollständig aus, warfen die Hinrichtungsgegenstände, die noch vorhanden waren, auf die Wiese und lagerten das Korn dort ein. Aus den übrigen Wohnstätten wurden sämtliche Öfen und Ofenrohre herausgerissen und in die neugeschaffenen Getreidespeicher gestellt. So waren wir nun wochenlang ohne Küchenofen und konnten uns an kalten Tagen kein warmes Essen bereiten.

Für uns Deutsche gestaltete sich die Lage immer trauriger. Wir wussten, dass wir auch im Winter mit keinen Lebensmittelkarten von seiten der Polen oder Russen rechnen konnten. Wir sahen, dass Tausende von Menschen verhungerten, verkamen oder sich vor Verzweiflung das Leben nahmen. Sobald wir irgend die Zeit aufbringen konnten, gingen wir daher Kartoffeln stoppeln. Die Kartoffeln hatten die Deutschen im Frühjahr 1945 gesteckt. Viele Felder gab es nicht. Kartoffelhacken hatten wir kaum. Mit blossen Händen gruben wir die Kartoffeln aus. Wir wenigen Liegnitzer hatten die Absicht, den Winter in der Stadt zu verbringen, weil wir das einsetzende Bandenwesen auf dem Lande zu sehr fürchteten. Vom russischen Leutnant erhielten wir auch die Erlaubnis, bei geeigneter Gelegenheit unsere Kartoffeln im Wagen nach Liegnitz zu transportieren. Sechs Familien beteiligten sich hieran. Kaum waren wir mit unserem Handwagen mit Kartoffeln aus dem Dorf, kam der russische Sergeant hinter uns hergefahren und zwang uns zur Umkehr. Unsere so mühsam gesammelten Kartoffeln mussten wir nun selbst in den Wirtschaftskeller der Kolchose schütten. Dreiviertel Stunden später erschien ein Lastauto. Wir mussten die Kartoffeln aufladen und waren nun ohne Wintervorrat. Die Kartoffeln verkaufte

der Sergeant, und am Abend kam er völlig betrunken mit einer gewaltigen 20 Ltr.-Schnapsflasche in seiner Behausung an. In diesem betrunkenen Zustand ging in jeder aus dem Wege, denn dann schoss er blindlings auf uns. Selbst nüchtern benahm er sich uns Deutschen gegenüber erstaunlich. Ein älteres Ehepaar aus Blume bei Liegnitz, das nicht arbeiten konnte, sperrte er in einen Molkereikeller und liess diesen voll Wasser laufen, sodass die beiden alten Leute gezwungen waren, 24 Stunden lang bis zu den Knien im eiskalten Wasser zu stehen. Einen Bauern aus unserem Dorf sperrte er ohne ersichtlichen Grund drei Tage lang in den unausgemisteten Schweinestall, ohne ihm Essen und warme Kleidung zu geben. Zuvor schlug er ihm den Rücken mit der Reitpeitsche so blutig, dass man längere Zeit danach noch die Wunden sah. Nachts schoss er nach dem Eingespernten durch das Schlüsselloch, jedoch traf er den Bauern nicht, da dieser sich auf dem Boden lang ausgestreckt hatte. Ein anderes Mal wurde ein sechzehnjähriger Junge bei Kälte in den Schweinestall gesperrt. Ganz steif und durchgefroren war er, als man ihn nach zwei 1/2 Tagen wieder herausholte. Wenig später musste ein Siebzehnjähriger den Schweinestall beziehen, weil er aus Gütmütigkeit Flüchtlingen auf der Landstrasse geholfen hatte. In seiner Verzweiflung wollte sich der junge Mensch erhängen, wurde aber im letzten Augenblick daran gehindert.

Einmal schlug der Sergeant einen deutschen Arbeiter, der ein russisches Wort nicht gleich verstand, mit der geballten Faust so ins Gesicht, dass die Nase tagelang geschwollen war.

Eine Mutter und ihre Tochter wurden ebenfalls von ihm geschlagen, weil sie nicht gleich freiwillig ihre Habe auslieferten. Eine Beschwerde, die die Frauen sogleich beim Leutnant einreichten, half nichts. Im Gegenteil wurde die Mutter noch am selben Tage gezwungen, Gassendorf sofort zu verlassen.

Um uns Deutsche gegen einander aufzuwiegeln, verfiel der Sergeant auf den Gedanken, einem Teil der Deutschen etwa 14 Tage

lang bedeutend besseres Essen zu geben. Die anderen mussten sich weiter mit der Wassersuppe begnügen. Wir waren vor Hunger so ausser uns, dass es uns schwer fiel, Frieden zu halten.

Hatte der Sergeant seine Laune, so weckte er uns allesamt um zwei Uhr Nachts und liess uns bis zum nächsten Abend arbeiten.

Besonders machte sich allenthalben die in Deutschland sonst kaum gekannte Ungezieferplage immer mehr bemerkbar. Wir konnten der Kleider- und Kopfläuse nicht Herr werden, weil es keine Ungeziefermittel gab und wir ja auch kein polnisches Geld hatten, um uns solche zu kaufen. Auch konnten wir diese Plage deshalb schwer loswerden, weil ja die Russen und später die Polen in unseren Behausungen aus- und eingingen, sich an den Tisch oder auf die Bettkante setzten oder uns für ein paar Tage aus unserer Wohnstätte auswiesen und durchziehende Truppen einquartierten. Wie sollten wir da auch die bei Russen und Polen so verbreiteten Läuse verlieren? Einer übertrug sie immer wieder auf die anderen. Oft genug kam es vor, dass Frauen sich ihr ^{Haar} abscheiden mussten, weil durch die Bisswunden und Kratzstellen die Kopfhaut total vereitert war. Wäsche oder Kleider konnten viele nicht mehr wechseln, weil die Russen und Polen uns die Kleidungsstücke, die wir nicht auf dem Leibe trugen, restlos weggenommen hatten. Mir selbst war es einmal drei Monate lang nicht möglich, meine Wäsche zu wechseln, weil mir durchziehende Russen alles abgenommen hatten. Mir fiel meine Unterwäsche buchstäblich vom Leibe. Aus alten Lumpen, die ich in leerstehenden Häusern fand, nähte ich mir schliesslich etwas. Schuhe zogen wir an, die wir auf Unrathaufen oder in ausgeräumten Wohnstätten fanden. Der grösste Teil der Landbevölkerung trug zwei ungleiche Schuhe, und es gehörte nicht zu den Seltenheiten, dass gleichzeitig ein Stiefel und ein Halbschuh getragen wurden.

Der Spätherbst kam, und was wir für unmöglich gehalten hatten, X

es wurden die Acker weder bearbeitet noch wurde etwas angebaut. Das vom Dreschen übriggebliebene Stroh blieb auf dem Felde liegen und verfaulte. Nicht eine Scheune wurde mit irgendwelchen Wintervorräten gefüllt. Das ausgedroschene Getreide wurde, wie die Russen uns gegenüber zugaben, nach dem Osten gebracht. Einen Teil setzten die russischen Soldaten auch in Alkohol um oder in Geld für ihre persönlichen Zwecke. Das Essen wurde noch dürftiger, weil auch die beiden russischen Köche die Vorräte in Alkohol und polnisches Geld umtauschten. Der eine Koch betrank sich tagtäglich so, dass er aus der Küche weggetragen werden musste. Einen Teil der Russen kannten wir in der letzten Zeit nur in diesem Zustand. Prügeleien, bei denen es hart auf hart ging, ereigneten sich oft. Eines Tages rückten die Russen aus Gassendorf ab, aber die Verwüstung, die sie hinterliessen, war unvorstellbar. Absichtlich schlugen sie alles kurz und klein. Im Schloss, das sie bewohnt hatten, liessen sie nicht eine Fensterscheibe ganz. Auf den Fussböden schütteten sie Kübel Wasser aus, sodass bei Kälte Glatteis in den Zimmern herrschte. Die Kacheln in den schönen Badezimmern, die Badewannen, Türen, Wände, Schränke wurden ein Opfer dieser Zerstörung. Überall trat man auf Kothaufen. Wir Deutschen mussten sämtliche Scheunentore aus den Angeln heben. Dann fuhren die Russen mit ihren schweren Bulldoggs darüber, sodass die Türen unbrauchbar wurden. Öde, verkommen, dem Verfall preisgegeben, lag der einst so ordentliche Gutshof da.

Auch in den Nachbardörfern sah ich nach dem Abzug der Russen das gleiche Bild.

Nach und nach rückten auch die wenigen verbliebenen Deutschen ab. Jeder fürchtete sich in der verlassenen Ortschaft. Einige zogen in das Nachbardorf Lobendau, wo ein russisches Militärkommando von 300 Mann lag. Es bildeten sich ausgesprochene Russendörfer oder Polendörfer. Die Russen duldeten keine Polen in ihrem Bereich.

Überliessen sie ein Dorf den Polen, so schlugen sie vorher alles kurz und klein.

Unser Dorf war nun in den Wintermonaten den durchziehenden Scharen preisgegeben. Ich wechselte meine Wohnung und suchte mir ein Zimmer in einem mehr in der Mitte des Ortes gelegenen Hause. Von Tag zu Tag wurde es unheimlicher. Stündlich wurden wir von Russen und Polen beliebt. Unsere Haustüren verbarrikadierten wir mit Eisen-schienen und Baumstämmen, ohne das dies etwas half. Russen und Polen kletterten durch die Fenster oder schlugen die Tür ein. Die Russen kamen hauptsächlich wegen der Frauen, die Polen wollten plündern. Ein Teil der Dorfbewohner war nach dem Russendorf Lobendau geflohen, und wir waren Anfang Februar 1946 nur noch acht deutsche Familien. Ich wohnte jetzt ganz allein in dem ausgeräumten zerschlagenen Haus. Wohin sollte ich mich auch wenden? Überall dasselbe Grauen. Wir stumpften allmählich ab, die ungeheuere Not machte uns den Gefahren gegenüber gleichgültiger. Wenn die Russen mit Gewalt ins Haus drangen, und das ereignete sich fast tagtäglich, oft mehrmals hintereinander, so legte sich mein Junge sofort ins Bett und spielte den Kranken. Das war in den meisten Fällen unsere Rettung, denn vor einem kranken Kind hat der Russe Respekt.

Mehrere Russen erklärten mir auf meine Frage, warum sie bei ihrem Abzug alles zerschlugen und vernichteten, dass sie das absichtlich taten und ihre Freude daran hätten.

Einmal wurden wir, meine Nachbarin und ich, von fremden Russen abgeholt, angeblich zur Arbeit. Schnell mussten wir unser Bündel packen und uns in den bereitstehenden Wagen setzen. Mein Junge war zum Glück in der Nähe und fuhr, ohne erst zu fragen, mit. Unsere Fahrt ging in das einige Kilometer entfernt gelegene Johnsdorf. Dort angekommen bewirtete der Russe uns auf das Beste. Uns, die wir seit langem nur noch von kümmerlichen Mehlsuppen und Kartoffeln mit Salz lebten, mun-

mundeten die Leckerbissen sehr. Wir ahnten, dass die Russen keine Arbeitskräfte, sondern etwas anderes suchten, aber flüchten konnten wir nicht, und unsere Gier nach gutem, reichlichem Essen war zu gross geworden. Nach dem Essen erschien der Kommandant mit einigen Offizieren, und man befahl uns, unser Nachtlager mit zwei Russen zu beziehen. Die Nacht verlief, wie wir voraussahen, äusserst unruhig. Die Russen erreichten nichts bei uns, aber zur Strafe mussten wir am nächsten Morgen einen Pferdestall ausmisten, worin stellenweise der festgebackene Mist schon ein Meter hoch lag. Das Essen wurde sehr spärlich.

Ein anderes Mal erschienen drei Nächte hintereinander mehrere Russen bei einem deutschen Bauern unseres Dorfes und bedrängten ihn und seine Angehörigen auf das Ärgste. Sie wollten ihn und seine Schwiegertochter in den Wald schleppen und erschiessen. Mehrmals hintereinander wurde die Frau geschändet, der Bauer geschlagen. Unter Mitnahme sämtlicher Habseligkeiten der Familie verschwanden die Russen dann.

Eines Abends um 10 Uhr verschaffte sich der russische Sergeant aus Pahlowitz mit einem anderen russischen Soldaten Einlass in unser Haus. Elektrisches Licht gab es nicht mehr. Im Dunkeln stand man sich gegenüber. Dann trat der Mond aus den Wolken und erhellte ein wenig diese unheimliche Dunkelheit. Bis früh um vier Uhr versuchte der Sergeant von uns zu erreichen, was er sich vorgenommen hatte. Es kam zum Handgemenge. Mein Junge schrie furchterlich. Der Russe würgte ihn und mich, dass uns der Atem wegblieb. Dreimal flüchtete ich. Er rannte mir mit der Maschinenpistole nach. Was nützte da mein Schreien? Jeder Deutsche, der es hört, versteckt sich noch besser, und auch andere helfen nicht. Wo sollte man sich etwa beschweren? Überall wird man als Deutscher wie ein Hund weggejagt. Ich zog in Erwägung, nach

Liegnitz zu gehen. Aber auch dort ging es nicht viel besser zu. Die Polen hausten schrecklich. Unangenehm berührte mich in Liegnitz die Feststellung, dass selbst die Polenkinder an uns ihren Hass auslassen konnten. Mir geschah es mehrmals, dass Kinder hinter mir herliefen und versuchten, mich durch Beinstellen zu Fall zu bringen. Ich stand dem machtlos gegenüber, denn wenn ich auch nur das Geringste unternommen hätte, so hätte ich Schlimmes zu befürchten gehabt. Wie ich von Bekannten erfuhr, erging dies nicht nur mir so. Auch andere Deutsche wurden von den polnischen Kindern auf übelste Art belästigt.

Wir Deutschen waren vogelfrei. Jeder konnte uns zur Arbeit abholen, uns quälen und schlagen. Niemand kümmerte sich darum. Oft hörten wir, dass Ermordete aufgefunden wurden, ohne dass eine Behörde eingriff. Tagelang blieben die Leichen liegen, ehe sie verscharrt wurden. Mein Junge sah einen Toten, dem schon die Würmer am Körper herumkrochen, im Nachbardorf auf einer Bank liegen. Vor dem Haus einer mir bekannten Frau in Wildschütz lagen eines Morgens drei erschlagene ehemalige deutsche Soldaten.

Die russischen Kommandanturen in Lobendau, Pahlowitz, Johns Dorf, Rotkirch, u.a. suchten Arbeitskräfte. Also fasste ich den Entschluss, mich nach Rotkirch zum Arbeitseinsatz zu melden. Aber schon der erste Tag genügte, um mich mein Bündel packen und mit meinem Jungen nach Gassendorf zurücklaufen zu lassen. Zurückgeholt wurde ich nicht, denn ich konnte nicht merken, und ferner, und das war die Hauptsache, wurden junge Mädchen bevorzugt. Die Frauen mit Kindern konnte man in dem Haremsbetrieb nicht brauchen.

Wie wir einige Zeit später von nach uns Davongelaufenen hörten, hatte, wer nicht die Geliebte eines Russen wurde, die besondere Strafe, von früh bis spät die schwerste Arbeit verrichten zu müssen. Ausserdem wurden die anständig gebliebenen Frauen und

Mädchen auf alle erdenkliche Art gequält. Da ein grosser Teil davon-
lief, holten sich die Russen immer wieder Ersatzkräfte aus der Jauer-
schen Gegend.

Besonders unsicher wurde unsere Gegend in den Wintermonaten
durch eine zwischen Liegnitz und Gassendorf stationierte Fliegertruppe.
Die Russen machten an manchen Tagen von früh bis abends Übungsflüge,
und schwere Bomben gingen ganz in unserer Nähe nieder, sodass die
Sprengstücke davon bis in unser Dorf flogen.

Allmählich setzten sich die Polen immer mehr in unserem
Ort fest. Acht Polenfamilien ergriffen Besitz von den Bauernwirtschaf-
ten, die ihnen am besten zusagten. Verheiratet waren die wenigsten von
ihnen. Fast jeder Pole brachte seine Freundin mit, und beide lebten
von den spärlichen Vorräten der Deutschen oder von dem, was sie sich
sonst angeeignet hatten. Die Verbitterung der Deutschen stieg immer
mehr. Die Russen hatten uns für die geleistete Erntearbeit im Winter
Getreidekörner zukommen lassen. Jetzt hatten die Polen das Recht, von
dem Getreide und den Kartoffeln mitzuleben. Gaben die Deutschen nicht
genug ab, so erschien die polnische Miliz und übergab ihren Landsleu-
ten den grössten Teil der Vorräte. Den Deutschen blieb also meist
nichts anderes übrig als freiwillig ihr Besitztum zu verlassen, um
nicht zu verhungern. Manche Deutsche, die sich von ihrem Haus und Hof
nicht trennen wollten, arbeiteten auf ihrer eigenen Wirtschaft für den
hinzugezogenen Polen und erhielten dafür von ihm aus ihren eigenen
Vorräten das Essen. Da die Polen an Möbeln und Hausrat nichts besaßen,
sammelte durchziehende Miliz auf Lastautos alles, was wir noch hatten.
Von Haus zu Haus gingen die polnischen Soldaten, brüllten, wenn wir
nicht sofort öffneten, und schleppten buchstäblich das Letzte weg.

Drei Fälle sind mir bekannt, in denen Deutsche von Polen nieder-
geschossen wurden, weil sie ihre Sachen nicht sofort herausgeben wollten

| Man könnte sich wundern, dass es überhaupt ^{noch etwas} wegzunehmen gab.

Nun, wir Deutschen holten uns alle brauchbaren Möbel- und sonstigen Gegenstände, die die Russen weggeworfen hatten, und machten sie wieder gebrauchsfähig. Die Deutschen wendeten hieran unendlichen Fleiss und Geschick. Kaum war man also wieder ganz bescheiden eingerichtet, so holten sich die Polen oder durchziehende Russen alles wieder heraus. Am besten daran war also, wer in seinen kahlen vier Wänden ohne Bett und Kleidung hauste und sich garnicht mit irgendeinem Wiederaufbauversuch befasste.

Anfang März 1946 rückte ein polnisches Militärkommando von etwa 70 Mann in Gassendorf ein. Sämtliche Polen trugen deutsche Uniformen, ihr Kapitän war ein Russe. Einige Acker um den Gutshof herum wurden angebaut. Das übrige Land blieb brach liegen. Insgesamt bewohnten nur noch 4 deutsche Familien das Dorf. Die übrigen waren geflohen. Die wenigen Übriggebliebenen wurden gezwungen, sofort die Arbeit bei den Polen aufzunehmen. Wir Frauen arbeiteten als Stubenmädchen, mussten dabei die unflätigen Witze der polnischen Soldaten über uns ergehen lassen und wurden in alle nur möglichen Körperteile gepufft und gezwickt. Ferner schälten wir Kartoffeln, misteten die Ställe aus, kehrten den Hof usw.

Während unseres Hofkehrens liess sich der Unteroffizier bei schönem Wetter einen Sessel inmitten des Hofes aufstellen und erteilte uns von diesem bequemen Sitz aus seine Befehle.

Immer mehr kam bei den Polen die Sitte auf, mit der Reitpeitsche oder einem Stöckchen herumzulaufen. Öfters machten die Polen Gebrauch von dem Stock, was ich selbst am eigenen Leibe erfuhr. Als ich eines Morgens zur Arbeit abgeholt wurde und nicht sofort folgte, weil ich die Frühstückssuppe für meinen Jungen und mich noch nicht fertig zubereitet hatte, bekam ich vor den Augen meines Jungen kräftige Stockschläge. Den ganzen Weg über schlug der wütende Pole mich mit der geballten Faust an den Kopf und ins Gesicht. Hinter uns und vor uns gingen Offiziere, aber keiner schien dies zu be-

merken. Eine Deutsche aus Lobendau wurde beim Stallausmisten so stark in das Gesicht geschlagen, dass ihr stundenlang das Blut aus der Nase lief. Trotzdem musste sie ihre Arbeit verrichten.

Der polnische Arzt war uns Deutschen wohlgesinnt. Er klagte sehr über die Zustände und betonte öfters, dass unter der Herrschaft der Deutschen ganz andere Ordnung geherrscht hätte. Von ihm erfuhren wir auch, dass 99% sämtlicher Russen im Umkreis von Liegnitz geschlechtskrank seien.

Die Polen brauchten Arbeitskräfte. Frühzeitig jeden Morgen ging ein Trupp polnischer Soldaten in den umliegenden Dörfern von Haus zu Haus und holte die Deutschen heraus. Da die Polen uns trotz der schweren Arbeit fast nie ein Stück Brot zuteilten und uns nur zwei kümmerliche Mahlzeiten am Tage gaben, verweigerten die anderen Dorfbewohner die Arbeit. Auch die Russen durchsuchten jeden Morgen alle Häuser nach Arbeitskräften. Deshalb liessen sich die Dorfbewohner von den Russen zur Arbeit fortschleppen und die Polen hatten das Nachsehen. Sie protestierten, wurden wütend, holten sich jeden Deutschen, den sie auf dem Felde oder auf der Landstrasse antrafen, und wer nicht gleich mitging, wurde gestossen und geschlagen. Einigemale wurde sogar nach Frauen geschossen. Polen und Russen befehdeten sich oft wegen der Verteilung der Arbeitskräfte untereinander. Letzten Endes zogen die Polen den Kürzeren, und die Russen machten, was sie wollten. Einmal, als sechs Polen in ein Lobendauer Haus eindrangen, die deutschen Bewohner mit vorgehaltener Pistole bedrohten und alles raubten, beschwerten sich die Deutschen beim russischen Kommando, aber ehe die Russen eingriffen, verschafften sich die sechs Polen in der Nacht mit Gewalt Einlass in das Nachbarhaus und verprügelten die Deutschen fürchterlich. Erst nachher bemerkten sie, dass sie in der Dunkelheit in das falsche Haus eingedrungen waren und andere die Schläge bezogen hatten. Uns erzählten sie diesen Vorfall

als ungeheuren Spaß. Die Folge war, daß kein Deutscher mehr irgendeine Beschwerde erhob.

Der erste Osterfeiertag rückte heran. Wir erhielten den Befehl, uns um 6 Uhr früh in der Küche zur Arbeit einzufinden. Da der Koch durch Alkohol in sehr guter Laune war, lud er uns zu unserer Überraschung zu einem sehr guten Frühstück ein. Eier, Wurst, Kuchen, Plätzchen hatten wir seit einem Jahr nicht mehr gegessen. Um unseren Angehörigen eine Osterfreude zu bereiten, steckten wir unsere uns zugeteilten Kostbarkeiten ein und aßen nur trockenes Brot. Während wir dann weiterarbeiteten, untersuchte der Koch unsere Taschen und nahm uns alles wieder weg. Zum ersten Male seit einem Jahr weinte ich bitterlich, weil ich meinem Jungen nicht die versprochene Ostergabe mitbringen konnte und wir Deutschen so schutzlos waren.

Einige Tage nach Ostern siedelte das polnische Militär nach Wildschütz bei Liegnitz über. Unser Los wurde immer trauriger. Eine ältere Frau verhungerte buchstäblich in ihrem Bett. Uns drohte das gleiche Schicksal, wenn wir nicht handelten. Davon, daß wir Deutschen ausgewiesen werden sollten, hörten wir nichts. Gerüchte verschiedenster Art tauchten auf. Man munkelte immer wieder, daß Schlesien deutsch bleiben solle und die Polen das Land verlassen müßten. Die Grenzen sollten so festgelegt werden, wie sie im Jahre 1937 bestanden hätten. Da wir aber weder Rundfunk hören noch eine Zeitung lesen konnten, war es uns nicht möglich, uns über diese Gerüchte selbst ein Urteil zu bilden.

Selbst viele Polen glaubten nicht, daß ihnen das Land für immer gehören würde. Auch sie hatten Sehnsucht nach ihrer Heimat und wollten wieder heim in das Land, aus dem die Russen sie vertrieben hatten.

Daher ist es wohl auch zu erklären, daß weder die Russen noch die Polen das Interesse aufbrachten, aus Schlesien wieder das zu machen, was es ursprünglich war.

Einige Polen erklärten uns, daß sie die Sämaschinen leer laufen

ließen und lieber das Getreide verschachteten, um sich Branntwein zu kaufen. Die von den Russen versprochene Kuh hatten die Polen in unserem Dorf bis zu meiner Auswanderung im Mai 1946 noch nicht erhalten, und selbst wenn die Kühe schon eingetroffen wären, hätten sie ja verhungern müssen, denn Heu war so gut wie überhaupt nicht vorhanden. Sämtliche Scheunen waren leer.

Uns hielt nichts mehr in unserer Heimat.

Viele versuchten, über die Neiße zu kommen, um dann weiter nach Westen gelangen zu können. Mein Entschluß stand fest: Ich wollte diesem Land entfliehen.

Vierzehn Tage bevor ich mich hierzu entschied, kamen drei deutsche Soldaten aus russischer Kriegsgefangenschaft und schleppten sich mühsam bis Lobendau. In der Thielmühle wurden zwei von ihnen aufgenommen und bewirtet. Sie konnten aber keine feste Nahrung zu sich nehmen und baten um eine Suppe. Sie erzählten der Gemeindeschwester, daß sie aus einem Vernichtungslager entlassen worden seien. Die Behandlung sei sehr grausam und unmenschlich gewesen, und außer Schlägen hätten sie im Essen Salpeter erhalten, sodaß Schlund und Magenschleimhäute allmählich verbrannten. Der dritte deutsche Soldat starb in einer armseligen Bauernhütte an den Folgen dieser Verbrennungen, und es stellte sich heraus, daß dies der ehemalige Landgerichtspräsident von Neiße war. Er wurde von Pastor Schulz, der dann im Mai ermordet wurde, in Lobendau beigesetzt.

Als der Pole, der meine frühere Wohnstätte bezogen hatte, meine Absicht, zu entfliehen, merkte, paßte er scharf auf, daß ich ihm nicht entwischte. Er wollte sich meine geringen Habseligkeiten aneignen. Im geeigneten Zeitpunkt versteckte ich daher nach und nach mein Gepäck im nahen Walde und verschwand dann selbst.

Wir liefen den größten Teil unseres Weges entlang der Autobahn, weil uns jeder abriet, die unsichere Landstraße zu benutzen. Überall hatte man das gleiche Bild: Unangebaute Ackerflächen, Verwüstung und namenloses Elend. Unser schönes Schlesierland war in der kurzen Zeit

von einem Jahr einer Wüste ähnlich geworden.

Jeder Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, hat sich wohl gefragt, warum ich mit meinem Kind in einer solchen Lage, die offenbar keine Anzeichen einer Besserung zeigte, ohne allen Schutz so lange ausgehalten und meine Heimat nicht viel früher verlassen habe. Selbstverständlich hätte ich dies getan, wenn sich uns eine Gelegenheit geboten hätte. Ein Brief meines inzwischen aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Mannes vom Oktober 1945 hing im April 1946 an der katholischen Kirche in Liegnitz öffentlich aus. Dies war für meinen Mann der einzige Weg, mit aus der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands eine Nachricht zukommen lassen zu können, da es in der ganzen Zeit seit dem Waffenstillstand bis zu meiner Flucht aus Schlesien im Mai 1946 keinerlei Postbeförderung gab. Auf der Eisenbahn zu fahren war abgesehen davon, daß wir Deutschen nirgends Geld verdienen konnten, auch sehr gewagt, weil allenthalben den Deutschen, die mit der Bahn zu reisen versuchten, Gepäck und sonstige Gegenstände abgenommen wurden. Sowohl in Liegnitz wie in Haynau verweigerte die polnische Kommandantur mir wie auch den anderen Deutschen die Ausreiseerlaubnis. Irgendwelche Ausweispapiere hatten wir nicht in Händen, weil man sie uns längst weggenommen hatte. Die Landstraßen waren sehr unsicher. Mancher wurde auf dem Wege nach den vier Besatzungszonen seiner Habe beraubt und erschlagen. Beispielsweise wurde Pastor Schulz aus Liegnitz auf dem Wege von Liegnitz nach Lobendau, wo er vierzehntägig den Gottesdienst abhielt, auf bestialische Weise ermordet. Auch der Sohn des Besitzers der Liegnitzer Stadtmühle mußte auf der Flucht nach dem Reich sein Leben lassen.

Ich habe auf den vorangegangenen Blättern nur berichtet, was ich selbst erlebt habe, und bin bereit, die Richtigkeit alles Dargelegten durch Eid zu bekräftigen.

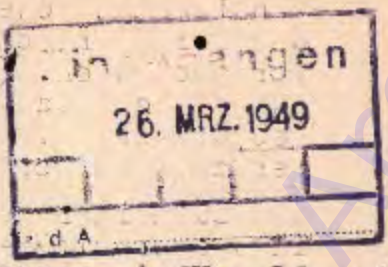
gez. Inge Frische,
Ausbach, Schätkhd'nerstr. 24 II

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Samuel Friemel,
Baden-Baden

den 24. März 1949

Lichtentalerstr. 113



An den
Verlag "Christ und Welt"
Stuttgart

Betr.: Manuskript: Unter Partisanen, im Urwald und
G.P.U.-Keller.

In der Anlage erlaube ich mir, Ihnen drei Auszüge aus dem
Tatsachenbericht, den ich über meine Nachkriegserlebnisse
geschrieben habe, bzw. noch schreiben, zu übersenden.

Ich ging bei der Kapitulation, die ich in Kuroland erlebte,
mit noch drei Kameraden in die Urwälder, um auf dem schnell-
sten Wege nach Hause zu kommen. (Siehe Auszug: 2. Kapitel)
Nach 7 Wochen war ich allein. 1 Kamerad fiel in russ. Gefangen-
schaft, die beiden anderen wurden neben mir vom Russen er-
schossen, bei den vielen Treibjagden, die auf die deutschen
Soldaten, welche nicht freiwillig in Gefangenschaft gehen
wollten, veranstaltet wurden. Ich lebte dann 16 Monate teils
allein, teils in Zusammenarbeit mit 8 verschiedenen Parti-
sanenabteilungen in den litauischen Urwäldern, versuchte
dreimal vergeblich über die russ.-poln. Grenze zu kommen.
(Siehe Auszug: 6. Kapitel) Dann baute ich mir eine Blockhütte
und war schon fast fertig mit dem Bau eines Faltbootes, mit
dem ich nach Schweden segeln wollte, als ich durch den Stich
eines giftigen Insektes aufs Krankenlager geworfen wurde.
7 Wochen lag ich allein in meiner Hütte, 9 Tage davon mit
dem Tode ringend und bewegungsunfähig. Damals betete ich zu
Gott: 'Bitte laß mich doch sterben und nimm mich zu Dir.
Ich will nicht mehr leben!' Aber er ließ ~~ich~~ mich nicht
sterben. Ich hinkte auf selbstgebauten Krücken aus dem Wald,
denn ich mußte in ärztliche Behandlung, weil mein Fuß ab-
faulte. Nach unsagbaren Schwierigkeiten stellte ich mich
dem Russen, der kurz vorher eine Amnestie für Litauen, Lett-
land und Estland erlassen hatte, das alle Partisanen und
deutschen Soldaten, die in Wäldern leben, wenn sie sich dem
Russen selbst stellen und ihre Waffen abgeben, nicht bestraft
werden, sondern sofort Ausweis bekommen und heimkehren dür-
fen. Man brachte mich zunächst ins Krankenhaus nach Tauroggen
holte mich dann ins NKWD.-Gefängnis ab (siehe Auszug: 14. Kapit.)
fuhr dann mit mir auf einer Propagandafahrt gegen die Parti-
sanen in 11 verschiedene Städte Litauens, ließ mich aber
trotz des vorher gegebenen Versprechens nicht frei. Ich er-
reichte es, wieder ins Krankenhaus zu kommen und mußte dort
nach 2 Wochen wieder raus, weil ich bei der Wahl im Febr. 47
mich weigerte, zu wählen. Dann kam ich zur GPU ins Gefängnis
Auch dort gelang es mir, wieder frei zu kommen. Ich sollte
Spitzeldienste für die GPU leisten und entweder 1 deutscher
Offizier oder 2 Soldaten aus den Wäldern holen, oder erkunden,
wo der Stab der Partisanengruppen seine Bunker hat. Ich wei-
gerte mich und bekam daher wieder keinen Fuß nach Deutschland.
Nach Wochen gelang es mir, in einem großen Sägewerk als Holz-
hacker Arbeit zu bekommen. Der Direktor war russ. Kapitän.
Von unten herauf arbeitete ich mich empor, konnte bald alle
Maschinen bedienen, baute in meiner freien Zeit Holzhäuser
(ich bin von Beruf Tiefbau-Techniker) d.h. ich fertigte die

Institut

Zeichnungen an und wurde, nachdem ich das Projekt für einen Kanal zum Sägewerk gemacht hatte, vom Ministerium für Holz- und Fortswirtschaft zum Betriebs-Ingenieur des Sägewerkes vorgeschlagen. (Der Kanal sowie ein grosses Arbeiterwohnhaus, zu dem ich auch das Projekt gemacht hatte, sind übrigens nie gebaut worden, weil die Gelder zwar bewilligt, aber dann unterschlagen worden sind.) Ich habe in 20 Monaten, die ich noch bis zu meiner Heimkehr in Russland leste, ungeheuren Einblick in die Arbeitsmethoden, die Behandlung der Arbeiter, die rücksichtslose Ausbeutung usw. usw. gehabt und bin mit offenen Augen durch diese dortige Welt gegangen. Als man mir im Juni v. Js. einen Paß geben wollte und ich dadurch Russe werden sollte, weil man mich schon ohne Dokument drei Monate als Betr. Leiter in dem Sägewerk beschäftigte, und sich dadurch strafbar machte, lehnte ich ab. Der Ministerialbeamte und der Direktor versprachen mir goldene Berge, aber ich blieb fest. 'Ihr wollt mir ein Haus bauen?', sagte ich. 'Das Haus kann aus Gold sein und ich will es nicht. Ich will nach Deutschland.' Da sagte man mir: 'Wenn Sie den Paß nicht annehmen, werden Sie als lästiger Ausländer ausgewiesen.' 'Wohin?' so fragte ich. 'Nach Deutschland,' sagte man mir. 'Dort können Sie dann trocken Brot essen.' 'Gott-sei-Dank!', antwortete ich. 'Das trockene Brot in Deutschland wird mir besser schmecken, als in Rußland der Speck und die Butter.' - Ich wurde ausgewiesen und kam zuerst nach Tilsit, dann nach Königsberg, wo ich noch 2 1/2 Monate als Tischler beim Admiralstab der russ. Flotte tätig war, bis dann Mitte Sept. 48 tatsächlich ein Ziviltransport abging, mit dem ich ins Quarantänelager Niederoderwitz bei Zittau/Sachsen kam. - Meine Familie lebt als Flüchtlingsfam. in Schleswig-Holstein. Drei Monate mußte ich noch in der russ. Zone auf den Zuzug warten. In dieser Zeit arbeitete ich als Dreher in einem Stahlwerk in Thüringen. Als der Zuzug endlich ankam, ließ mich der Russe nicht raus. Ich fuhr nach Berlin und endlich gelang es mir, mit der Luftbrücke in die engl. Zone zu meiner Familie zu kommen. Am 14.12.48 war ich daheim.

Ich habe bereits Vorträge im ev. Männerwerk Schlesw.-Holsteins gehalten. Der Leiter, Herr Dr. Pellen, Hamburg-Altona, Gr. Elbstr. 132, kennt mich sehr gut, ebenso Herr Pastor Bahr vom ev. Hilfswerk in Rendsburg, Schlesw.-Holstein, Kanalufer 48. Hier in Baden-Baden habe ich einen Vortrag im CVJM gehalten.

Über meine Erlebnisse ist noch nichts veröffentlicht worden. Bitte teilen Sie mir mit, ob Sie Interesse an meinen Aufsätzen haben. Wie hoch ist die Vergütung derselben?

Die ganze Artikelreihe wird einen bewußt christlichen Standpunkt zur Grundlage haben, wie Sie ihn im 6. Kapitel ausführlicher lesen werden. (siehe Auszüge) Wunderbare Gebetserhörungen und Erfrettungen habe ich erlebt. - Der ganze Bericht wird niemals politische Ansichten oder Ausserungen enthalten, sondern nur Tatsachen bringen, so wie ich sie erlebt habe.

Hochachtungsvoll!

Anlage: 3 Auszüge

N.B. - Bei Nichtveröffentlichung erbitte ich die Manuskripte baldigst wieder zurück.

J. Pränzel

Annal. Friedl.
Boden - Baden
Lichtenthalerstr. 113

Unter Partisanen, im Urwald und G.P.U.-Keller."

ein Tatsachenbericht aus den Nachkriegs-
Erlbnissen eines Kurlandkämpfers.

Auszug.

2. Kapitel

Weisse Fahnen wurden in verdersten Graben der HKL aufge-
zogen. Es war am 8. Mai 1945 um 14 Uhr. Der grosse Krieg war
vorbei.-

Eine wunderbare Stille lag über der Front. Kein Artillerie-
Störungsfeuer, kein Abschuss und kein Einschlag, kein Maschi-
nengewehrfeuer mehr. Kein Flugzeug donnerte in der Luft.

Ich lag in der Maisonne an Abhang vor md neu Bunker und hör-
te das leise Rauschen der Birken aus dem nahen Waldchen. Die
Drosseln sangen ihr Frühlingslied und neben mir in Grase zirp-
te unzählige Grillen. Die Wiesenblumen dufteten süss und die erste
bunten Schmetterlinge gankelten über mir.

Die Frösche am Bachrand neben mir sprangen in grossen Sätzen
ins Wasser, als Kenny Neubart über den Steg kam.

"Die Russen kommen aus ihren Graben zu uns herüber," erzählt
er, sich zu mir setzend, "aber sie kommen ohne Waffen. Schnaps
und Papyressi bringen sie mit, unarmen die Landser und rufen
immer nur: 'Kamrad, woyna kaput! Kamrad, woyna Kaput!' Zwei Rus-
sen liefen dreissig Meter vor unserem Graben auf eine Mine und
gingen in die Luft. Jeder von ihnen hatte zwei Flaschen Wedka i
der Hand. Ein Wachtmeister unserer 11. Batterie war auch schon
in russischen Graben drüben und kam nach 10 Minuten zurück. Der
russische Kapitän (Hauptmann) hat ihn gesagt, dass kein Befehl
zur Gefangennahme der Deutschen gekommen sei und er gehört habe
dass alle Soldaten der Kurlandarmee als Kapitulationstruppen
freien Abzug nach Deutschland erhalten sollen."

"Glaubst Du das, Kenny?" unterbrach ich ihn. "Erinnerst Du
Dich noch an die vielen Versprechungen, die allnächtlich vom
Russen durch den Lautsprecher zu uns rübergerufen wurden? 'Sol-
daten und Offiziere, lauft noch heute Nacht zu uns über. Tausen
süsse Beinchen warten auf Euch!' Und dann der nächste Schlag-
wort: 'Kommt sofort! Nach drei Stunden gibt es die erste warme Suppe!'
Dann nach einer halben Stunde Jazzmusik dieselbe Weiberstimme,
die vorher so schmeichelnd das Angebot von der warmen Suppe und
den nackten Frauenbeinen gemacht hatte, in sich überschlagender
Wut: 'Warum kommt Ihr nicht? Wor jetzt nicht kommt, der muss
nachher fünf Jahre länger als die anderen in Sibirien arbeiten
und sieht die Heimat nicht wieder!' - Ich kann nicht daran
glauben, dass wir als unbesiegte Kapitulationsarmee behandelt
werden. Viel eher wird der Russe das wahr machen, was er uns
kein Rückzug von Leningrad versprochen hat. Weissst Du noch, als
wir in vorigen Winter kein Haus, keine Brücke, keinen Telefon-
mast, ja nicht einmal eine Eisenbahnschwelle und Schiene unzer-
stört liessen und er jede Nacht zu uns rüber rief: 'Brennt

nicht alle Häuser nieder, zerstört nicht alle Strassen und Eisenbahnen! Ihr müsst sie alle selbst wieder aufbauen! Siehst Du, an die Erfüllung dieses Versprechens glaube ich, aber nicht an einen freien Abzug nach der Heimat."

"Ich auch," erwiderte mein Kamerad, sich eine Zigarette ansteckend. "Und selbstverständlich komme ich mit Dir mit. Kannst Du mir jetzt schon die Karten geben? Ich muss noch in der Pretze meinen Tornister holen, dann bin ich soweit. Und wo treffen wir uns heute Abend?"

"Komm," sagte ich, und wir erhoben uns. "Ich habe alles im Bunker. Werner hat schon seine Karten abgeholt, aber Franz will nun doch nicht mitmachen. Er will nicht 'fahnenflüchtig' werden, wie er mir heute Nacht sagte, als ich bei ihm drüben war. Na, dann gehen wir halt nur zu dritt."

Wir gingen in den Bunker, wo ich für Kenny einen Kompass und einen Satz Generalstabskarten, von Kurland bis nach Berlin reichend, schon zurecht gelegt hatte. Auf dem Bett lag mein Reisegepäck. Der Rucksack war mit acht Kommissbrotten, elf Konserven voll Fett und Fleisch, einer Garnitur Unterwäsche, einem Handtuch und Rasierzeug gepackt. Aufgeschmalt waren eine Welldecke und eine Zeltbahn mit Heringen.

Der Funkmeister pölte herein: "Na, Riedel, was ist los? Jetzt geht's nach Hause! Hast Du mir die Karten besorgt? Was für einen Riesensack hast Du Dir da gepackt?" Er konnte kaum den Rucksack hochheben. "Was willst Du mit dem ganzen Dreck, Mensch? Und jetzt verteilt der Alte erst noch seine Marketenderware und die Raketzpäckchen. Ausserdem ist der Wagen von Verpflegungsamt zurückgekommen und es wird noch für vier Tage Verpflegung ausgegeben."

"Umso besser," erwiderte ich. "Das geht auch noch mit, denn ich glaube kaum, dass wir vor der deutschen Grenze irgendwo etwas zu Essen bekommen werden. Übrigens, Funkmeister, sag offen: willst Du tatsächlich allein gehen oder wollen wir nicht doch zusammen den Weg nach Hause antreten? Franz Meyer macht nicht mit und so sind wir bisher nur drei Mann."

"Ich gehe ganz allein," war seine Antwort, ehe er die Karten nahm und ging.

Kurz darauf kamen Roschmann und Hansen. Es war 16 Uhr. Die Fronten waren erstarrt und wir alle wussten nicht, was über die Zukunft unserer Armee beschlossen war oder noch beschlossen wurde.

"Wisst Du nun tatsächlich in den Wald gehen, Seppl?" fragte Hansen. "Jetzt ist unsere Lage doch eine ganz andere. Pass auf, wir sind eher zu Hause als Du. Der Russe wird uns zwei bis drei Monate auf Bolschewismus drillen und dann nach Hause entlassen, damit wir dort für ihn Propaganda machen. Man muss halt jetzt ein paar Wochen so tun - als ob, ein paarmal 'Heil Moskau' rufen und schon ist die Sache in Ordnung."

"Lieber Hans," erwiderte ich, "wenn Du in zwei oder drei Jahren noch nicht zu Hause bist, dann denk mal an mich, der ich Dir das heute schon voraussage. Freiwillig lasse ich mich jedenfalls nicht gefangen nehmen. Doch nun will ich noch zur Küche, um Verpflegung und Marketenderware abzuholen."

Als ich eine Stunde später mit einem Korb voll wunderschönen Sachen: Eiern, Butter, Celsardinen, Hartwurst, Bonbons, Cognac, Schokolade und Zigaretten aus der Küche kam und den Abhang zu meinem Bunker heranterging, fuhr auf Kettenfahrzeugen der ganze Divisionsstab über die Wiese an mir vorbei, Richtung Libau.

"Willst Du dem Iwan was zu essen bringen?" rief ein Kamerad vom Fahrzeug herunter.

"Wieso?" fragte ich zurück.

"Na, bei uns ist der Russe doch schon im Gefechtsstand drin."

"Wo fährt Ihr hin?" rief ich noch hinterher.

"Zum Kriegshafen Libau!" kam die Antwort zurück.

Ich lief zum Bunker, packte schnell die Keltasche mit den besten Sachen voll, warf die Eier vor die Tür, nahm das Schloss aus meinem Karabiner und steckte es in die Manteltasche, dazu noch alle Pistolenmunition. Dann warf ich alle Lebensmittel, die ich nicht mitschleppen konnte und das Gewehr in den Bach und machte mich fertig.

Schwer zog der gefüllte Rucksack nach hinter. Nun schnell noch das Koppel mit der Pistole ungeschmalt, Mütze auf und hinüber zum Vermittlungsbunker, wo Werner Hiller, der mit mir gehen wollte, gerade dabei war, sich fertig zu machen.

"Schnell, schnell, Werner!" rief ich ihn zu. Der Russe ist schon im Divisionsgefechtsstand, vielleicht auch schon in unseren Bunkern."

Eine halbe Minute später zogen wir los. Die Bunkertüren des Adjutanten- und Nachrichteneffiziersbunkers, an denen wir vorbeieilten, standen offen und lautes Gegröhle der betrunkenen Ordnenzen schallte heraus.

Unsere Offiziere waren schon eine halbe Stunde vorher losgeritten.

Wir liefen zur Strasse, die nach Libau führte. Von allen Seiten strömte es hier zusammen. Soldaten zu Fuss und zu Pferde. Auf Fahrzeugen aller Art versuchte jeder noch wegzukommen. Unser Pferdefahrzeug, welches die Verpflegung nach vorn gebracht hatte, überholte uns und wir sprangen auf. Wie die Trauben hingen sehen die Landser an jedem Wagen. Alles, was jetzt überflüssig war, wurde auf die Strasse oder in den Graben geworfen. Zuerst waren es nur Gasmasken und Stahlhelme, die in den Gräben lagen, doch einige Kilometer weiter lagen schon Säcke mit Mehl und Bohnen auf der Strasse, leere Kisten, verschlagene Flaschen und Ausrüstungsgegenstände aller Art dazwischen.

Inmer schneller wurde das Tempo der uns überholenden Kraftfahrzeuge. Rücksichtslos strebte alles nach den Westen, nach Libau.

Wir begen in unsere Pretze ein, um dort die Wehrpässe zu bekommen. Doch es war kein Spiess und kein Rechnungsführer mehr da. Alle Kisten waren geöffnet. Auf den Tisch lagen Tausende von Rubeln und Tschakwenzeln unher, jedoch die Wehrpässe waren nicht da zu finden.

Weiter ging die Fahrt. Nach einigen Kilometern Fahrt wurden wir von unserem Munitionseffizier angehalten, der uns sagte, dass sich die Batterie auf einem naheliegenden Bauernhof samle. Dieser Offizier kam aus Libau und erzählte, dass die letzten Schiffe um 14 Uhr aus dem Kriegshafen ausgelaufen seien.

Auf dem Gehört trafen wir alle Offiziere, bis auf den Kommandeur, der noch vorn war, wieder. Sie sasson auf ihren Pforden, das Fluchtgepäck aufgeschmalt.

Als sich so ziemlich die ganze Batterie eingefunden hatte, liess Hauptmann Rander antreten. Der Sanitäts-Feldweibel meldete, weil kein Spiess mehr da war, die Offiziere stiegen ab und der Chef hielt seine letzte Rede.

"Kameraden!" sagte er. "Dass unser Abschied einmal so aussahen würde, das haben wir uns wohl alle nicht träumen lassen. Wir haben unsere Pflicht getan, wie es uns befohlen wurde. Dass der Krieg einen solchen Ausgang genommen hat, ist nicht unsere Schuld. Unsere Armee in Kurland ist die einzige, die niemals geschlagen wurde. Doch nun müssen auch wir die Waffen strecken, weil es sinnlos wäre, ohne Nachschub aus der Heimat weiter zu kämpfen."

Was aus uns wird, wissen wir alle nicht. Dass wir Offiziere nicht in Gefangenschaft gehen können, werden Sie wohl verstehen können. Wir müssen einen anderen, vielleicht schwereren Weg in die Heimat suchen. Aber Ihnen allen gebe ich einen guten Rat: bleiben Sie hier und warten Sie die Entscheidung ab. Hier ist die Feldküche, hier ist Verpflegung genug, hier kann es Ihnen nicht schlecht gehen. Und wenn Sie später in die Heimat zurückkommen, dann melden Sie sich mal bei mir. Sie wissen ja alle, wo ich wohne. Ich wünsche Ihnen eine gesunde und baldige Heimkehr. Auf-Wiederssehen!"

Bei den letzten Worten ging der Hauptmann auf den rechten Flügel zu, wo das Untereffizierskorps angetreten war. Durch Handschlag verabschiedete er sich jeden.

Als der Hauptmann vor dem Funkmeister stehen blieb und ihm die Hand geben wollte, machte dieser kurz kehrt, trat aus dem Glied und ging in südlicher Richtung von Bauerzshof dem fernen Walde zu.

Auch ich trat aus dem Glied, um nicht einem Manne die Hand geben zu müssen, der niemals ein guter Einheitsführer gewesen ist, sondern an Ungerechtigkeiten und Schikanen seinen Untergebenen gegenüber kaum zu überbieten war.

Hätte ich zu dieser Zeit schon gewusst, was ich erst einige Stunden später erfuhr, dann wäre mein Abschied von ihm wohl etwas anders ausgefallen.

So wartete ich abseits, bis die Abschiedsszene verüber war und die Offiziere einen bereitstehenden Lastwagen bestiegen hatten, um mit diesem in Richtung Libau weiter zu fahren. Dann bestieg ich mit Konny Neubert und Werner Hiller ein Pferdefahrzeug, das auf den Hofe stand.

Wir wollten gerade abfahren, als Heinz Steck zum Wagen trat und fragte: "Nehmt Ihr mich mit?"

"Ja," antwortete ich. "Aber wenn wir nicht bis Libau durchkommen und keinen Kahn mehr erwischen, dann fahren wir in den Wald."

"Ich komme trotzdem mit," sagte Heinz, "denn Eltern und Geschwister habe ich nicht und da ist es ja gleich, ob ich nach der Heimat durchkomme oder nicht."

Heinz stieg auf und dann fuhren auch wir nach Westen, in Richtung Libau.

Schon zwei Kilometer vor Grebin, also noch siebzehn Kilometer von Libau entfernt, war auf und neben der Strasse ein Verwärtskommen mit Fahrzeugen nicht mehr möglich. In wüsten Durcheinander stauten sich Panzer, Motorräder, Pferdefahrzeuge, Lastwagen und Personenwagen. Panzer und Kettenfahrzeuge überquerten die Strassengraben rechts und links, um auf freien Felde besser vorwärts zu kommen. Aber bald kamen sie nicht mehr weiter, weil ein breiter Wassergraben, der nicht zu umgehen war, ein unüberwindliches Hindernis bildete.

Zerkochene Fahrzeuge und Trümmer aller Art sperrten die Strasse. Von allen Richtungen liefen hier vor Grebin die Strassen strahlenförmig zusammen. Und aus von vorn kam die Meldung durch, dass die ganze Strasse bis Libau derart verstopft sei.

Damit war unser weiteres Ziel klar.

Der Weg zur Ostsee war versperrt und in Gefangenschaft wollten wir nicht gehen. Also bogen wir in südlicher Richtung ab, um in den Wald zu fahren. --

Mittlerweile war es dunkel geworden. An einsamen Gehöften und verlassenem Pötkenstellungen kamen wir verüber. Der Feldweg wurde immer schlechter. Kaum kamen die abgehetzten Pferde

noch vorwärts. Als der Wagen bis an die Achsen im Schlamm stecken blieb und die Gänge fast bis an den Bauch im Morast standen, spannten wir aus. Die Pferde wurden rausgezogen, aufs Feld geführt und mit allen Sachen beladet. Dann führten wir sie über Heide, Moor und Gräben in den Wald, der noch etwa fünf Kilometer entfernt war.

Lastwagen fuhren auf der Strasse am Waldrand entlang. Wir wussten nicht, ob es Freund oder Feind war. Beim Überspringen der Gräben, wenn die Pferde auch nur drei oder vier Meter voneinander entfernt waren, wieherten sie sofort und wir waren dauernd in Sorge, dadurch verraten zu werden.

Kaum waren wir im Wald, als von der Strasse her russische Stimmen zu hören waren. Betrunkene gröhlten und schrieten die Sieger in die Nacht hinein.

Bald kamen wir in dem dichten Unterholz mit den Pferden nicht mehr weiter. Wir luden ab und nahmen den Pferden auch das Geschirr und die Sättel ab. Dann führte Kenny sie an den Waldrand und liess sie laufen.

Nun begann die Schleperei des schweren Gepäcks durch den unwegsamen Wald. Alle 500 Meter musste Halt gemacht werden, um auszuruhen. Aber wir hatten ja jetzt so unendlich viel Zeit. Die HKL lag etwa fünfzehn Kilometer südlich von uns und wir rechneten damit, sie erst in ungefähr einer Woche überschreiten zu können.

Mitternacht war lange schon verüber, als wir plötzlich auf einer Waldlichtung von einem Posten angerufen wurden: "Halt! Parele!"

"Ja gibts denn das auch noch?" rief ich aus. "Du weisst wohl noch garnicht, dass der Krieg schon lange aus ist? Unsere Parele ist Heimat!"

Da kam aus der Dunkelheit ein junger Offizier auf uns zu und fragte, woher wir kommen und wohin wir gehen.

Wir gaben kurz Auskunft und setzten unseren Weg fort. Da sahen wir auf der Lichtung am Waldrand in Paradeaufstellung die Werfer, Munitionsfahrzeuge und Lastwagen einer ganzen Nebelwerfer-Abteilung.

Ich drehte mich um: "Wellen Sie Ihre Geschütze und Fahrzeuge nicht sprengen, Herr Leutnant? Von unserem Regiment bekommt der Russe kein Geschütz mehr zu sehen. Die sind vernichtet."

Der Leutnant zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte er: "Ueber das, was ich tue oder nicht tue, bin ich Ihnen doch keine Rechenschaft schuldig."

"Das ist allerdings richtig," entgegnete ich und wirzogen weiter in den Wald hinein.

Noch einen Kilometer gingen wir, dann machten wir Halt und legten ab. Wir wollten beobachten, wie sich die Russen der Werferabteilung gegenüber verhalten würden. Abwechselnd hielt einer von uns Wache. Das Zelt hatten wir nicht aufgebaut.

Langsam wurde es hell. Nur wenig Licht kam durch die hohen Bäume und das dichte Unterholz in unseren Schlupfwinkel. Gegen elf Uhr beobachtete unser ausgestellter Posten, dass ein Motorrad mit Beiwagen auf die Lichtung gefahren kam.

Wir schlichen zum Waldrand. Ein russischer Kommissar und zwei Soldaten waren abgestiegen und im Zelte des Leutnants verschwunden.

Ein Wachtmeister liess alle Soldaten vor den Fahrzeugen antreten. Der Leutnant kam mit dem Kommissar aus dem Zelt. Der

Wachtmeister meldete dem Leutnant, der Leutnant den Russen und dieser hielt eine kurze, uns unverständliche Ansprache. Dann be-
sichtigten beide Offiziere die Geschütze, Waffen und Fahrzeuge.

Als die Mannschaften wieder weggetreten waren, riefen wir einen in unserer Nähe vorbeikommenden Untereffizier in den Wald und dieser erzählte uns, dass der Kommissar angeordnet habe, die Abteilung solle hier erst noch abkochen und Mittag essen, dann um 14 Uhr mit eigenen Lastwagen nach der Schule in Barta fahren. Von dort aus gehe es nach einer Registrierung weiter nach Memel und dann nach Deutschland. Von einer Gefangennahme könne keine Rede sein.

Wir schlichen zu unserem Versteck zurück, um uns nun endgültig zu entscheiden. 'Vielleicht,' das war das inner wiederkehrende Wort unserer Diskussionen. 'Vielleicht' ist es richtig, wenn wir mit dieser Einheit nach Barta fahren und uns registrieren lassen. 'Vielleicht' ist es auch nur ein Lockmittel des Russen, damit nicht zuviel Soldaten in die Wälder gehen. 'Vielleicht' ist dies tatsächlich der einfachste und schnellste Weg, um nach Hause zu kommen. 'Vielleicht' gehen wir aber doch den richtigen Weg, 'vielleicht' auch nicht. -

Wir entschlossen uns, zusammen zu bleiben und den Weg nach Deutschland selbst zu suchen.

"Wenn der Russe tatsächlich die Kurlandarmee nach Deutschland frei abziehen lässt," sagte Heinz Steck zu mir, "dann hast Du aber doppeltes Pech gehabt."

"Wieso?" erwiderte ich neugierig.

"Nun, gestern hättest Du ja eigentlich schon mit dem Lazarett-schiff nach Hause fahren können, wenn Dir Rander nicht einen Strich dadurch gemacht hätte. Es kam in der vergangenen Nacht ein Fernschreiben bed-uns-an- des Arme-Oberkommandes an: "

'Auf den Lazarett-schiffen, welche am 8.5. 14 Uhr aus dem Libauer Kriegshafen auslaufen, ist noch soviel Platz, dass von jeder Einheit der Kurlandarmee je zwei Mann aufgenommen werden können. Die Einheitsführer setzten rechtzeitig - mit Marschbefehl und Wehrpass versehen + die zwei kinderreichsten Familienväter dorthin in Marsch. Vellzugmeldung unnötig.'

"Heinz, warum hast Du mir das nicht schon gestern gesagt, als das Fernschreiben ankam? Und wer ist nun noch mit dem Schiff weg-
gekommen?" Ich war von dieser Nachricht bis ins Innerste erschüttert. Im Geiste sah ich mich auf der Ostsee, auf dem Wege in die Heimat. Ich sah meine Frau und vier Kinder vor mir, die ich seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen hatte; geflohen mit einem kleinen Koffer, untergebracht auf einem Dachboden in einem halsteinischen Dorf, ohne Bett auf Stroh liegend, zwei Kinder krank und meine Frau mit einem erfrorzenen Fuss.

Wie gerne wäre ich dorthin geeilt, um helfen zu können. Statt dessen sass ich hier in Kurland. Nicht wissend, was die nächste Stunde bringt und nicht ahnend, dass es noch dreieinhalb Jahre dauern würde, bis ich die Meinen wiedersehen durfte.

Und das alles, weil ein Einheitsführer ungerecht war.

"Seine beiden Lieblinge hat Rander fahren lassen," erzählte Heinz weiter, "Nienhart und Hinze, die ihm seine Bunker immer so schön eingerichtet haben. Ich habe ja das Fernschreiben auch nicht selbst aufgenommen, sondern Leonhardt. Und Du weißt ja, dass er zu Randers Spitzeln gehörte. Gewiss hat ihm der Alte verboten, darüber zu sprechen. Mir hat es Leonhardt erzählt, als wir zusammen von Gefechtsstand zur Preße führen."

Ich stand auf und ging von den Kameraden weg. Das musste ich erst allein verwinden. -

" Unter Partisanen, im Urwald und G-P-U-Keller."

Auszug.

6. Kapitel

An einem Septembertag kam nachmittags Ipolit zu mir in den Wald. Er hatte ein Paket unter dem Arm. "Dede," sagte er, "Du mußt sofort weg! Die Russen sind zur Razzia ins Dorf gekommen und bleiben zwei bis drei Wochen hier. Ich habe Dir etwas Verpflegung mitgebracht." Er machte eine kurze Pause, dann drückte er langsam heraus: "Aber versprich mir, dass Du zu uns zurückkommst, wenn es hier wieder ruhig geworden ist."

"Gut Ipolit," antwortete ich. "Heute Nacht werde ich weitergehen. Aber ob und wann ich zurückkomme, das ist ungewiss. Vielleicht soll die Ankunft der Russen ein Wink des Schicksals sein, dass ich mich nun doch noch in diesem Jahr auf den Weg nach der Heimat machen soll. Bin ich bis hierher gekommen und schon so oft ganz wunderbar errettet und bewahrt worden, dann wird mich Gott auch weiter bringen."

"Ach Dede," unterbrach mich mein Freund, "nun habe ich zum ersten Male in meinem Leben einen Menschen gefunden, der nicht nur ans Essen und Saufen denkt wie alle anderen hier und nun willst Du für immer fort. Ich möchte mitkommen mit Dir, denn solange die Russen in meinem Vaterlande sind, kann ich hier nicht leben. - Aber in Deutschland wird man mich wohl nicht aufnehmen."

"Ich kann Dir nicht zusetzen, Ipolit, und auch nicht abraten. Mit Dir würde ich jederzeit versuchen, durchzukommen und ich glaube, wir würden es auch schaffen. Vielleicht kannst Du dann weiter fahren zu Deinen Verwandten in Amerika."

Ipolit kaute nachdenklich an einem Grashalm; seine Gedanken waren in weiter, weiter Ferne. Die Zugvögel sammelten sich schon in der Luft und bereiteten die junge Brut auf den bevorstehenden langen Flug vor. Lautlos strich ein schwarzer Storch über die hohen Bäume, um sich sein Abendbrot von der nahen Wiese zu holen. - Zwei Monate war ich hier gewesen. Viele Nächte und jeden Sonntag hatte ich mit Ipolit verplaudert. Viel hatte ich ihm zu verdanken und der plötzliche Abschied würde mir nicht leicht werden. Aber in dem litauischen Bauernsehn hatte ich durch meine vielen Erzählungen aus der Heimat die grosse Sehnsucht nach Schönheit, Kultur und Sauberkeit geweckt. Seine Augen hingen an meinen Lippen, wenn ich erzählte. Die Luft im Elternhaus war ihm zuwider. Er verlangte mehr als ein litauischer Bauernsehn vom Leben erwarten durfte. Ein gutes Buch, ein Theaterbesuch, kultivierte Menschen, das Meer und die Berge; alle Schönheiten, von denen ich ihm oft erzählt hatte, wollten von ihm nun selbst gesehen und erlebt werden. In seinem Innersten tobte ein harter Kampf. Ich durfte ihn jetzt nicht beeinflussen. Er sah empor zu den Wolkenfetzen, die unter der blauen Himmelsdecke dahinzogen und auch in unbekannte Ferne wanderten. Wie würde er sich entscheiden? Hier das Elternhaus, an das ihn zwar keine Liebe und kein gegenseitiges Verstehen band, aber doch der Gehorsam und die Verantwortung, die er als der älteste Sehn dem Vater und seinen fünf jüngeren Geschwistern gegenüber trug. Und auf der anderen Seite

die leckende Welt, von der ich ihn oft genug erzählt habe, dass auch sie überall mehr unglückliche und unzufriedene Menschen beherbergt - als innerlich freie und wahrhaft glückliche.

Ipolit sprang auf: "Nein Dede, es geht doch nicht. Ich kann nicht mit Dir kommen. Aber ich werde Dich niemals vergessen. Komm wieder zurück! Sowie die Russen weg sind, hänge ich wieder das Signal für Richten die Scheune und werde auf Dich warten. Jetzt muss ich nach Hause."

"Auf Wiedersehen, Ipolit." Wir gaben uns die Hände. "Auch ich vergesse Dich niemals und alles Gute, was ich hier gehabt habe. Gott segne Dich dafür. Und halte den Kopf hoch!"

"Komm wieder, Dede! Auf-Wiedersehen." Noch ein Händedruck und ich blieb allein. -

Als es dunkel wurde verliess ich den Wald. Bald hatte ich die Landstrasse erreicht und kam gut vorwärts. Die grosse Sehnsucht nach der Heimat hatte mich wieder erfasst. Ich heffte, wenigstens noch im September über die Weichsel und Oder schwimmen zu können, ehe es zu kalt wurde.

Auf einem Bauernhof, der abseits der Strasse lag, wollte ich Wasser trinken. Doch wie gross war mein Erstaunen, als ich aus dem Brunnen statt des erwarteten Wassereimers eine Milchkanne, mit reiner Sahne zur Hälfte gefüllt, herauszog. Dieser Anfang war tatsächlich nicht schlecht. - Ich legte etwa dreissig Kilometer zurück und suchte mir, als der Morgen graute, einen Heuscheber auf einer Waldwiese als Schlafstelle aus.

Der Tag verlief ruhig und die Abenddämmerung sah mich wieder auf dem Marsch. Nachdem ich schon zwanzig Kilometer gelaufen war, wollte ich eine Ruhepause einlegen. Direkt an der Strasse lagen mehrere gefällte Bäume aufgestapelt, fertig zum Abtransport in ein Sägewerk. Auf dem vordersten Baum sitzend, rauchte ich eine Zigarette. Da überfiel mich die Müdigkeit und ich legte mich zwischen dem zweiten und dritten Baumstamm in eine Vertiefung, um ein paar Minuten auszuruhen.

Gerade hatte ich es mir bequem gemacht, als ich Stimmen und Schritte auf der Strasse hörte. Es kamen sechs russische Soldaten, die vor dem Holzstapel Halt machten und sich auf denselben Baum setzten, auf welchem ich noch vor zwei Minuten gegessen hatte und ich lag nur sechzig Zentimeter hinter ihnen.

Mein Herzklopfte so laut, dass ich glaubte, man müsse ^{es} auf fünfzig Meter Entfernung schlagen hören. Ich sandte ein Stossgebet zum Himmel: "Herr, behüte mich!"

Wenn nur einer der Russen den Arm nach hinten gelegt hätte oder den zweiten Baumstamm vielleicht als Rückenlehne benutzt hätte, da dann wäre ich entdeckt worden und unweigerlich verloren gewesen, denn ich hätte keine Möglichkeit gehabt, meine Pistole zu ziehen oder wegzulaufen. Es waren zehn Minuten äusserster Spannung für mich, die mir ~~schwerer~~ wie eine Ewigkeit verkamen.

Doch die Russen gingen, nachdem sie ihre Machorka geraucht hatten, nichtsahnend weiter. Nach einem aus tiefstem und dankbarstem Herzen kommenden Dankgebet stand auch ich auf und setzte meinen Weg fort.

Über die Memel kam ich unangefechten mit einem Kahn, den ich mir in einem Fischerdorf ausborgte, ohne erst lange um Erlaubnis zu fragen.

Nach einer Woche, immer nachts marschierend, kam ich an die russisch - polnische Grenze.

Es war kurz nach Mitternacht, als ich aus dem Walde trat. Ich überquerte eine Wiese und sah bald einennohen Stacheldrahtzaun vor mir. Das also war die Grenze.

Vor dem Zaun lief ein zwanzig Meter breiter, ungepflügter und fein geegter Streifen entlang, sodass jede Spur, die an den Zaun heranführte, gut sichtbar wurde.

Aber alles war still und die nächste Strasse und Eisenbahnlinie laut Karte über drei Kilometer entfernt. Der Zaun war ungefähr zweieinhalb bis drei Meter hoch, der Abstand der Drähte voneinander betrug zwanzig Zentimeter. Aber auf jeden Pfosten waren Querträger gesetzt, an denen nochmals nach der russischen und polnischen Seite zu je vier Drähte entlangliefen.

Ein Bekerklettern war also unmöglich. Ich zog meine mit Leinwandstreifen isolierte Kneifzange hervor und wollte mir ein Loch ausschneiden, um durchschlüpfen zu können. Vorsichtig ging ich zu Werke.

Der erste Draht war durchgeknipt.

Ich lauschte.....

Alles blieb ruhig. - Also weiter!

Doch kaum war ich dabei, den durchgeknipten zweiten Draht umzubiegen, als etwa zweihundert Meter links von mir eine Leuchtrakete hochging und auch schon ein Maschinengewehr losrasselte.

Hinlegen. - Die Schüsse gingen alle viel zu hoch. -

Noch eine Leuchtrakete. - Stimmen.... Schreie....

Ich sprang auf und lief über die Wiese in den Wald zurück. Auch von der rechten Seite kamen nun Stimmen, aber noch weiter entfernt. Ich lief und stürzte, raffte mich wieder auf.

Das rechte Knie schmerzte ungeheuer. - Hinter einem umgestürzten Baum blieb ich liegen. Im Walde war es noch steckdunkel.

Die Russen kamen mir nicht nach. Unstolten sie etwa den Wald? Helten sie Verstärkung herbei?

Noch zwei Stunden bis zum Hellwerden. - Ich darf hier nicht liegen bleiben. Dann war ich in diesem Waldstück verloren.

Also auf! Und weiter!

Nicht dem Russen in die Hände fallen!

Befiehl Deinen Körper und er gehorcht! Es ging.

Schmerzen wieder, grausame Schmerzen. Ich darf nicht daran denken. - Feinde ringsum! - Leuchtkugeln. - Gewehrschüsse.... Schreien und Rufe.....

Und ich bin allein....

Man wird eine Treibjagd veranstalten und mich fangen.

Aber ich bin doch nicht allein. '...Einer ist, der in der Nacht, - Einer ist, der Dich bewacht...!'

"Herrgott, lass mich jetzt nicht schlapp machen! Hilf mir hier heraus!" - Wie leicht ist es, zu beten, wenn man in Not ist. Man spricht mit seinem Gott nicht, als sei er der Unnahbare, der in weiter Ferne thront und vor dem man ehrfürchtig die Knie beugen muss. Wenn man in Gefahr ist, dann spricht man mit seinem Gott wie ein Kind mit seinem Vater, der stark und gross ist und der alles - einfach alles - kann. Glaubend und vertrauend. Und er hilft!

Glücklich kam ich aus dem Waldstück heraus. Vorbei an zwei ausgebrannten Bauernhöfen, dann noch fünfhundert Meter über freies Feld und wieder war ich im Walde.

Hier konnte ich mir ein Versteck suchen. -

Der erste Versuch, über die Grenze zu kommen, war missglückt. Fünf Tage später unternahm ich den zweiten.

An einer Eisenbahnlinie entlang schleichend, stiess ich auf einen Panzergraben. Oben auf dem Bahndamm liefen russische Posten. Um über den Graben zu gelangen, musste ich einen Steg suchen oder eine Stelle, an welcher der Graben zugeschüttet war.

Bald glaubte ich, einen Uebergang gefunden zu haben, denn der Panzergraben war fast bis oben hin zugeschüttet. Jedoch ging ich sehr vorsichtig näher, weil mir schon seit einiger Zeit ein widerlich süßlicher Geruch entgegenkam.

Noch konnte ich nichts unterscheiden, denn es war sehr dunkel in dieser Nacht. Dann aber, als ich den vermeintlichen Uebergang erreicht hatte, sah ich, dass der ganze Panzergraben mit Leichen angefüllt war, die nur teilweise mit Erde zugeschüttet waren.

Ein Grauen erfasste mich.

Ich brachte es nicht fertig, hier weiter zu gehen.

Ganz in der Nähe hier war die Stadt Preussisch-Eylau. Dort befand sich ein Zivil-Gefangenenlager. Mehr wusste ich bisher nicht. Jetzt sah ich nun zu tausenden die Toten des Lagers hier in Panzergraben liegen. Ich durfte auch nicht versuchen, in dieser Gegend über die Grenze zu gelangen, denn in der Nähe des Lagers war bestimmt die Grenzwahe noch stärker als anderswo.

Auf dem ganzen Marsch in dieser Nacht und den folgenden Tagen und Nächten wurde ich das furchtbare Bild nicht mehr los, das der Anblick der vielen Toten in Panzergraben bot,

Aber ich konnte mich nicht mehr lange in Ostpreussen aufhalten, weil meine Lebensmittel zuende waren und hier nur Kelchosen waren, auf denen sich immer russische Soldaten runtrieben.

So wechselte ich also wieder nach Litauen über, wo ich den dritten und letzten Versuch des Grenzübertrittes machen wollte.

Schon am Nachmittag legte ich mich unweit des Grenzzaunes auf die Lauer, um zu beobachten, wie stark die Bewachung hier war. Zweimal nur im Zeitraum von 3 Stunden kam eine aus zwei Mann bestehende Wache vorbei. -

Kurz nach Mitternacht kam ich wieder an den schon früher beschriebenen zwanzig Meter breiten Ackerstreifen, dann noch zehn Meter Wiesenland und ich stand vor dem Zaun. Bis mal wollte ich die Drähte nicht durchkneifen, sondern mit Schnur einen Draht nach oben und den darunter befindlichen Draht nach unten festbinden, um dann durchzukriechen. Als Handschuh und Isoliermittel benutzte ich meine wollenen Strümpfe.

Schon hatte ich den einen Draht nach oben gezogen und war dabei, ihn festzubinden, als ich Stimmen und Hundegebell hörte. In die Dunkelheit hinein schoss es mehrmals. Also hatte ich doch wieder einen Kontakt ausgelöst und mich verraten. Schon bellten mehrere Hunde und es war keine Zeit mehr zu langen Ueberlegungen.

Ich musste zurück.

In den Wald, aus welchem ich gekommen war, konnte ich nicht. Auch von dort waren Rufe und Stimmen zu hören, die auf den Zaun zu kamen. Also lief ich nach links, wo es noch ruhig war. Dort hatte ich am Nachmittag Weidenbüsche und Schilf gesehen.

Immer näher die Hunde.

Immer schneller mein Lauf. - Nur jetzt nicht stürzen. - Dunkle Nacht. - Jede Gefahr erscheint doppelt so gross, weil ich nichts sehen und erkennen kann. -

Steht dort vor mir nicht ein Mensch? Warum ruft er nicht, warum schießt er nicht? Ist es vielleicht nur ein Baumstumpf oder ein Pfahl? Wenn er doch schießen würde! Nachts trifft er ja nicht.

Die Hunde sind hinter mir und die Russen! -

"Herrgott, hilf mir!"

Es ist ja doch nur ein Pfahl. Sehe ich schon Gespenster? Die Pistole wieder in die Tasche und laufen ... laufen ... noch schneller ... immer schneller!

Dort ist das Schilf, dort ist der See, dort ist vielleicht die Rettung. .. Vielleicht? .. Nein, dort ist tatsächlich die Rettung.

Das Wasser spritzt neben mir hoch. Ich darf keinen Lärm machen. Vielleicht verlieren die Hunde hier meine Spur?

Jetzt langsam. Und nicht gradeaus gehen. Schen sind die Hunde am Ufer.

Ich stehe im mannshohen Schilf und lausche. Dann taste ich mich langsam vorwärts, biege das Schilf auseinander, ehe ich weitergehe.

Immer im Zickzack und weiter, weiter!

Stimmen jetzt am Ufer: 'Here, idi ssu dai'

Da endlich die erste Leuchtrakete.

Ich führe mich nicht. Wer schnell kann ich mich orientieren, ehe es wieder dunkel wird. Die Russen stehen über zweihundert Meter von mir entfernt am Ufer. Sehen kann ich sie nicht und sie mich also auch nicht.

Hier bleibe ich stehen.

Wo wird die nächste Leuchtkugel hochgehen? Endlos lang werden mir die nächsten Minuten. Mein Herz schlägt laut und wild. Am Ufer immer mehr Stimmen. Warum kommen die Hunde nicht mehr nach?

Es wird schon Herbst und das Wasser ist kalt. Es geht mir bis an die Oberschenkel. Ich spüre es nicht. Die Anspannung lässt nicht nach. Willen die Russen die Jagd aufgeben?

Endlich geht die zweite Leuchtkugel hoch.

Hundegebell setzt ein und noch ist es nicht wieder dunkel geworden, da rattert ein Maschinengewehr los.

Soll ich weiterlaufen? Bei dem Lärm am Ufer kann man mich doch nicht hören. Soll ich stehen bleiben oder mich bücken? Schiessen sie hoch oder tief?

Ich bleibe stehen. Noch sind die Schüsse nicht in meine Nähe gekommen. - Jetzt eine Feuerpause am Ufer. - Man legt wohl einen neuen Cart ein.

Die Hunde bellen immer noch. Willen sie nicht in das kalte Wasser gehen? - Ich will ja auch nicht, aber ich muss!

Schon wieder schießt das MG. - Jetzt kommen die Schüsse näher zu mir. Ich drehe mich um, zeige den Russen meine Hinterpartie und bücke mich.

St . St .. St ... St St ... St .. St . St.....

Über mir lag die Salva und verliert sich weiter nach rechts. Kommt er noch einmal zurück mit seiner Schiesserei? Ich richte mich noch nicht auf. Besser ist besser!

Am Ufer tritt wieder Ruhe ein. Einzelne Stimmen noch, kein Schuss fällt mehr. Endlich kann ich wieder gerade stehen.

Jetzt schleiche ich weiter. Das Schilf ist endlos.

Ich möchte jeden Stengel liebevoll streicheln, denn er verdeckt mich doch vor meinen Feinden. Langsam und vorsichtig muss ich mich vertasten. Die Hunde am Ufer haben gute Ohren.

Nun spüre ich die Kälte. Schon fast zwei Stunden bin ich im Wasser. Meine Finger sind ganz steif und kalt. Ich hole ein Stück hartes Brot aus der Tasche und lutsche es wie ein Kind sein Bein.

Komme ich heute Nacht noch her aus dem Morast? In zwei Stunden wird es hell, dann kann ich mich so nahe der Grenze nirgends mehr verstecken.

Jetzt bekomme ich den Krampf ins linke Bein und möchte schreien vor Schmerz. Nur nicht schlapp machen.

Aushalten!

Dort am Ufer warten sie schon auf mich: die Hunde und die Russen. Sie wollen mich jagen und abschiessen wie einen Hasen.

Dabei will ich ihnen doch garnichts tun. Ich will doch nur zurück in die Heimat. Ich will zu meiner Frau und den Kindern. Wo mögen die jetzt sein?

Ob meine Frau oder meine Mutter in dieser Nacht schlafen kann, wo ich das hier durchmache? Oder ob sie etwas ahnen, dass ich in Not und Gefahr bin?

Was hast Du, Mutter, mir doch vor vielen Jahren geschrieben, als Du erfährst, dass ich meine Feuertaufe hinter mir hatte? 'Sei tapfer mein Junge, und fürchte Dich nicht. Du weisst, dass unsere heissen Gebete Tag und Nacht für Dich und alle unsere Jungens ein starker Schutz sind, die Euch behüten werden.' Ja, liebe Mutti, das hast Du mir geschrieben und hattest damals alle sieben Söhne im Felde. Wie oft habe ich diesen wunderbaren Schutz gespürt! Im Kriege und besonders jetzt, wo es noch viel schwerer für mich ist.

Darum wird es auch hier einen Ausweg geben. Weil die Gebete einer Mutter eine Kraft sind, die weltumspannend ist.

Und wie war es doch in Urlaub? Wenn ich am ersten Abend den Kindern 'Gute Nacht' sagte und sie ihr Nachtgebet sprachen? Da betete der zweite Junge am Schluss: '... und behüte den lieben Vati, lass ihn gesund bleiben und bald nach Hause kommen.' Bis ihn der gresse Bruder unterbrach: 'Aber Dickkerle, der Vati ist doch jetzt zu Hause, da brauchst Du doch nicht mehr so zu beten.'

Ein Kindergebet aus reinem, gläubigen Herzen gesprochen. Heute muss es seine Kraft zeigen, heute brauche ich sie. die Kraft

Tausend Kilometer bin ich von den Meinen entfernt, aber ihrer Gebete lässt mich noch vierzehn Stunden lang in Schlamm und in kaltem Wasser aushalten.

Es wird langsam Tag und die Russen halten immer noch das Ufer besetzt. Jetzt ist es unmöglich, vor Einbruch des Abends das Versteck zu verlassen.

Als es ganz hell geworden ist, fahren viele Fischerkähne auf dem See kreuz und quer in die Binsen und das Schilfdickicht hinein. Aber der See ist gross und stark verschilft. Schreie und Stimmen aus allen Himmelsrichtungen.

Ich taste mich noch weiter hinein, noch tiefer. Bis an die Hüften stehe ich jetzt im Wasser. Die Sonne strahlt am wolkenlosen Himmel, aber die Strahlen können nicht zu mir dringen. Zu dicht und zu hoch sind die Stengel.

Was für ein Glück, so denke ich, dass es nicht regnet. Dabei klappern mir schon die Zähne und ich darf mich nicht rühren, denn dann bewegen sich die Schilfspitzen und können mich verraten.

Was für ein Glück, dass die Russen nicht wieder ein paar Gurte aus dem MG. ins Schilf jagen. Wenn ich mich jetzt bücken müsste, dann würde ich vollkommen unter Wasser stehen, und noch mehr frieren.

Was für ein Glück, dass der Untergrund hier nicht zu morastig ist, sonst wäre ich vielleicht schon versunken. Dabei geht mir der Medder doch sowieso schon bis über die Waden.

Was für ein Glück, dass hier keine Lapparallas, keine 'lahmen Enten' zwanzig Meter hoch über dem See fliegen, wie damals im Mai, als wir die tolle Nacht bei Sknedas hinter uns hatten und sie den Wald stundenlang überflogen. Heute würden sie mich unbedingt entdecken.

Was für ein Glück....., so denke ich. Und alles ist viel leichter zu ertragen, denn es könnte doch noch schlimmer kommen.--

Am Nachmittag kommen die Kähne zweimal ganz in meine Nähe. Aber durch das Dickicht können sie nicht hindurch. Bange Minuten trotzdem.

Jetzt schießen die Russen auch. Aber nicht auf mich, sondern auf Wildenten. Sie treffen natürlich nicht, denn mit Kugeln schießt man doch nicht auf Vögel.

Was für ein Glück, dass sie nicht treffen. Denn wenn so ein Vogel gerade drei oder fünf Meter von meinem Versteck entfernt ~~war~~ angeschossen runterkommen würde, dann kämen doch die Hunde und würden mich verbellen.

Ich könnte nicht einmal einen Hund mehr niederschieszen, denn alles in mir ist erstarrt. Keinen Finger kann ich bewegen. Ich habe kein Gefühl mehr. Wenn jetzt jemand mit einem Messer den Arm abschneiden würde, ich würde keinen Schmerz dabei empfinden.

Aber mein Gehirn ist noch intakt, denn ich male mir alle Situationen aus, die noch schlimmer sein könnten, als meine jetzige. Dabei kann ich schon nicht mehr stehen. Liegen möchte ich und einen Greg trinken, oder zwei..., oder noch mehr...!

Mir fällt der gute Rat ein, den mir ein Freund vor langen Jahren gab, als ich stark erkältet war. 'Leg Dich ins Bett,' sagte er, 'und stell ans Fussende einen Garderobenständer, auf den Du einen Hut hängen muszt. Dann trink soviel heiße Gregs, bis Du statt einen Hut deren zwei hängen siehst. Wenn Du dann einschlafst und wieder aufwachst, bist Du gesund!' Lieber Freund, heute möchte ich Deinen guten Rat ausprobieren. Ich möchte in einem Bett liegen und zum Schluss ein ganz s Dutzend Hüte sehen, nächt nur zwei.

Wie eine Fata Morgana sehe ich ein weiss bezogenes Bett vor mir im Schilf stehen. 'Nur nicht weich werden,' befehle ich mir, 'nur nicht fantasieren. Denn dann ist es ganz vorbei.'

Aber schlafen muss ich doch, einmal wieder schlafen. Daheim sein, bei meiner Frau oder meiner Mutter! Dort könnte ich endlich einmal wieder richtig schlafen. Sie würden meinen Schlaf bewachen. Meinen Schlaf in einem richtigen Bett. Ich brauchte nicht mehr auf der harten Erde zu liegen oder mich in einem Heuhaufen zu verstecken, mit offenen Ohren schlafend, um jeden Laut zu hören, jedes Rascheln im Laub und jedes Knacken eines Astes.

Ich will ja gar keinen Greg trinken, aber schlafen will ich, endlos lange und mir das Federbett schön hechziehen, denn es ist ja so kalt.

Und wenn ich dann aufwachte, dann würde meine Mutter mir mit ihrer Hand die Haare zart und sacht aus der Stirn streichen und sagen: 'Mein lieber, lieber Junge.' - Oder meine Frau würde sich über mich beugen und mir einen ganz, ganz flüchtigen Kuss geben und sagen: 'Mein Lieber, Du hast aber Ausdauer im Schlafen. Willst Du denn garnicht frühstücken? Ich bringe es Dir ans Bett.' Und ich wäre unendlich glücklich. —

Nun bin ich wieder zu Hause bei den Lieben und habe ganz vergessen, dass ich ja in einem litauischen See stehe und garnicht nach Hause kann, weil ich es nicht geschafft habe, über die polnische Grenze zu kommen. Dreimal vergeblicher Versuch....

Was werde ich nun machen? Werde ich sehr krank werden und irgendwo elend liegen bleiben? Nein, ich will nicht liegen bleiben und sterben will ich auch nicht; noch lange nicht! Ich will doch nach Hause! Soll ich noch einen Versuch unternehmen, über den Zaun zu kommen? Soll ich umkehren? Zum Ipelit zurückgehen und ihn überreden, mitzukommen? Zwei kommen viel besser vorwärts als einer allein. Drei sind schon wieder zuviel.

Ich werde zum Ipelit gehen. Dann bin ich endlich wieder bei einem Menschen.

Sechzehn Tage bin ich nun schon unterwegs und allein. Ich wollte jetzt schon an der Oder sein oder noch weiter. Und habe nicht einmal die polnische Grenze überschritten. Es muss ein anderer Weg gefunden werden. Ich will ja lebend und gesund nach Hause kommen und nicht hier erschossen und verscharrt oder in einen Panzergraben geworfen werden. Ich werde im Winter ein Faltboot bauen, Ipelit besorgt alles was ich brauche, und im Frühling tragen wir es durch den Wald ans Kurische Haff. Dann fahren wir nach Schweden rüber.

Ich hole meine Karten raus und messe die Entfernung. Von Midden bis Karlskrona sind es rund dreihundert Kilometer. Ein kleines Segelboot, vier Quadratmeter, genügt und bei einigermassen günstigen Wetter sind wir in zwei Tagen dort. Das macht Ipelit bestimmt mit. Vor Deutschland, das restlos besetzt ist, hat er Angst. Nach Schweden, in die Freiheit, da wird er nicht nein sagen.

Und nun baue ich im Geiste mein Faltboot. Eschenholz muss ich haben und der kleine Mast muss ein Wacholderstamm sein. Doppelte Leinwand, gut gefirnisset; wozu kann ich denn schon seit meinem sechzehnten Lebensjahr segeln und rudern? Wozu bin ich denn damals von Stettin nach Hiddensee gesegelt? Ich weiss, dass die Ostsee tückisch und unberechenbar ist. Aber ich werde sie bezwingen, denn ich will doch heim!

Was kümmern mich die Russen am Ufer und auf dem See, was kann mir die Kälte, der Hunger und die Müdigkeit tun? Ich habe wieder ein Ziel, einen neuen Weg, der bestimmt nach Hause führen wird.

Schon lange vor Einbruch der Dunkelheit wird es ruhig auf dem See und später auch am Ufer. Bald höre ich keine Stimmen mehr. Schon längst stütze ich mich mit den Händen auf drei dicht nebeneinander stehende Schilfstengel, die ich in Brusthöhe abgebrochen habe und auf denen meine dünne Leinwanddecke liegt. Nun lege ich auch noch den Kopf darauf. Wenn ich einschlafe, dann neigt sich meine Stütze nach rechts oder links und ich rutsche ab. Das kalte Wasser, in das ich unfalle, weckt mich wieder.

Es ist ja alles so egal, ich will doch schlafen.

Die Decke rutscht auch noch ab ins Wasser. Ich lasse sie liegen. Sie ist ja doch nass.

Endlich kommt der Abend.

Nun will ich mich langsam ans Ufer schleichen, immer vorsichtig im Schilf bleibend. Ich kann nicht gehen. Keinen Fuss bekomme ich aus dem Schlamm.

Ich muss raus!

Noch eine Nacht überlebe ich hier drin nicht. Ich nicht und ein anderer auch nicht.

Ich breche einen Schilfstengel ab und will damit den Schlamm lockern, der sich um meine Füße und Unterschenkel gelegt hat.

Es geht nicht; die Hände haben keine Kraft mehr. Ich gehe mit den Händen und Armen unter Wasser und massiere das linke Knie und den Oberschenkel.

Nur nicht schlapp machen!

Endlich kann ich das Knie etwas beugen. Ich reiße das linke Bein hoch, noch einmal... Aber der Schlamm saugt sich fest und es geht nur Zentimeter um Zentimeter nach oben. Der Fuss steckt noch ganz im Morast, der Unterschenkel ist frei.

Da falle ich nach rechts um; ich kann kein Gleichgewicht mehr halten. Aber dadurch sind beide Füße frei geworden. Alles ist so steif und unbeweglich. Das Gehirn will dem Körper Befehle geben, aber er reagiert nicht darauf.

Ich darf nicht stille stehen, sonst saugt sich der Schlamm wieder an meinen Beinen fest. Schritt für Schritt stelle ich langsam dem Ufer entgegen. Schmerzen und Gefühl sind garnicht vorhanden. Angst vor den Hunden und den Russen? Kein Gedanke daran.

Ich erreiche das Land.

Als ob ein anderer Mensch hier laufen würde, nicht ich selbst, so kommt es mir vor. Noch zweihundert Meter, dann bin ich am Waldrand. Zwei lange, abgebrochene Zweige nehme ich auf und gehe Schritt für Schritt, wie ein Kind, das laufen lernt weiter.

Hier darf ich mich nicht hinlegen. Meine Kleider sind ganz nass auch meine Pistole. Ich würde krank werden.

Nach einer Stunde sehe ich einen Bauernhof, nicht weit von Walde entfernt.

Nun ist mir alles egal. Schlafen will ich ... nur schlafen. Aus einem Fenster leuchtet ein mattes Licht.

Ich taumle auf den Hof und schaue durchs Fenster ins Zimmer. Eine Frau in mittleren Jahren sitzt am Spinnrad und ein Mädchen, etwa dreizehn oder vierzehn Jahre alt, liest in einem Buch. — Auf dem Hecker neben dem Tisch liegt eine Männermütze. Daher habe ich nicht den Mut, anzuklopfen und um Quartier zu bitten. Zu nahe bin ich noch an der Grenze.

So krieche ich in die Scheune, verstecke erst meine Pistole und Munition. Dann ziehe ich mich mühsam an einer Leiter emper ins Heu.

Weit nach hinten taste ich mich durch und ziehe, schon fast schlafend, Jacke und Hemd aus. Die Schuhe bekomme ich nicht auf. Meine Finger sind zu steif.

Also ziehe ich nur noch die nassen Hosen bis an die Kniekehlen runter und decke Heu über mich... immer mehr Heu...

"Unter Partisanen, im Urwald und G.P.U.-Keller."

Auszug.

14. Kapitel

So kam das Neue Jahr und damit wieder der Glaube und die Hoffnung, im Jahre 1947 endlich heinzukommen. Die Tage verflossen im ruhigen Einerlei des Krankenhauses und die allabendlichen Erzählungen über meine Front- und Walderlebnisse füllten mein Nachtschränken immer wieder mit guten und nahrhaften Dingen. Ausserdem vervollkommnete ich mich dadurch sehr schnell in der litauischen Sprache.

Der Chefarzt war mit meinem Fuss zufrieden, denn langsam heilte das gresse Lech zu und er machte mir Hoffnung, dass ich Ende Januar die ersten Gehversuche machen könne. Wenn ich an den verigen Winter im Walde zurückdachte, dann hatte ich doch allen Grund, sehr dankbar zu sein, dass das Schicksal sich so zu meinen Gunsten gewendet hatte.

Doch dauerte die Freude nicht lange. Mitte Januar kam eines Nachmittags die Schwester vom Tagesdienst ins Krankenzimmer und sagte, noch in der Tür stehend: "Herr Riedel, die NKWD ist da, Sie werden abgeholt. Draussen ist ein Offizier, der den Befehl hat, Sie sofort mitzunehmen."

"Eber Schwester," antwortete ich, ganz erschrecken, "ich kann ja noch garnicht laufen und ausserdem bin ich doch in Freiheit. Der Dekter kann mich doch garnicht rauslassen."

"Das hat die Oberschwester dem Leutnant auch schon gesagt. Aber der Chefarzt und der Assistenzarzt sind beide nicht im Haus und der Leutnant besteht darauf, Sie sofort mitzunehmen."

Eine Pflegerin kam schon mit meinen Sachen aus dem Keller. Ich weigerte mich jedoch, aufzustehen.

Ein paar Minuten später ging die Tür wieder auf und der NKWD - Leutnant kam herein: "Wo ist der Deutsche?" Niemand im Raum gab eine Antwort.

Da sah er die Kleider auf meinem Bett liegen und kam zu mir "Los, Los! Ich habe keine Zeit, nach Dich fertig!"

Ich blieb ruhig liegen und antwortete: "Gehen Sie zum Arzt. Der wird Ihnen bestätigen, dass ich noch garnicht laufen kann."

"Dann gehst Du halt auf Krücken!" Dabei zog er mir die Decke vom Bett, die er auf die Erde warf und zwang mich, aufzustehen.

Nun musste ich wieder in meine Lumpen steigen, die so schmutzig waren und nach Desinfektien rechen. Währenddessen riefen die anderen Kranken nach der Pflegerin und fast alle gaben ihr etwas für mich mit: Speck, Butter, Brot und Tabak. Erst nach langen Debatten erlaubte der Leutnant, dass ich alles mitnehmen durfte. Meine Birkenholz-Krücken waren schon längst in die Heizung gewandert und so konnte ich nicht laufen. Die Schwester besorgte eine alte Krücke und einen Spazierstock, dann trieb mich der Leutnant aus dem Zimmer.

Wehmütig blickte ich noch einmal auf mein schönes, weiss bezogenes Bett und auf all die guten Menschen, die ich zurücklassen musste. "Komm bald zurück!" so riefen sie mir alle zu. Dann humpelte ich vor dem Russen her, die Treppe herunter und hinauf auf die Strasse, in die klirrende Kälte. Menatelang hatte ich im geheizten Zimmer gelegen, jetzt kam ich plötzlich an die frische Luft und es waren minus 28 Grad Celsius. Alle hundert Meter musste ich Pause machen und mich an eine Mauer oder einen Zaun

anlehnen, weil ich mich kaum aufrecht halten konnte.

Als wir im Hause der NKWD ankamen, musste ich wieder in denselben kalten Flur warten, in welchem ich schon im November so lange Stunden der Ungewissheit verbracht hatte. Was wird nun heute mit mir geschehen?

Der Mengele, der mich bewachte, kam auf mich zu: "Tabak ist?" fragte er grinsend. "Tabak ist," antwortete ich und gab ihm etwas. Er drehte sich eine grosse Zigarette in Zeitungspapier, ich tat dasselbe. Doch als ich meine Zigarette gerade anstecken wollte, schlug er sie mir aus der Hand und brüllte mich in einer asiatischen Sprache an. Ich verstand zwar kein Wort - aber ich wusste, was er meinte.

Ein paar Minuten später kam der Leutnant zurück und brachte mich eine Treppe hoch in ein Zimmer. Hinter einem grossen Schreibtisch sass ein russischer Major, die Mütze nach hinten ins Genick geschoben, und an dem Mundstück einer ausgerauchten Papyressi kauend. Aus lauernden Augen, die tief in den Fettpelstern seines aufgedunsenen Gesichtes lagen, betrachtete er mich unentwegt und lange. Instinktiv fühlte ich, dass mir von diesem Manne eine grosse Gefahr drohe.

Endlich fiel das erste Wort. "Bitte setzen," sagte er in gebrochenem Deutsch. "Sie sprechen russisch oder litauisch?"

"Russisch sehr schlecht und litauisch ein bisschen besser," antwortete ich.

"Nu gut, dann wir wollen litauisch zusammen sprechen. Wie geht es Ihnen Fuss?"

"Major," sagte ich, "warum holen Sie mich aus dem Krankenhaus? Ich kann noch garnicht laufen. Was wollen Sie von mir?"

"Sehen Sie, wir haben Ihnen doch geholfen, als Sie krank zu uns gekommen sind, nicht wahr? Und jetzt müssen Sie uns auch einmal helfen, das verstehen Sie doch?" Er zog aus einer Schublade eine Packung Kasbek-Papyressi und bot mir eine an. "Bitte, wir wollen rauchen."

"Nein," lehnte ich ab, "ich möchte jetzt nicht rauchen. Ich möchte wissen, was ich hier soll."

"Ach, das ist nicht so schlimm. Sie brauchen auch gar keine Angst zu haben. Morgen früh kommen Sie schon wieder in Krankenhaus zurück. Passen Sie auf: wir haben einen deutschen Soldaten gefangen und wollen nur wissen, ob er uns seinen richtigen Namen gesagt hat oder gelogen hat. Also, Sie werden in seine Zelle gebracht und morgen früh werde ich Sie wieder holen lassen. Dann erzählen Sie mir, was er Ihnen gesagt hat und Sie können wieder gehen."

"Dazu lassen Sie mich aus dem Krankenbett holen, Major?" rief ich erregt. "Ich bin doch frei, wie mir der Oberst hier gesagt hat. Ich gehe nicht ins Gefängnis."

"Sie sind ja auch kein Gefangener. Verstehen Sie doch richtig! Aber Sie sollen uns helfen; das können wir verlangen. Und machen Sie keine Dummheiten. Die Wache und die Gefangenen in Ihrer Zelle dürfen nicht wissen, dass Sie für mich arbeiten. Man wird Ihnen alles abnehmen was Sie haben, aber morgen früh bekommen Sie alles zurück. Und nun lasse ich Sie runter bringen."

"Nein," gab ich zur Antwort. "Major, das ist schlechte Arbeit. Das kann ich nicht machen. Lassen Sie mich erst gesund werden, aber stecken Sie mich jetzt nicht ins Gefängnis."

"Sie werden ganz schnell wieder frei sein," sagte er, "aber wenn Sie nicht freiwillig gehen, dann bleiben Sie für immer hier!" Schon während meines Protestes hatte der Russe auf einen Knopf an der Seitenwand des Schreibtisches gedrückt und gleich darauf kam der Mengele ins Zimmer, dem der Major die Anweisung gab, mich in Zelle 5 zu bringen.

Zum zweiten Male war ich Gefangener der NKWD.

Die Wache im Erdgeschoss durchsuchte mich von oben bis unten. Noch hatte ich die Karten in meinem alten Schafspelz. Ob man die finden würde? Es wurde mir das Messer, der Löffel, Gürtel, Sicherheitsnadeln, Streichhölzer, Geld, Schnürsenkel usw. abgenommen. Dann wurden mir die Knöpfe von der Hose alle abgeschnitten, sodass ich beim Laufen immer mit einer Hand die Hose hochziehen musste. Aber die eingenähten Karten fand man nicht. Tabak, Lebensmittel, Decken und Pelz durfte ich mitnehmen.

Dann ging es in den Keller hinunter. Der Wachhabende von oben rief den Posten aus dem Keller an die Gittertür. Dann erst konnte geöffnet werden, denn jeder hatte einen Schlüssel für eins der beiden Schlösser, sodass einer allein niemals aufschliessen konnte.

Zelle 5 wurde aufgeschliessen. Ich hinkte hinein. Zwölf Gefangene sahen mir im matten Scheine der elektrischen Zellenbeleuchtung erwartungsvoll entgegen. Keine Frage nach dem Weher. Aber von allen Seiten streckten sich mir schmutzige Hände entgegen und russisch und litauisch redete man auf mich ein: "Tabak ist? Tabak ist?" Ich drückte mich in eine Ecke, damit ich nicht von allen Seiten zu sehr bedrängt wurde. Nachdem ich meinen Tabakbeutel geöffnet hatte und gerade dabei war, jeden etwas zu geben, konnte ein grosser, dicker Mann nicht abwarten, sondern wollte sich gleich selbst bedienen. Ich klebte ihm aber auf die Finger und sagte ihm, dass er nun gar keinen Tabak bekommen würde. "Entehrt sei Deine Mutter!" fluchte er und sah mich drohend an. Nachher hörte ich, dass dieser Mann wegen Tetschlagas hier war. Aber Tabak hat er von mir nicht bekommen.

Aus einer Ritze in der langen, hölzernen Schlafpritsche zog ein Gefangener ein kleines Hölzchen hervor, in welches ein Feuerstein eingelassen war. Ausserdem kam noch ein Stück Fensterglas in der Grösse eines Fingernagels und ein kleiner Stoffrest zum Vorschein: Zunder. Im Augenblick glimte der Zunder auf und dann steckte einer nach dem anderen seine Zigarette an.

Jetzt ging es ans Ausfragen: "Weher kennst Du? Was ist mit Deinem Fuss los? Bist Du angeschossen worden? Wo hat man Dich gefangen? Bei welcher Partisanengruppe hast Du gearbeitet?" Russisch, lettisch und litauisch schwirrten die Fragen durcheinander. Auf deutsch sprach mich niemand an. Ich antwortete mit Götz von Berlichingen auf russisch und litauisch und suchte mir auf der langen Pritsche einen Schlafplatz, weil ich nicht mehr stehen konnte.

Wer schlafen konnte ich nicht. Zu schwer lastete der Druck auf mir, im Gefängnis zu sein. Welcher Unterschied zwischen der Sauberkeit und Helle im Krankenhaus und dem Schmutz, dem Halbdunkel, der Kälte und dem widerlichen Uringeruch, der sich aus dem grossen Eimer über den ganzen niedrigen Kellerraum erstre- verbreitete.

Draussen vor dem vergitterten Fenster knirschte der Schritt des Aussenpostens im Schnee und alle 5 Minuten überzeugte sich der Innenposten im Kellergang durch Beiseiteschieben des

Guckloches in der Zellentür, dass noch alles in Ordnung war.

Langsam und endlos vergingen die Stunden, bis endlich gegen acht Uhr abends Kaffee ausgegeben wurde und um neun Uhr der 'du jour' zur Kontrolle in die Zelle kam. Alles musste antreten. Ich stützte mich auf meine Krücke. Der neue 'du jour' übernahm von alten den Bestand an Gefangenen, indem er die Familiennamen jedes einzelnen aufrief, woraufhin der betreffende Gefangene seinen Vornamen und das Geburtsjahr selbst ansagen musste. Zum Schluss wurden die Gitterstäbe des Fensters auf ihre Unversehrtheit hin untersucht und die Gefangenen durften sich hinlegen. Die Nacht verlief ruhig und ohne Störung bis gegen 1 Uhr früh. Dann begannen oben die Vernehmungen und jede Nacht wurden zwei bis drei Gefangene aus der Zelle geholt. Manchmal kamen sie schon nach einer halben Stunde, manchmal auch erst nach vier bis fünf Stunden zurück. Selten sprach einer von ihnen über das, was er in diesen Stunden oben erlebt hatte.

Ich konnte nicht schlafen.

Morgens um sechs Uhr wurde geweckt und ein Kochgeschirr mit Wasser in die Zelle gereicht. Jeder Gefangene bekam davon etwa eine halbe Kaffeetasse voll zum waschen. Man nahm also einen Schluck in den Mund, spülte die Zähne damit und spritzte das Wasser dann in die vergehaltenen Hände, um sich damit noch das Gesicht abzureiben. Der zweite und zugleich letzte Schluck war zum Händewaschen bestimmt.

Um sieben Uhr wurde rausgetreten und es ging auf den von Scheinwerfern hell erleuchteten Hof hinaus, auf die Latrine. Auf hohen Postentürmen, die in drei Ecken des kleinen Hofes standen, sah man die Wache hinter Maschinengewehren stehen. Die zwei Aussenposten, deren Schritte die ganze Nacht an unserem Fenster zu hören waren und der Schliesser bewachten die Ausgangstür, mit entschärften Pistolen in der Hand. An der Latrine standen zwei weitere Posten, die zur Eile antrieben. Die Aussicht über den Hof hinweg war uns durch einen drei Meter hohen Bretterzaun mit Stacheldrahtgitter darüber verwehrt. Länger als drei Minuten durfte das Austreten nicht dauern, weil die Posten zu sehr froren und insgesamt über zwanzig Zellenbesessenen rauszuführen hatten.

Nach der Rückkehr in die Zelle ging der Spaziergang los. Im Gänsemarsch wurden die Runden auf dem schmalen Raum zwischen der Schlafpritsche und der gegenüberliegenden Wand gedreht. Endlos und eintönig klapperten die Holzschuhe oder Panteffeln auf dem Zementfussboden.

Ich lag wieder auf der Pritsche und sah frierend den Spaziergängern zu. Wer von ihnen mag wohl der Deutsche sein? Aber trotzdem es draussen nun wohl schon hell sein musste, drang doch nur ein spärlicher Schein durch die kleinen, mit Kalk von aussen undurchsichtig gemachten Scheiben, sodass die Gesichter nur schlecht zu erkennen waren.

Gegen neun Uhr gab es das Frühstück, bestehend aus einem halben Liter Kaffee, einem Esslöffel Zucker und der Tagesration Brot, 450 Gramm. Wer neu eingeliefert wurde, bekam erst am dritten Tage etwas zu essen.

Nach dem Frühstück kam ein Gefangener zu mir und sprach mich an: "Nun kann ich mich Dir ja zu erkennen geben. Ich bin auch Deutscher."

"Ich heuchelte grosses Erstaunen. "So," sagte ich, "warum hast Du Dich denn nicht schon gestern zu erkennen gegeben?"

"Gestern wusste ich noch nicht, ob ich Dir trauen darf," antwortete der Kamerad.

"Nanu," fragte ich, nun tatsächlich erstaunt, "und warum traust Du mir heute?"

"Weil mir einer der Männer hier erzählt hat, dass Du in Ordnung bist."

"Wer ist dieser Mann?" fragte ich weiter, aufs Höchste gespannt. "Zeig ihn mir einmal."

"Der jetzt an der Tür steht, der istes. Mit dem Bart."

"Den kenne ich nicht" sagte ich. "Weisst Du denn, wie er heisst?"

Er heisst Stanislaus, das habe ich gestern Abend beim Verlesen Der Namen gehört. Aber seinen Familiennamen habe ich vergessen."

"Ja," rief ich leise, "dann kenne ich ihn. Aber er ist ein Verräter. Dieser Mann war in einer Partisanenabteilung, für welche^{ich} im vorigen Sommer Radionachrichten abgehört habe. Damals trug er noch keinen Bart. Er wurde im August mit der Waffe in der Hand von den Russen gefangen und zum Tode verurteilt. Zwei Wochen später sind im Bezirk Plunge, wo er tätig war, über 80 Familien nach Sibirien deportiert worden. Dieser Stanislaus hat alles verraten, was er wusste. Er hat nicht nur die wirklichen Namen aller ihm bekannten Partisanen verraten, sondern auch alle Bauern, welche die Abteilung mit Essen, Kleidung und Nachrichten unterstützt haben. Unendlich viel Leid hat er über hunderte von Menschen gebracht nur um sein eigenes Leben zu retten. Hüte Dich vor ihm und erzähle ihm nichts von Dir. Sonst geht es Dir auch noch schlecht."

Der Kamerad hatte nun vollstes Vertrauen zu mir. "Ich war hier bei Schaulen in einer Partisanenabteilung..." fing er an zu erzählen, doch ich unterbrach ihn: "Hör mal, es ist besser, wenn Du mir nichts erzählst, denn ich werde Dir auch nichts von mir erzählen. Wir können von der Heimat oder von Kriege sprechen. Aber von unserer Tätigkeit hier wollen wir lieber schweigen. Ausserdem bin ich garnicht in der Stimmung, mich zu unterhalten, weil ich sehr krank bin."

Also der Stanislaus lebte noch. Und ich musste gerade in seine Zelle kommen. Ob das wohl etwas zu bedeuten hatte? Ich tat weiter so, als ob er mir fremd wäre und kümmerte mich nicht um ihn.

Im Laufe des Vormittags, während ein Gefangener nach dem anderen an das kleine Fenster trat, um sich im Halbdunkel zu entkleiden und zu entlausen, begann eine andere Gruppe von drei Männern eine andere Tätigkeit. Ein Gefangener horchte an der Zellentür auf die Schritte des Postens. Sowie die Luft rein war, gab er mit der Hand ein Zeichen und der zweite und dritte begannen durch Klopfzeichen an der Wand mit den Nachbarzellen in Verbindung zu treten. Mal in langen, mal in

kurzen Abständen wurde wohl zwei Stunden lang von beiden Seiten geklopft. Dann wurde das Ergebnis bekanntgegeben. Ich war erstaunt, was dabei alles herauskam.

"Gestern waren 9 Zugänge und 5 Abgänge. Gesamtbelegschaft 138 Männer und 53 Frauen. Zwei Mann in der Felterkammer. Morgen gehen vier Mann ab ins Zuchthaus Birzai. Aus unserer Zelle Menulis und Vistas, aus der Nebenzelle Langaites und Pepeff."

Dieser Nachrichtendienst klappte während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in der Zelle vorzüglich.

Der Vermittag verging, aber ich wurde nicht zur Vernehmung geholt. Mittags gab es tagaus, tagein dreiviertel Liter Weissehlsuppe. - Jeden Abend beim Antreten verlangte ich, zur Vernehmung und zum Arzt gebracht zu werden. Meine Wunde eiterte und die Läuse, die ich mir gleich in der ersten Nacht hier wieder eingefangen hatte, taten ein Uebriges, um die Schmerzen zu erhöhen und mich nicht schlafen zu lassen. Jedoch die Antwort des 'du jeur' war allabendlich dieselbe. Sie lautete: "savtra." d.h. "Morgen."

Und dabei blieb es.

Sieben Tage lag ich bereits auf der harten Holzpritsche. Man hatte mich wohl schon vergessen dort oben. Mein deutscher Kamerad lag neben mir und ich wusste nun eigentlich alles, was er nach dem Kriege erlebt hatte. Auch er wollte weiter nichts, nur heim. Seine Frau war mit dem einzigen Kind aus Ostpreussen nach Thüringen geflohen und er war aus Kurland mit noch einem Kameraden bei der Kapitulation in den Wald gegangen, Richtung Heimat. Sie lebten bei einer Partisanenabteilung. Da er krank wurde und man ihn im Walde nicht pflegen konnte, brachte man ihn zu einer Witwe in ein Dorf, die einsam und allein lebte und zuverlässig war. Doch nach zwei Wochen, als er wiederhergestellt war und auf den Verbindungsmann seiner Abteilung wartete, der ihn wieder zur Abteilung zurückbringen sollte, kam statt dessen ein Kommando Russen ins Dorf, das ihn festnahm. -

In der Nacht zum achten Tage kam wieder, wie in jeder Nacht vorher, der Posten, um aus den Zellen einzelne Gefangene zur Vernehmung abzuholen. Diesmal wurde auch mein Name aufgerufen. Endlich, so hoffte ich, würde ich nun wieder frei werden.

Der Major, zu dem ich geführt wurde, forderte mich auf Platz zu nehmen. "Jetzt sagen Sie mir, was der Deutsche Ihnen erzählt hat," eröffnete er das Gespräch.

"Major," sagte ich, "wenn Sie wieder mal einen Spion ansetzen wollen, dann dürfen sie ihn nicht am selben Tag in dieselbe Zelle stecken, so wie Sie es mit mir gemacht haben. Der Deutsche hat mir sefert auf den Kopf zu gesagt: 'Dich hat man als Spion hierher gebracht, Du sellst mich ausherehen!' Er hat mir wohl aus dem Kriege allerhand erzählt und auch von seiner Familie in Deutschland, aber nichts von seiner Tätigkeit nach dem Kriege. Er traute mir nicht."

Der Kapitan-antwort Major antwortete lange Zeit nicht; er machte sich einige Notizen. Dann blickte er freundlich auf und sagte: "Nun schön, das ist ja auch nicht schlimm. Wir bekommen das schon noch raus. Aber sagen Sie mir jetzt einmal, wo Sie Ihre Waffen versteckt haben."

"Ich?" erwiderte ich betroffen. "Ich habe doch gar keine Waffen gehabt."

"Warum lügen Sie?" brüllte er mich an, nun zornig geworden wie ein Raubtier. "Stehen Sie auf!"

Er schaltete einen Scheinwerfer mit einer 500-Watt-Lampe ein und richtete ihn auf mein Gesicht: „Jetzt sagen Sie mir, wo Ihre Waffen sind, sonst geht es Ihnen schlecht!“

„Major,“ sagte ich fest, und entschlossen, mich nicht zu verraten, „meine Waffen liegen seit Kriegsende in Kurland in einem Graben. Ich besitze keine Mehr. Sie wissen, daß ich ganz allein in einer Hütte im Walde gelebt habe, wo auch mein Boot ist. Was sollte ich dort mit einer Waffe? Wenn die Russen die Wälder abkämten, dann sind es doch immer vierhundert, sechshundert und noch mehr. Ich könnte mich ja dann doch nicht wehren, sondern müßte weglaufen oder mich ergeben.“

„Sie lügen!“ Wie ein wildes Tier brüllte er. „Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit, darüber nachzudenken, wo Sie Ihre Waffen versteckt haben. Wenn Sie es dann noch nicht sagen wollen, helfe ich Ihrem Gedächtnis nach.“

Mit schmerzdem Fuß mußte ich im Scheinwerferlicht stehen, das so blendete. Meine Krücke, die an der Tür lehnte, durfte ich mir nicht holen. Der Major rauchte seine 'Kasbek', schrieb und beobachtete mich.

Endlich brach er das Schweigen: „Nun, wissen Sie jetzt, wo Ihre Waffen sind?“

„In Kurland, im Graben, Major.“

„Entehrt sei Deine Mutter!“ fluchte er. „Du glaubst, ich bin so dumm wie Du, deutsches Schwein? Ich will Dir sagen, daß Du eine Maschinenpistole und Pistole gehabt hast. Stimmt das?“

„Nein!“ gab ich zur Antwort. – Aber jetzt wußte ich, daß der Major nicht nur auf den Strauch schlug, sondern Genaueres wußte. Doch keiner weiß ja, wo ich die Waffen versteckt habe. Also mußte ich nur fest bleiben, dann konnte ja nichts schief gehen.

„Warum lügst Du immer noch? Ich werde Dir jetzt beweisen, daß Du Waffen gehabt hast.“ Er drückte auf den Klingelknopf und sagte zu dem eintretenden Posten: „hol den Stanislaus aus der Zelle 5.“

Jetzt wußte ich, wer mich verraten hatte.

Stanislaus wurde gebracht, bekam einen Stuhl angeboten und eine Papyrossi. Dann fragte der Major: „Na, Deutscher, kennen Sie diesen Mann?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Stanislaus, kennst Du diesen Menschen auch?“

„Ja,“ sagte der Verräter, „er ist der deutsche Arzt.“

„Was?“ fragte ich erstaunt. „Ich bin ja gar kein Arzt.“

Stanislaus genoß in langen Zügen seine Kasbek und sagte: „Doch ist er Arzt, Major. Er hat einmal einen Partisanen, der schon nicht mehr essen, trinken und sprechen konnte, an einem Tag gesund gemacht.“

„Du Lügner,“ antwortete ich.

Der Major unterbrach mich: „Haben Sie einen Banditen gesund gemacht?“

„Nein. Ich habe nur eine chemische Formel aufgeschrieben und das Zeug hat geholfen.“

„Was haben Sie geschrieben?“ wollte der Russe weiter wissen und reichte mir Papier und Bleistift rüber. „Schreiben Sie auf diesen Zettel hier!“

Ich schrieb darauf: $H^2 O^2$

Der Major machte ein dummes Gesicht als er das las: „Was heisst das?“

„Ich kann das nicht russisch oder litauisch übersetzen.“ sagte ich. „Aber das ist international und in Deutschland weiß jedes Schulkind schon, was das heißt.“

Der Major fühlte sich getroffen. Er wandte sich wieder an Stanislaus und zeigte ihm den Zettel: „Hat er damals auch so geschrieben?“

„Ja,“ kam die Antwort, „es waren auch nur zwei Buchstaben und zwei Zahlen.“

„Und davon ist der Bandit gesund geworden?“ wollte er weiter wissen. „Woher habt Ihr das H 2 O 2 bekommen?“

„Ein Verbindungsmann hat es aus der Apotheke in Schaulen gebracht. Der Kranke hat damit gegurgelt und schon am nächsten Tage konnte er essen und sprechen.“

Jetzt kam die nächste Frage des Majors: „Stani, hat dieser Mann Waffen gehabt, als Du ihn im Walde gesehen hast?“

„Ja Major, er hat eine deutsche Maschinenpistole gehabt und noch eine andere Pistole.“

„Er lügt!“ rief ich. „Genau so wie er gelogen hat, als er sagte, daß ich Arzt bin.“

„Ruhe!“ brüllte mich der Major an. „Der Stanislaus lügt nicht, sondern Du!“ Ein gräßlicher Fluch beendete diese Feststellung.

„Er will sein erbärmliches Leben retten, darum erzählt er solche Märchen.“ sagte ich.

„Und Du willst Dein erbärmliches Leben retten,“ der Major war schon ganz rot vor Wut, „darum willst Du nicht gestehen. Aber bei uns geht das anders herum.“

„Major,“ mischte sich der Verräter wieder ein, „Sie wissen, ich habe Ihnen alles gesagt und alles hat gestimmt. Der Deutsche hat wirklich diese Waffen gehabt. Ich weiß, dass es am besten ist, wenn man hier die Wahrheit sagt und ich habe Sie nicht belogen.“

Der Major gab dem Stanislaus noch eine Papyrossi, klingelte dem Posten und ließ ihn in den Keller zurückbringen.

Wir waren wieder allein.

Der Scheinwerfer wurde ausgeschaltet und nur die Schreibtischlampe brannte noch. Der Major schloß seinen Schreibtisch auf und holte eine Pistole aus dem Fach, die er vor mich auf den Schreibtisch legte. Es war eine deutsche Armeepistole, Modell 08.

„War es diese Pistole?“ fragte er.

„Nein.“

Wieder holte er eine Pistole heraus und legte sie neben die erste. Es war eine tschechische. „War es so eine Pistole?“

„Nein.“

Es kamen nacheinander die Pistolen aller Länder zum Vorschein. Nach einer polnischen ein russischer Trommelrevolver, eine deutsche Mauser, dann meine schöne belgische FN 9 mm lg. mit Visiereinrichtung, die mich sechs lange Jahre nie im Stiel gelassen hatte. Eine wurde neben die andere gelegt und immer erregter kam jedesmal die Frage des Russen: „War es diese Pistole?“

Und wieder und wieder meine Antwort: „Nein.“

So lagen zum Schluß achtzehn verschiedene Pistolen auf dem Schreibtisch. Ich war fest geblieben, aber meine Kräfte verließen mich. Als ich zum Ofen schwankte, um mich dort anzulehnen, brüllte mich der Major an: „Bleib stehen, Du Hund! Erst sag mir, was für eine Pistole Du gehabt hast, dann ist alles in Ordnung und Du kannst Dich setzen.“

Wieder wurde der Scheinwerfer eingeschaltet und das stark ermüdende Licht strahlte mich unbarmherzig an.

"Major," sagte ich, äußerlich ganz ruhig, "warum quälen Sie mich so? Sie haben hier so viele Pistolen liegen. Bitte nehmen Sie eine davon und schießen Sie mir eine Kugel in den Kopf, ich halte diese Quälerei nicht mehr aus."

"Das möchtest Du gerne haben, was? Eine Kugel in den Kopf! Aber der Russe schießt Dich nicht tot. Das wäre zu einfach. Der Russe läßt Dich elend verrecken!! - Willst Du jetzt endlich unterschreiben, daß Du Waffen gehabt hast und uns sagen, wo sie sind? Dann ist sofort alles gut."

"Ich kann doch nicht unterschreiben, Major, denn das ist doch alles nicht wahr. Ich habe keine Waffen gehabt."

"Nun, wie Du willst. Wir werden sehen." Er hatte schon wieder der Wache geklingelt und gab dem eintretenden Posten den Befehl: "Laß aufschließen, Zelle 28."

Der Major goß sich eine Kaffeetasse voll Schnaps ein, trank in einem Zuge aus und brachte mich selbst hinunter in den Keller, mit entschuldigter Pistole hinter mir gehend.

Der Innenposten stand an einer geöffneten Zellentür. Die Taschenlampe des Majors leuchtete auf. Ich blickte in eine fensterlose, leere Zelle, die etwa 1,50 m breit und ebenso lang war. Auf dem Zementfußboden stand etwa einen Zentimeter hoch Wasser, mit Urin und Kot vermischt.

"Hier bleibst Du jetzt drei Tage und drei Nächte drin." Wie aus weiter Ferne drangen diese Worte an mein Ohr, schaurig zurückgeworfen von den Kellerwänden. "Sitzen und liegen kannst Du nicht, denn das Wasser ist naß und kalt. Licht hast Du auch nicht, denn ein Fenster gibt es hier nicht." Dabei leuchtete er die kahlen Wände der Folterkammer an. "Essen und Trinken bekommst Du in dieser Zeit nicht und schlafen kannst Du auch nicht im Wasser, denn Du sollst ja darüber nachdenken, wo Deine Waffen sind. Und wenn ich Dich nach drei Tagen wieder zur Vernehmung hole, dann wirst Du mir alles sagen, was ich wissen will."

Nun mußte ich mich ganz schnell endgültig entscheiden. Noch hatte ich einige Sekunden Zeit. Wenn ich jetzt noch gestehe, dann brauche ich nicht in dieses Loch. Aber was geschieht dann mit mir, wenn ich weiter leugne? Man wird mir doch nicht glauben und mich zum Tode verurteilen, weil ich Waffen besessen habe, die ich nicht abgeliefert habe.

Und trotzdem: ich muß es versuchen!

Noch einmal riß ich mich zusammen: "Und wenn Sie mich drei Wochen statt drei Tage hier einsperren, Major, dann kann ich Ihnen doch nichts anderes sagen, denn ich habe keine Waffen gehabt."

"Also Du willst keine Gnade? Dann rein mit Dir!"

Die Zellentür fiel hinter mir ins Schloß.

Ich war allein. -

FRIESSNER, Johannes

siehe ZS 40

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Osler

Frankfurt/Main

Habsburger Allee 63

Am 22. Januar 1945 fuhren wir mit so viel Gepäck wie wir tragen konnten früh um 3 Uhr zur Bahn, um nach Weistritz zu kommen, wir kamen mittag um 1 Uhr fort und abends um 9 Uhr an. Dort war sowohl Schloss wie Onkels Wohnung bereits gestopft voll, aber wir fanden noch ein Platzchen und blieben-sehr wenig schön-3 Wochen, da hiess es auch Weosstrz müsse geräumt werden, der Russe sei bereits in Zebten. Wir durften als Flüchtlinge nicht mal mit dem Dorf raus, sondern sollten sehen, wo wir blieben. Da im Schloss der Stab der OT hauste, bat ich ihn, uns mitzunehmen, was sie auch taten, und so kamen wir mit ihnen bis Giersdorf i. Rsgb. Hier kamen wir mühsam unter und blieben wieder 3 Wochen, bis das Riesengebirge geräumt wurde. Ab Hirschberg wurde ein Flüchtlingszug zusammengestellt, der uns erst bis zur Sudetendeutschen Grenze, dann mit vielem Umladen in Lastautos bis nach Mährisch-Schönberg brachte. Hier warteten schon Hunderte von Flüchtlingen auf den neuen Zug und in diesem fuhren wir in Viehwagen 4 Tage und 4 Nächte immer kreuz und quer durch das Sudetenland, da der Transportführer nicht wusste wohin mit uns. Schliesslich landeten wir tief in der Tschechei hinter Nemetzki-Brod in Humpolez wo ein grosses Lager des Arbeitsdienstes war, das uns erst mal 8 Tage in seine Baracken steckte. Schön wars nicht, Verpflegung schlimm und besonders täglich 20 Gr Kälte, immer Schneesturm und die Toiletten 10 Minuten zu laufen, ebenso die Essbaracke. Nach 8 Tagen wurden wir verteilt in Dörfer und wir kamen mit noch 18 Deutschen zusammen in ein winziges Dorf-Studein-das weder Post-noch Telefon hatte. Dort steckte man uns 18 Deutsche in ein kleines Schulzimmer und überliess uns unserm Schicksal. Als das nach 6 Tagen nicht mehr tragbar war-kein Mensch verstand zudem ein Wort Deutsch-zog ich los und organisierte für Mattel und mich Quartier bei einem Bauern. Anfangs war es schlimm aber ich lernte schnell das Nötigste sprechen und befreundete mich mit den Bewohnern, zudem bekam wir Lebensmittel-Marken, sodass es uns schliesslich fort-März/April-sehr gut ging. Alle waren nett mit uns, ich bekam Eier, Fleisch usw., aber man

war eben wie auf einer Insel, ohne jede Verbindung mit der Welt, 20 km von der nächsten Bahnstation. Da kamen Ende April dann die ersten alarmierenden Radionachrichten über Prag - mein Bauer hörte Tag und Nacht Radio - und da wurden wir alle 19 eines Tages einfach gefangen gesetzt in einem winzigen Raum mit Posten davor! Was nun? Unser Gepäck hatte man uns gelassen. Dann wurden wir eines Tages (nach 6 Tagen) gefragt, ob wir nach der nächsten Stadt wollten, dort würde man uns freilassen, wir wollten uns dort der deutschen Wehrmacht anschließen, die Russen ständen vor der Tür. Sie wussten wohl nicht mehr recht, was sie mit uns anfangen sollten. So wurden wir, sogar in einem Lastwagen, wieder nach Humpolez geschafft. Hier trafen wir unsere Soldaten in wilder Flucht, alles "rette sich wer kann", ein paar Kilometer vor der Stadt war der Russe. Wir erwischten einen Maschinenwagen der Wehrmacht, wo in einem winzigen schmalen Gang neben der Maschine in der Mitte wir 18 Menschen nebst Gepäck gepresst wurden. So fuhren wir erst mal 3 Tage und Nächte kreuz und quer durch die Tschechei Richtung Süden, weil Richtung Deutschland schon der Russe stand. Ich immer stehend aus Platzmangel, Mutter hockte zu meinen Füßen. Ich hatte die Beine bis zum Knie geschwollen wie Wasserkannen und konnte nicht mehr auftreten und doch kam nun erst alles. In der 3 Tage-Fahrt schossen dauernd die Partisanen auf die Autos - es war eine endlose Reihe -! Endlich kamen wir in Pisekau an, hier sollte die Wehrmacht entwaffnet werden und uns ^{nehmen} der Amerikaner übernehmen. Nachdem alles abgestiegen und abgeladen war - die Soldaten schenkten uns noch viel Lebensmittel - erschienen plötzlich Riesenlastwagen mit Militär - aber es war nicht der erwartete Amerikaner sondern - die Sowjets! Nun wars aus! und wir gefangen. Wir mussten zu Fuß weiter, was wir tragen konnten, konnten wir mitnehmen, aber das war wenig. Alles, bis auf je einen kleinen Handkoffer, weiter reichten unsere Kräfte nicht mehr. Alles andere blieb auf dem Marktplatz zu P. liegen. Wir sollten zu Fuß zur Moldaubrücke, dort sollten Zivilisten und Militär eventuell doch noch vom Amerikaner übernommen werden. Die Wanderung ging durch Sumpfwiesen, erst bis zum Abend, 10 km. Uebernacht

Dr. Dr. med. U. Frodien

Frankfurt/Main
Bad Laubach 13
Habsburger Allee 63Frankfurt/Main
Habsburger Allee 63
Telefon 294

--2--

im Walde, die 1. unserer Nächte im Freien, le weitere folgten.

Das kann man nie vergessen! Alle halben Stunden holte man sich die Frauen, leuchtete mit Stablaternen das Lager ab, neben uns schriegen, heulten, brüllten sie bis es hell wurde. Früh dann weiter, in der Nacht eiskalt, am Tage glutheiss, wieder 20 km bis an die Moldaubrücke. Hier lagerten bereits auf unermesslichen Wiesen Tausende von Militär und Zivil, alle auf den Uebergang wartend, wir konnten keinen Schritt mehr laufen und hatten uns hingelegt als General Tschörner, der dort war, verkündete: alles in Eilmärschen zurück, der Amerikaner übernimmt keinen! Also wieder auf, wieder laufen, rennen, um Schritt zu halten, dabei warfen wir alles fort, was wir noch hatten. Wieder eine Nacht im Freien unter den Wolachs von Landsern, um nicht als Frauen erkannt zu werden. Am nächsten Tag erkaufte ich von einem Deutschen, der noch einen Leiterwagen mit Pferden hatte, für meine goldene Armbanduhr einen Platz auf diesem Wagen, denn Muttels Bein war durch einen Sturz doch angeschwollen. Nun 4 Tage auf diesem Wagen, ich rannte nebenher. Auf dieser Fahrt wurden uns 4 mal die Pferde ausgespannt und alles an Schmuck und Kleinigkeiten, die wir noch hatten, genommen. Dann blieb der Wagenbesitzer auf einem Dorf zurück und wir mussten zu Fuss weiter gehen, wieder mal mit einem Trupp fliehender zerlumpter Landser, die alle in Strümpfen gingen, die Schuhe waren weg und kamen mit denen schliesslich, auf offenen Eisenbahnwagen zwischen Schienen und Eisenstangen liegend, in tagelangen Fahrten und wieder Stehen bis Wien und Pressburg, weil alle meinten, wir kämen auf diesen Umwegen wieder aus der Tschechei heraus. Schliesslich trennten Mutter und ich uns von allen, weil wir nicht mehr so mitkonnten und gingen auf eigene Faust, ganz allein in die Tschechei. Einmal fiel ich auf der Chaussee lang hin und konnte nicht mehr weiter, Mutter sass bei mir, so fand uns ein tschechischer Arbeiter und nahm

uns k 1 Nacht zu sich. Gegessen hatten wir seit Wochen nur noch
Kommissbrotrinden und kaltes Wasser, ich hatte so die Ruhr, dass ich
nicht mehr laufen konnte. Unter vielen, vielen Qualen und Märschen-auf
auf einem kleinen tschechischen Bahnhof mussten wir ohne Wasser das
schmutzige Männer-Clo sauber machen, sonst hätten wir ins Lager ge-
musst, Mutter musste dann noch die Schienen kehren. Schliesslich, mit
noch viel ähnlichen Unterbrechungen, kamen wir in Mittelwalde (deutsche
Grenzstation) an am 3. Juni. Mutter vollkommen sterbend, es nahms
nur das sogenannte „Hilfskrankenhaus“ auf, ein früheres BDM-Lager, das
ein paar 18 bis 20 jähriges Rote-Kreuz-Schwesterⁿ aufgemacht hatten.
Erst mal ein Dach über dem Kopf und in Deutschland! Die nächsten 4 Tag
kannte mich Mutter nicht-täglich über 40 Fieber, ich auch, aber ich
te, um unsere Ueberführung ins Krankenhaus durchzusetzen, denn in unser
Saustall wären wir beide gestorben. Die Schwestern hatten die Nacht
russische Offiziere im Zimmer und assen und tranken Hühner, Sekt, Torte
und Bohnenkaffee, wer sich beschwerte, der flog. Das konnte man nicht
riskieren, dann war man wieder obdachlos. Nach 14 Tagen nahm uns der
Arzt ins grosse Hospital, beide hatten wir schwer Typhus, dazu meine
Anaemie in neuer Blüte, nur noch 49% Haemoglobin. Die Aerzte waren
immer neugierig, wer von uns beiden früh noch lebte. Ich hatte durch
Zufall noch ein paar 100 Mark gerettet, die gingen nun drauf, denn es
kostete pro Person pro Tag M 2.50, Mutter wurde mit Traubenzuckerspr
tzen, ich mit Blutspritzen ernährt, dazu 8 Wochen täglich fast 40 Fieber
Mitte August entliess man uns, wankend vor Schwäche, ein Zimmer-Mutter
wurde noch im Krankenwagen gefahren. Besitz hatten wir nichts mehr,
1 kleinen Ring und meinen Trauring versetzte ich bald, da alles nach
Zloty und für uns nicht zu erkaufen war. Dann erbettelte ich mir lang
sam 1 Hemd, für Mutter ein Paar Schuhe (sie hatte keine), 1 Paar Strüm
pfe usw., sodass wir uns allmählich wieder unser Hemd waschen konnten
und noch eins auf dem Leibe hatten. Eine sehr nette Bauernfrau gab mir
ab und zu ein paar Körner und Kartoffeln, dass ich Mutter Suppen kochen
konnte und wir zum Mittag doch Kartoffeln mit Salz essen konnten. Die

Frankfurt/Main
prakt. Arzt
Bad Laubacht
Habsburger Allee 63

Frankfurt/Main, den
Telefon 30
Habsburger Allee 63

-- 3 ---

wirst Du ja wissen, im Januar, Februar 1946 kostete 1 Brot 50 Zloty-
100 M, ein Pfund Butter 500 bis 700 Zloty usw. Zuletzt wohnten wir ab
Oktober in einer Kellerwohnung zusammen mit einer Fabrikarbeiterin,
so feucht, dass uns alles verschimmelte, aber wenigstens etwas sicherer
dadurch vor dem Herausfliegen. Schlimm war diese Zeit, immer hatten wir
Angst, jede Nacht Schiessen. Darum waren wir glücklich über die Aus-
siedlung, denn in Mittelwalde wären wir in aller kürzester Zeit ver-
hungert. Unser Transport in die Westzone von Deutschland dauerte im
Zugwagen 8 Tage, aber schliesslich kamen wir doch an. Schlesien ist
jetzt fast gänzlich von allen Deutschen frei, alles ist draussen.
Wir sind nun in unserer neuen Heimat froh, dass wir ohne Angst
schlafen können, dass es abends nicht an die Tür knallt und keiner
brüllt: aufmachen! Wir bekommen hier manchmal etwas Milch und ein paar
Eier, nach unserm vielen Hungern sehr gut, ich wog 98 Pfund (bei einer
Grösse von fast 1,80 m)Muttel 95 Pfund, wir hatten nach dem Typhus bei
de keine Haare mehr usw.usw.
Ich hoffe im Schuldienst unterzukommen, da ich, Gottlob, als Beweis
meines Nicht-in-der-Partei-seins ausgerechnet in einem kleinen Täsch-
chen Dokumente bei mir hatte.....

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Von Juli 1944 bis Ende Januar 1945 war ich in dem Gebiet Warka - Lipsko. Wir kamen zurück auf Panjewagen; die Kaukasier auf Strohwagen, 2 Mann, 3 Frauen in betrunkenem Zustand. Material kam keines zurück, auch keine Panzer, dagegen schwere Artillerieverbände. Am 22.7. wurden zwei Brücken gesprengt; die Russen kamen mit starken Kräften an die Weichsel.

Die Front unseres Regimentes, das Reserveregiment war, bestehend aus drei Bataillonen, maß 35 Kilometer. Sicherungs-Regimenter gab es keine. Die Bewaffnung des acht Tage zuvor aufgestellten Regimentes war mangelhaft. Nach und nach kamen andere Verbände herein, so dass das Regiment vollständig aufgefüllt wurde. Es kam vor, dass 5 - 6 Kilometer lang niemand von unseren Leuten anzutreffen war.

Die Russen lagen drüben und wussten nichts von unserer Stärke. Es dauerte nicht lange, und die Russen wurden ungemütlich, sie drückten nach. In dieser Zeit wurden aktive Verbände irgendwo herausgezogen, um bei uns hineingeworfen zu werden, und zwar bataillonsweise. Manches Bataillon wurde aufgerieben, ehe es gekämpft hatte. Die Russen verfügten über neue und junge Kräfte, die noch unverbraucht waren, denen wir nichts Gleichwertiges entgegensetzen hatten. Sie hatten hauptsächlich Panzertruppen.

Lipsko und Warka hießen die beiden Brückenköpfe der Russen. Unsere aktiven Truppen waren nicht ausreichend, um die ganze Front zu besetzen. Dazwischen geschobene Sicherungsbataillone.

In Radom sass deutsche Verwaltung. Die Schwierigkeit bestand darin, dass unsere Truppen dauernd umgruppiert wurden, einmal, weil neue Verbände hereinkamen, andererseits hiess es, die Divisionen zu verjüngen. Aber am anderen Tag erschienen 500 Mann, die über 50 Jahre alt waren. So wurde dauernd umgeworfen. Es waren viele Versprengte vorhanden, weil die Leute sich nicht

kannten. Reserven waren nicht vorhanden. Die Verluste waren sehr hoch, weil der Russe sich diesseits der Weichsel eine Ausgangsstelle für den Angriff schaffen wollte. Unsere Flieger waren nicht zu sehen. Für die Gegenangriffe fehlte es an Sturmgeschützen, an Benzin und Ersatzteilen. Die Truppe wurde langsam zurückgedrängt. Es ging schrittweise zurück. Die Truppe kam nie zur Ruhe, weil keinerlei Ablösung erfolgen konnte. Wir hatten keine Stellung, sondern nur notdürftige Löcher. Monatlang kämpften dieselben Soldaten unsererseits, was dazu führte, dass der einzelne Mann erkannte, dass die Lage hoffnungslos war. Die NS-Führungs-offiziere haben ihr Möglichstes getan. An die Wunderwaffen hat jedoch niemand ~~geglaubt~~ unserer Truppe ernsthaft geglaubt.

Der Russe war gut ausgerüstet. Er verfügte über Artillerie, Infanterie, Panzer, Stalinorgeln. Die Weichselfront wurde ziemlich gehalten.

Anfang Januar war ziemlich genau bekannt, dass der Russe Mitte Januar einen grossen Angriff starten, und zwar dank unserer Luftaufklärung, die grosse Ansammlungen von Artillerie, den Einsatz grosser Batterien (bis zu 80 Geschützen in einer Reihe!) erkannt hatte. Die nach diesen Luftbildern gemachten Erkundigungen gingen ins Phantastische, sie waren unvorstellbar. Ebenso war bekannt, dass der russische Angriff gegen Mitte Januar erfolgen würde, was wesentlich für die Frage sein dürfte, ob man die Truppen zurückziehen sollte oder nicht. Gräben war schon von uns ausgehoben. Die Reserven waren so schwach für den Fall des Angriffes, dass sie nur ausreichen konnten, um an diesem oder jenem gefährlichen Punkt hineingeworfen zu werden; sie konnten aber praktisch nicht-s aufhalten. Die einzelnen Stützpunkte waren vorhanden: Radom, Petrikau. (1944 waren die Erkundigungen für einen Rückzug noch geheimgehalten worden). Die Auffangstellungen waren praktisch unbesetzt. Es kamen dafür die sogen. Alarmeinheiten.

Wenn es losging, musste jeder Mann ran und die Stellung zu halten versuchen. Die Führer kannten die Leute nicht, Urlauber kamen dazu, so dass keine Einheit vorhanden war. Diejenigen, die einer bestimmten Einheit angehörten, ~~wäxx~~ und die sich gerade in Erholung befanden, wollten zu ihrer Einheit zurück und nicht zu irgendeinem 'Haufen'. Die Einheiten griffen nicht energisch genug durch. In der gleichen Weise waren die grossen Stützpunkte wie Radom in keiner Weise mit Truppen versorgt, und viel zu schwach besetzt. Wenn der Russe durchstiess, bedeutete es keine Bedrohung für ihn.

Auf die Verteidigung Radoms hat die Partei grossen Einfluss gehabt. (Gouverneur). Der grosse Verwaltungsstab besass viel Polizei, die in fünf bis sechs verschiedene Sparten eingeteilt war. Wer gab aber den endgültigen Befehl, wenn es darauf ankam? Die Partei übte Einfluss auf die Auswahl der Stützpunkte und Kommandanten. Bewährte Leute wurden zu Gunsten eines besonderen Freundes hinausgeschoben. (General "der braune Bomber"). Auch hinsichtlich des Ausbaues von Verteidigungsstellen funkte die Partei oft dazwischen.

Die Vorbereitungen waren in keiner Weise abgeschlossen. Die Zivilbevölkerung musste bauen. Es geschah nichts für die rechtzeitige Räumung der Zivilbevölkerung, Lazarette, weibliches Personal. Erst als der russische Feuerschlag rollte, erfolgte die Räumung.

Der grosse russische Angriff selbst setzte ein mit einigen ungeheuren Feuerschlägen, und zwar aus den Brückenköpfen, hauptsächlich Warka, so dass er am nächsten Tag schon in Kielce sass.

Die Flucht war chaotisch. Alles wollte fort. Jede Ordnung brach planlos zusammen. Die Eisenbahn sorgte für sich selbst. Die Partei hatte ihre Omnibusse sichergestellt für sich, die aber rechtzeitig weggenommen wurden, so dass die Insassen der Lazarette befördert werden konnten. Das Übrige versucht, mit den noch vor-

handenen Lastwagen fortzukommen. All diese Kolonnen wurden von den Russen auf den Strassen verfolgt; die Russen stiessen quer durch. Die Zivilbevölkerung geriet in das Durcheinander. In Radom wurden die Eisenbahnzüge für die Zivilbevölkerung bereitgestellt, was nicht mitkam, musste anderweitig versuchen, fortzukommen. Vereinzelt kamen kleinere Truppen von der Front zurück, die aber keinen Stützpunkt fanden und sich somit nicht mehr ordnen konnten.

Es war ein sehr kalter Winter. In der Zeit vom 15. bis 28.1. blies ein eisiger Nordost über die Flächen, und es lag viel Schnee. Es sind viele Menschen erfroren. Um den 22.1. herum gab es bereits Trecks. Die Polen blieben zurück. Ungefähr 70 000 Menschen lebten in Radom, Polen, die mit Deutschen zusammen arbeiteten, gab es selten. Viele Trecks kamen zurück; zwischen ihnen und den letzten Truppen kurvten die russischen Panzer, von der Truppe Brandenburg.

In der Zwischenzeit wurden Generäle abgesetzt. Frankfurt/Oder wurde am 1.2. schon beschossen, die Stimmung war dort sehr schlecht.

Vom 26.3. bis 14.4.45 war ich in Prerau. Die Flüsse waren zugefroren. In Petrikau stiessen die Flüchtlinge auf uns. Der Räumungsbefehl von Lodz wurde erst gegeben, als die Russen schon in der Stadt drinnen waren. Es herrschte ein wildes Durcheinander, die Panik war riesengross. Die Familien zerrissen. Die Mütter verloren ihre Kinder. Der Beschuss erfolgte von hinten und die Flieger warfen ihre Bomben. Bahnhöfe waren zerstört.

Volkssturm in Kalisch, der versuchte, Strassensperren zu errichten, 3 Mann ein Gewehr, fünf Patronen. Stellenweise wurde gekämpft, weil sie glaubten, ihre Heimat retten zu können. Doch es war sinnlos. Die Panik war unbeschreiblich. Ca. 50 Eisenbahnzüge standen hintereinander still, mit F-Flüchtlingen besetzt.....

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Fröpscher
Hilfwerk

1008

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Fritz Fullriede

Hanstedt I, 28. März 1950.

20a) bei Ebstorf Kreis Ülzen.

Herrn

Jürgen Thorwald,

über Steingrüben-Verlag,

S T U T T G A R T !

Sehr geehrter Herr Thorwald,

meine Schwiegertochter schreibt mir einen entrüsteten Brief aus Süd-Afrika, wieso Sie dazu kämen, mir in Ihrem Buch "Es begann an der Weichsel" einen Schnauzbart anzudichten? Sie sehen also, die Verteidigung Kolbergs ist nicht wesentlich, sondern wesentlich ist der "Schnauzbart". Mir ist das persönlich völlig gleichgültig, denn ich habe in der In- und ausländischen Presse und Litteratur die absonderlichsten Vorstellungen über meine Person gefunden, von Leuten, die mich überhaupt nie bewusst gesehen haben, aber das Gegenteil behaupten. Es ist wohl darauf zurückzuführen, dass ich stets meinen erdbraunen Afrika-Truppen-mantel ohne Abzeichen trug. Meinen Damen ist es aber, wie es scheint, garnicht egal. Also tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie bei einer weiteren Ausgabe des Buches den "Schnauzbart" fort. Zum Dank mache ich Ihnen noch einige Mitteilungen über Kolberg, die Sie interessieren werden. Das Meiste erschauen Sie aus dem beiliegenden Zeitungsausschnitt. Erwähnen will ich noch, dass ich auf Befehl Hitlers den General Hermann ablösen und Kolberg übernehmen musste. Ferner, dass ich in einem Funkpruch an O.K.W. die Erklärung Kolbergs zur Festung ablehnte, worauf von Hitler als Erstes der Befehl kam, sofort meinen Ia zum Schützen zu degradieren. Ein zweiter Funkbefehl befahl dann, den Ia gefesselt an Bord eines Kriegsschiffes bringen zu lassen. Dabei war weiter nichts geschehen, als das der Funker irrtümlicherweise den Namen des Ia, statt meinen Namen unter den Funkbefehl gesetzt hatte. Ein Funkpruch von mir klärte den Irrtum auf und mir konnte man vielleicht alles andere nur nicht Feigheit vorwerfen. Leider hatte der Ia einen solchen Schock bekommen, dass er nicht mehr arbeitsfähig war. Dann hüllte man sich in Stillschweigen, da man mit mir in Nordafrika, Sizilien und Holland die Erfahrung gemacht hatte, dass ich unsinnige Befehle doch nicht ausführte sondern einfach überhörte. - Als ich Kolberg verlassen wollte, teilte ich dies durch Funkpruch mit, hat aber nicht, sondern sagte, dass ich es tun würde. Da man wusste, dass es doch hoffnungslos war, mich etwa bereden zu wollen, oder Gegenbefehle zu geben, antwortete man mir in einem langen Funkpruch, man könne wegen "Funküberlastung" mir nicht mehr antworten, ich könne aber weiter funken. Das hieß

2.

mit anderen Worten: "Tu was Du willst, aber wir mögen es Hitler nicht sagen." Nach meiner Rückkehr aus Kolberg traten dann aber Manteuffel und Himmler sehr für mich ein, und Hitler beruhigte sich auch wieder. - Erwähnen muss ich jedoch ausdrücklich, dass der Kreiskommandant und der Volkssturmkommandeur, im Gegensatz zu den anderen Bonzen, ausgezeichnete Leute waren.

Wie ich las, soll noch ein weiteres Buch von Ihnen erscheinen und zwar "Das Ende an der Elbe". Möglicherweise kann ich Ihnen, falls das Buch noch nicht gedruckt ist, einige interessante Anregungen dafür geben. Nach Kolberg musste ich nämlich den General Enderle ablösen, und die Verteidigung der Oder ab südl. Statätgrenze Stettin bis Greiffenhagen übernehmen. Interessant ist für Sie vielleicht auch die Unterredungen, die ich nach Einander im März mit Himmler, Dönitz und Burgdorf hatte, sowie mein späteres Zusammentreffen mit Himmler auf seiner Fahrt ~~xxxx~~ zu Bernadotte. Ich kapitulierte später bei Schwerin, eingeschlossen von Russen und Amerikanern, bei den Amerikanern, wurde sofort über die Elbe gebracht und dort gegen Ehrenwort auf freiem Fuss gesetzt. Im Dezember 1945 wurde ich verhaftet und im April 1946 als Kriegsverbrecher Nr. I nach Holland ausgeliefert. Wegen "menschlicher Regungen!" wurde ich 1948 von der höchsten Berufungsinstanz im Haag in Freiheit gestellt und erhielt von der holländischen Regierung volle Bewegungsfreiheit in Holland. Auf Befehl der Engländer musste ich leider 1949 nach Deutschland zurückgebracht werden. Jetzt nach 12 Jahren nachdem mich ein Befehl der deutschen Regierung ¹⁹⁵⁹ nach Deutschland zurückbeordnete, beabsichtige ich nach Afrika zurückzukehren, wo meine Frau noch heute 2 grosse Farmen besitzt.

Damit Sie sehen, dass ich keinen "Schnauzbart" habe, füge ich ein Bild von 1944 bei, um dessen Rückgabe ich ebenso bitte, wie um den einliegenden Zeitungsausschnitt.

Mit bestem Gruss.

Ihr sehr ergebener

Fulbride

Fritz Fulbride

Hainstadt T. 25. April 1950
† Oberst Fritz Vilam.

An den

Steingrüben Verlag,
Stuttgart.

Am 28. März d. J. übersandte ich Ihnen
einen eingeschriebenen Brief nebst Anlagen mit
der Bitte um Weitergabe an den Verfasser des Buches
"Es begann am 2. Weichsel" Herrn Jürgen Thorwald.
Auf dieses Schreiben bin ich ohne jede Antwort
geblieben. - Ich bitte Sie höflichst mitzuteilen,
ob Sie mein Schreiben an Herrn Jürgen Thorwald
weitergegeben haben bzw. um dessen Adresse, da ich
die Anlagen zurückhaben möchte.

Hochachtungsvoll!
Fritz Fulbride.

teilen, ob es möglicherweise mit der Rück-
sendung noch 10 Tage zu warten ist. ZS/A-2 / 82 - 82

Ich möchte

20. April 1950.
H.v.R. - Nr. - 7.

Herrn
Fritz Fullriede

H a n s t e d t I

bei Ebstorf Mrs. Uelzen

Sehr geehrter Herr Fullriede!

Wollen Sie bitte freundlichst entschuldigen, dass auf Ihre ausführlichen Zeilen vom März dieses Jahres noch keine Antwort erfolgte. Herr Thorwald ist seit mehreren Wochen aus gesundheitlichen Gründen verreist. Die für ihn hier gesammelte Post kann ihm erst Anfang Mai übergeben werden. Ich würde es bedauern, wenn ich Ihnen die oben autor geschickten Unterlagen zurück-schicken sollte, bevor er Sie gesehen hat. Wollen Sie mir bitte deshalb umgehend mitteilen, ob es möglich ist, mit der Rück-sendung noch 10 Tage zu warten.

Ich möchte Ihnen außerdem mitteilen, dass Herr Wilhelm Kempf sich zur Grund des Buches nach Ihrer Adresse erkündigt hat, die ich ihm in diesen Tagen mitgeteilt habe.

Mit den besten Empfehlungen.

Ihre

(Frau Hildegard Grosche)

P.S. Ich erlaube mir, Ihnen einen Prospekt
----- zuzusenden, aus dem Sie ersehen, in
welcher Weise das Buch auch in Ausland
aufgenommen wurde.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Fritz Fullriede

Hanstedt I, den 7. Mai 1950.
bei Ebstorf Kreis Ulzen.

An den

ST E I N G R Ü B E N - Verlag,
z.Hd. von Frau Hildegard Grosche,
S T U T T G A R T .
Steingrübenweg 7
Postfach 927.

Sehr verehrte gnädige Frau !

Für Ihr Schreiben vom 28. April danke ich sehr ebenso wie für den beigelegten Prospekt. Natürlich können Sie die Unterlagen solange dort behalten, wie diese benötigt werden.

Herr Kempf war mein Ia in Tunis. Durch das Buch habe ich schon sehr viele Anfragen nach meinem Ergehen erhalten.

Darf ich fragen, ob Sie sich schon einmal überlegt haben, das Buch auch in einer englischen Ausgabe erscheinen zu lassen?

Ich bin davon überzeugt, dass dies Buch sowohl in England wie in Amerika oder Südafrika sehr gut verkäuflich sein wird.

Zwar in der Hauptsache wegen der darin enthaltenden Sensationen über das Benehmen der Russen. Immerhin würde es nicht schaden, wenn die Menschen dort einmal sehen würden, was ihnen selbst blühen würde, bei einem Russeneinfall.

Vor einigen Tagen hatte ich in Hannover ein Zusammentreffen mit mehreren Freunden aus der Schweiz, Holland und England, die von sich aus für die Weiterverbreitung des Buches sorgen wollen.

Ich bin sogar überzeugt, dass heute verschiedene ausländische Regierungen alles Interesse an der Verbreitung dieses Buches haben würden, bestimmt auch der Vatikan. Ich bin nicht katholisch, glaube aber nach meinen Erfahrungen mit hohen Würdenträgern der katholischen Kirche, ich wurde 1943 vom Pabst in Privataudienz empfangen, dass für dieses Buch grosses Interesse vorliegen wird. Ich jedenfalls habe in meinem Kampf gegen die Diffamierung des deutschen Soldaten, wie bei allen meinen Freunden im Ausland stets grösstes Entgegenkommen gefunden. Umsomehr dürfte ein solches Buch heute Anklang finden, da es absolut der heutigen Politik der Westmächte entgegenkommt.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

Fullriede

Fritz Fulbride

Hansbühl 6. Aug. 50
20a) 4 Ebstorf Kreis Uster

An den

Steingrüben - Verlag,
2. Hk. von Frau Hildegard Grosche
Stuttg art.

Steingrübenweg 7.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Bitte versichern Sie, daß ich mich noch-
mals an Sie wende und Sie bitte, mir bei der
Wiederherausgabe der Unterlagen aus meinem Brief
an den Verfasser des Buches "Er begann an der Feind-"
beihilfe zu sein. - Ich beziehe mich dabei auf Ihr
Schreiben vom 28. April d. J. - Zwar ist mir der
Name des Verfassers bekannt, aber nicht dessen Anschrift
und ich wäre Ihnen sehr dankbar wenn Sie die
Angelegenheit erledigen würden. Denn heute bedauere
ich natürlich sehr, den Verfasser belästigt zu haben.

Ich bin Ihr sehr ergebener
Fulbride

14.8.1950 /Gr/7

Herrn
Fritz Fullriede
(20a) Hanstedt I
bei Ebstorf / Kr. Uelzen

Sehr verehrter Herr Fullriede !

Wir danken Ihnen sehr für Ihren Brief vom 6. August und beeilen uns, Ihnen das uns freundlicherweise überlassene Foto und den Zeitungsausschnitt zurückzusenden. Wir bitten Sie um Entschuldigung, dass wir erst heute auf Ihre Mahnung hin antworten.

Inzwischen ist der zweite Band von Jürgen Thorwald "Das Ende an der Elbe" fertiggestellt worden. Das uns vorliegende Material für diesen Band war ebenfalls sehr umfangreich, der Mitte September 1950 erscheinen wird.

Herr Thorwald hat Ihren interessanten und aufschlussreichen Brief gelesen. Durch seine langwierige Krankheit und häufige Abwesenheit war es ihm leider nicht möglich, sich persönlich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Vielleicht ergibt sich hierzu doch noch einmal die Gelegenheit.

Inzwischen verbleiben wir mit freundlichen Grüßen und allen guten Wünschen für Sie und nochmaligem Dank für Ihre anregenden Zeilen

I.A.:

2 Anl.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Dr. med. Siegfried Fuss

Arzt

Brieselang / Osth.

Finkenkrugerstraße 3

z. Zt. Kassel, Goettestraße 85

Kurrh. Diskonissenhaus

982

An die

Redaktion der Zeitschrift

"Christ und Welt "

St u t t g a r t 0

Steingrabenweg 7

Kassel, den 16.VI.49.

Die in der Zeitschrift "Christ und Welt" veröffentlichte Tatsachenberichtserie "Ander Weichsel hat's begonnen" hat uns mit ganz besonderem Interesse erfüllt, da wir selber Zeugen des Anfanges des dort berichteten Geschehens waren.

Sowohl diese Artikelserie, wie aber auch alle anderen Berichte über das Erleben des Zusammenbruchs im Osten lassen eine Frage offen:

Was wurde mit den Menschen, den Volks- und Reichsdeutschen, denen es nicht mehr gelang, sich den Truppen der Roten Armee nach dem Durchbruch an der Weichsel durch die Flucht zu entziehen und die von den sowjetischen Pionerverbänden einfach überrannt wurden? -

Und weiter: Wenn man heute von Heimtvertriebenen spricht, dann meint man in erster Linie die Deutschen, deren Heimat in den Gebieten lag, die schon seit Jahrhunderten feste Bestandteile des deutschen Reiches bildeten, wie Pommern, Posen-Westpreussen, Ostpreussen, Schlesien usw., höchstens ist hin- und wieder auch von den Sudetendeutschen die Rede.

Niemand aber spricht von den Deutschen, die über die Grenzen von Posen-Westpreussen nach Osten in Gebiet des polnischen Staates selbst wohnten, dort seit Generationen von polnischen Fürsten und Herren zur Kultivierung ihres Landes heilsam gemacht.

Auch diese Deutschen haben im Jahre 45. ihre Heimat und ihren Besitz verloren. Sie hatten jedoch nicht das Glück der sofortigen Ausweisung, wie die meisten der aus den "neupolnischen" Gebieten xxxxxxxxxxxx vertriebenen Deutschen. Für sie begann mit der Vertreibung von ihrem Besitz, mit der Verhaftung durch die polnische Polizei und Miliz ein jahrelanger Leidensweg durch Gefängnisse und Lager, in denen Unzählige der polnischen "Vergeltung" zum Opfer fielen.

Ich habe mich bemüht, in dem beigelegten Erlebnisbericht einen kleinen Ausschnitt aus dem Schicksal dieser deutschen Menschen zu geben und bitte Sie, ihn auf seine Verwendbarkeit für eine Veröffentlichung prüfen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Ihr



Dr. med. Siegfried Fuss
Arzt
Brieselang / Osth.
Finkenkrugerstraße 3
z. Zt. Kassel, Goethestraße 85

Herrn
Otto H. Fleischer
Ev. Verlagswerk
Stuttgart
Steingrabenweg 7

Betr.: Manuskript "Die Menschen vergessen so leicht."

bei Bryants,

Sehr verehrter Herr Fleischer ! Kassel, den 26.7.49.

An 17.6.49. sendte ich, auf Grund der in der Zeitschrift "Christ und Welt" ergangenen Aufforderung zur Einsendung von Tatsachenberichten aus der Kriegsgefangenschaft in Osteuropa unter dem Titel: "Die Menschen vergessen so leicht" einen Tatsachenbericht über meine Erlebnisse in polnischer Kriegsgefangenschaft von Januar 45. bis Februar 47., dem ich auch einige Skizzen im Manuskript beigelegt hatte. Da ich bis heute noch keine Bestätigung Ihrerseits erhalten hatte, dass das für mich besonders wegen der Skizzen wertvolle Manuskript dort eingetroffen sei, fürchtete ich bereits seinen Verlust, als ich in "Christ und Welt" den bisher übersehenen Vermerk las, dass eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen sei. Ich bitte wegen dieses Versehens um Entschuldigung und hole das Versäumte hiermit nach. Ich würde es sehr begrüßen, wenn der eingesandte Bericht gerade in Ihrer Zeitschrift "Christ und Welt" zur Veröffentlichung käme, die ich wie keine andere der heutigen informationistischen Blätter wegen der Offenheit ihrer Meinung und der Objektivität ihrer Darstellung schätze. Sollten Sie jedoch für das Manuskript keine Verwendung haben, so bitte ich es mir so bald wie möglich zurücksenden zu wollen, da bereits von anderer Seite, u. a. von der "Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" Interesse für den Bericht besteht.

Hochachtungsvoll

[Handwritten signature]

Fuss
- 26 1/2 im Briefkasten

2,80

Institut für ...

10. Aug. 49

Herrn
Dr. med. Siegfried Fuss

41/Bo/sd

Brieselang/Osth.
Finkenkrugerstr. 3

z. Zt. Kassel
Goethestr. 85

Sehr geehrter Herr Dr. Fuss,

Ihr Manuskript ist keineswegs, wie Sie vielleicht befürchtet haben, verloren gegangen, sondern richtig hier eingetroffen. Ich habe den grössten Teil mit viel Interesse gelesen, ohne mir bis heute schlüssig darüber werden zu können, ob wir in der Lage sind, es zu veröffentlichen. Weil ich aber noch unentschlüssig bin, habe ich es hier behalten. Ausserdem ist es so, dass einzelne Teile Ihrer Ausführungen als Quellenmaterial für das bei uns erscheinende Buch "Es begann an der Weichsel" von gewissem Wert sind. Dies gilt besonders für Ihren Bericht über die letzten Tage in Litzmannstadt. Wenn Sie uns das Manuskript noch einige Wochen überlassen könnten, wäre ich Ihnen dankbar. Ich weiss nicht, zu welcher Entscheidung wir gelangen, auf jeden Fall aber befindet sich Ihr Manuskript in sicherer Hut.

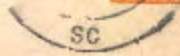
Mit den besten Grüssen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Dr. med. Siegfried Fuss

Arzt

z. Zt. Kassel, Goethestraße 85



An den

Schriftleitung "Christ u. Welt"
Evgl. Verlagsbuchhandlg.
z. H. d. Herra Bongartz

Stuttgart O.

Steingrubenweg 7

Institut für Zeitgeschichte Archiv

13.9.49.

Sehr verehrter Herr Bongartz !

Da von Seiten der Kampfr.geg.Ungemenschlichkeit und
des Europa-Kurier Verlages ein dringendes Interesse
an einer baldigen Veröffentlichung meines Manuskriptes
"Die Menschen vergessen so leicht" besteht, bitte ich
um umgehende Mitteilung ob die Evgl.Verlagsbuchhdlg.
eine Veröffentlichung des Manuskriptes beabsichtigt u.
ob seitens des Verlages Bedenken gegen eine auszugswei-
se Veröffentlichung d. Manuskriptes im Europa-Kurier
"Stimme d. Vertriebenen" besteht.

Sollten Sie sich zu keiner Veröffentlichung des Manuskriptes
entschliessen können, bitte ich um seine baldige
Rücksendung.

Hochachtungsvoll



Institut für
Lexikon- und
Archiv

Dr. med. Siegfried Fuss

Art

Bitte beachten Sie die Rückseite

z. Zt. Kassel, Goethestraße 85

Bitte beachten Sie die Rückseite

Postkarte



ZS/A-2 / 02 - 91



Herrn
Bongartz
Schriftleitung "Christ u. Welt"

STUTTGART - O.

Steingrabenweg 7

Bitte beachten Sie die Rückseite

Dr. med. Siegfried Fuss

Kassel, den 14.8.49.

Ihr Zeichen: 41/Bo/sd

Sehr verehrter Herr Bongertz !

Ihr wertres Schreiben vom 10.8.49. habe ich mit bestem Dank erhalten und bin unter den von Ihnen genannten Umständen natürlich gerne bereit Ihnen mein Manuskript auch noch weiter zu überlassen.

Mit bestem Gruss !

Ihr



Herrn
Dr.med. Siegfried Fuss
Kassel
Kurb. Diakonissenhaus
Goethestrasse 85

1.10.1949
bo/er

Sehr geehrter Herr Dr. Fuss !

Durch längere Krankheit und Abwesenheit von Herrn Bongartz teile ich Ihnen heute erst mit, dass der Verlag eine Veröffentlichung Ihres Manuskriptes "Die Menschen vergessen so leicht" leider nicht vornehmen kann.

Inwieweit Ihr Manuskript für das Buch "Es begann an der Weichsel" Verwendung gefunden hat, wird Ihnen in Kürze Herr Bongartz persönlich mitteilen. Ich bitte, die Verzögerung zu entschuldigen und verbleibe mit freundlichen Grüßen

I.A.:

Anl.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

G

Bericht von Herrn Dr. Gerhardt

BIS in den Hochsommer 1944 lautete die von der Partei ausgegebene Parole: die Provinz Ostpreussen ist nicht bedroht. Die Annäherung der sowjetischen Armeen wird abgeschlagen werden können. Einsichtige Menschen wussten, was sie von dieser Drohung zu halten hatten, zumal, da die Panzerdivision Grossdeutschland sich aus dem Kurländischen Raum zurückzog und auf den Gütern des Samlandes Quartier nahm und sich aus dieser Tatsache die wahre Situation im Norden der Ostfront ohne weiteres ablesen liess.

So begannen die ersten Evakuierungen aus Ostpreussen, die von vielen Seiten langerhand vorbereitet waren, in aller Ordnung und sogar mit einigem Reisekomfort. Freilich mussten diese Evakuierungen ziemlich geheimgehalten werden. Sie wurden als ~~in~~ Dienst- und Geschäftsreisen bzw. Urlaubsreisen der gesamten Familie getarnt, da eine Kundgebung des Willens, Ostpreussen als eine bedrohte und nicht mehr zu rettende Provinz zu verlassen, als mangelnde Bereitschaft zum Durchhalten ausgelegt und wahrscheinlich durch den üblichen Parteiterror geahndet wurde. Bei diesen privaten Evakuierungen, deren Zahl auch nicht einmal abzuschätzen ist, sind immerhin noch die meisten Besitztümer und Wertgegenstände aus der bedrohten Provinz nach Westen verbracht worden.

Im August musste sich jedoch sogar der Gauleiter in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar angesichts der Bedrohung des Nordostens der Provinz dazu entschliessen, die Kreise Memel, Elch-Niederung und Tilsit-Land offiziell zu räumen. Die Trecks der Flüchtlinge, die zunächst in dem Innern der Provinz (südwestlich Heilsberg) Aufnahme finden sollten, erreichten etwa um den 25./26.8. die Gegend von Königsberg. Da flogen in der Nacht zum 28.8. die Engländer

ihren ersten, in der Nacht zum 31.8. ihren zweiten Luftangriff auf Königsberg, das bisher von Luftangriff nahezu verschont geblieben war. Und die beiden Angriffe genügten, um die gesamte Innenstadt und eine Anzahl von Vororten völlig zu vernichten und etwa die Hälfte der Bevölkerung (200 000) obdachlos zu machen. In das Hasten und Jagen und die Suche nach Unterkünften der Ausgebombten gerieten nun noch die Flüchtlingstrecks hinein, und verursachten in und um Königsberg ein völliges Durcheinander, dem keine Staats- oder Parteistellen mehr gewachsen waren.

Angesichts der chaotischen Zustände in der soeben bombardierten Stadt kümmerte man sich um die Flüchtlingstrecks so gut wie gar nicht, so dass viele dieser Flüchtlinge fast auf die Dauer einer Woche keine Unterkunft fanden, auf ihren Gefährten schliefen und von den mitgeführten Nahrungsmitteln leben mussten. Inzwischen war die sowjetische Front - sei es durch deutschen Widerstand oder aus eigenen taktischen Erwägungen - zum Stillstand gekommen, so dass man nun wieder die Meldung verbreitete, der Nordosten der Provinz sei ungefährdet und den Flüchtlingstrecks die Weisung zum Umkehren gab. Bereits zuvor hatten viele nicht weniger aus eigenem Entschluss den Rückweg angetreten, da sie sahen, dass sie dem anscheinend unentrinnbaren Schicksal in ihren Wohnorten immerhin noch besser begegnen konnten als auf der Landstrasse inmitten der Provinz, wo man nichts für sie tut.

Dann erreichte die Bewohner der Provinz die Kunde von dem Anmarsch der Sowjets auf deutschem Boden in der Gegend zwischen Goldap und Gumbinnen und den dort durch die Sowjets verübten Greueln. Diese Nachrichten lösten eine weitere Welle von Fluchten aus, die aber immer noch möglichst unauffällig und selbstverständlich ohne amtliche Abmeldung der Abreisenden vorgenommen wurden.

Die letzten Monate des Jahres verliefen, da die deutsche HKL sich nur langsam nach Westen verschob, einigemassen ruhig. Die Innenstadt Königsbergs war zu einer Wüste geworden, die kaum von Menschen betreten wurde, aber in den Vororten schleppte sich das Leben in bleiernem Gang weiter. Indiese Zeit fällt die Aufstellung des sogen. Volkssturms, der ebenso sehr eine Erfindung des Gauleiters Koch war wie die von ihm in Königsberg und im weiteren Umkreis befohlener Aushebung sogenannter Panzergräben und die Aufstellung von Ein-Mann-Bunkern, die den anstürmenden Russen als Widerstandsnester gegenüberreten sollten. Die Offiziere, die sich zur Planung und Leitung dieser sonderbaren Verteidigungsarbeiten hergaben, waren - jedenfalls an dem Abschnitt 15 Kilometer östlich von Königsberg, an dem ich einmal den Spaten eingestochen habe - von dem Unwert dieser Maßnahme völlig überzeugt, so dass diese hundert Mann einen ganzen Tag über eine Erdbewegung zustande brachten, die sich nicht wesentlich von dem Umschaukeln einer Sandkiste von Kindern unterscheidet.

Weihnachten und Neujahr beging die Hauptstadt-Bevölkerung Ostpreussens in einer lethargischen Ruhe, wohl das Künftige ahnend, aber - da eine unmittelbare Bedrohung noch nicht vorlag - hier und dort mit festlichen Gelagen, wie bei einem Tanz auf dem Vulkan. Nach dem Ablauf der Festtage wurde der Alltag von bleierner Schwere. Ich entsinne mich eines Erlebnisses, das ich in gleicher Grauenhaftigkeit weder vorher noch nachher gesehen habe. Am Abend des 25.1. fuhr ich mit der Strassenbahn vom Steindamm zur Mammerschmiede. Da alle Sitzplätze des Wagens besetzt, Stehplätze aber nicht in Anspruch genommen waren, ging ich durch das Wageninnere und lehnte mich mit dem Gesicht in den Wagen an die Tür zur vorderen Plattform. Vor mir sassen 24 Menschen, deren Gesichter ausnahmslos von einer solchen Masken-

haftigkeit und fahlen Farbe waren, dass man sie eher für Gespenster als für lebende Menschen halten konnte. Selbst bei Bombenangriffen und hernach in den schwersten Szenen der Flucht habe ich solche Gesichter nie mehr gesehen. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass man bei Luftangriffen zweifellos dem Tode nahe war, aber doch die Chance des Überlebens hatte, während hier ganz allgemein die Gewissheit vorherrschte, einem Unvermeidlichen gegenüberzustehen, wenn man auch auszuweichen willens war, ohne jedoch schon die Art und Weise und den Zeitpunkt des Ausweichens bestimmt zu haben.

Eine weitere Einzelheit ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. Am 27.1. hielt ich meine - wie sich dann ergab - letzte Vorlesung in der Königsberger Volkshochschule. Von den üblichen etwa einhundert Zuhörern war immerhin noch gut die Hälfte gekommen. Ich hatte über Literaturgeschichte vorzutragen und Lessing war an der Reihe. Ich weiss es wie heute, wie wenig ich bei der Sache war und wie ich - mehr instinktiv als bewusst - nach einer schicklichen Möglichkeit suchte, von dem Thema abzuschweifen, um auf die Geistesgeschichte meiner Heimatprovinz zu sprechen zu kommen. Ich weiss nicht mehr, ob ich eine sehr geschickte oder recht ungeschickte Anknüpfung gefunden habe. Jedenfalls gelang der Sprung von Lessing zu der "Kronika von Prutzienland" des Nikolaus von Jeromin, irgendwie, - es redete aus mir mehr als ich redete über alle Persönlichkeiten, Ereignisse und Leistungen, die das Land des Ordens in 700 Jahren als seinen Beitrag für Deutschland dargebracht hatte. Redner und Zuhörer fühlten, dass es ein Abschied war, der hier in würdiger Weise genommen werden sollte, und so habe ich noch an diesem Abend, obwohl die Vorlesung um 10 Uhr schliessen sollte, bis kurz vor Mitternacht gesprochen, und weder die Zuhörer noch ich nahmen Notiz von dem unaufhörlichen Getute der Voralarme, Alarme und Entwarnungen, die - wie

wir es nun seit einigen Wochen gewohnt waren - uns den Anflug einiger weniger russischer Aufklärer anzeigten.

In den letzten Januarwoche begannen die Fluchten in grösserem Maßstab, zwar immer noch nicht von der Partei anempfohlen oder gar gefördert, aber immerhin geduldet, sofern es sich bei den Flüchtenden nicht um "volkssturmfähige" Männer handelte. Den Weg nach Westen vermittelte bis etwa zum 22.1. noch die ^{beiden} Eisenbahnstrecken nach Berlin, die eine über Marienburg - Schneidemühl, die andere über Stolp - Stettin, freilich nur für den, der sich in den fahrplanmässigen Zügen (Sonderzüge wurden nicht gefahren) einen Platz erkämpfen konnte. Das gelang schätzungsweise unter Hunderten einem, so dass der grösste Teil der Bevölkerung andere Fluchtwege wählen musste. Der natürliche Weg für Fahrzeuge und Fussgänger (es gab Fluchten in Ackerwagen, auf Pferdegespannen und in der Hauptsache zu Fuss unter Mitnahme einiger Habe auf kleinen Hand- oder Kinderwagen) führte etwa parallel zur Bahnstrecke über Braunsberg und Elbing nach Westen. Aber schon etwa am 24.1. war dieser Weg durch die sowjetischen Truppen, die von Südwesten der Provinz nach Norden vorgestossen waren, plötzlich gesperrt, so dass unzählige Flüchtlinge, die bereits fast 100 Kilometer Weg oder Treck hinter sich gebracht hatten, in fliehender Hast umkehren mussten und das "sichere Königsberg" wieder zu erreichen suchten. Ein Teil kam allerdings nur etwa den halben Weg zurück bis in die Gegend von Heiligenbeil und Braunsberg; er stellte dann zwischen mitten aus dem Innern der Provinz kommenden Flüchtlingen diejenige Gruppe, die hernach über das Eis des Frischen Haffs über die Frische Nehrung und über diese westwärts zu entkommen suchte, soweit die Menschen die Flucht über die sogen. Eisbrücke nicht mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Bis war es - angefangen von den wohlvorbereiteten Abreisen

des Sommers und Herbstes 1944 bis hin zu den Flüchtlingen, die eben noch bei Elbing durchschlüpfen konnten - nur einem Bruchteil der Bevölkerung gelungen, die bedrohte Heimat zu verlassen. Der weitaus grössere Teil sah sich jetzt auf dem Weg nach Pillau und von dort entweder auf die schmale Poststrasse der Frischen Nehrung oder aber den Seeweg verwiesen. (Es verkehrten keine Züge mehr nach Pillau). Die Autostrasse von Königsberg nach Pillau war bereits vom etwa 25.1. an derart benutzt und verstopft, dass man im Kraftwagen für die 46 Kilometer lange Strecke sechs bis sieben Stunden brauchte, wobei sich dann eine Zeitlang, etwa in Fischhausen, dem Sitz der 3. Panzerarmee, Szenen ereigneten, dass ein wilder Oberstleutnant, dem ein Unteroffizier eine Pistole nach der anderen reichte, sämtliche Bereifungen aller Kraftwagen durchschoss, so dass die Flüchtlinge sich entweder in Fischhaus und Umgebung stauten (was dann wenige Wochen später die dortigen Kampfhandlungen zu einer wüsten Metzerei machte) oder aber zu Fuss den weiteren Marsch antreten mussten.

Die im Norden des Samlandes stehenden Russen waren inzwischen bereits einmal nach Medgeten (westlicher Vorort von Königsberg) gelangt, so dass sogar der eine Fluchtweg, wenn auch nur zeitweilig, gesperrt war. Es hat unter den noch immer in Königsberg verbliebenen Bewohnern, vornehmlich unter den älteren Menschen Tausende und Abertausende gegeben, die 6-, 8- und 10 mal zur Flucht angesetzt haben, sehr bald in eine Verstopfung hineingerieten, die sie bei klirrendem Frost eine Nacht im Freien zuzubringen zwangen, die sich dann den voraussichtlichen Strapazen nicht gewachsen fühlten und immer wieder umkehrten. So erklärt es sich, dass Königsberg noch im März 1945 etwa 80 000 deutsche zivile Personen beherbergte, von denen bestenfalls ein paar Hundert dem ~~St~~ Irrwahn huldigten, dass das Schick-

sal der Stadt abzuwenden sei. Wer Pillau erreicht hatte, war schon ziemlich abgekämpft und ermattet, stand dort aber vor der wohl festesten Barriere seines Fluchtweges. Denn die Wasser des Frischen Haffs, die sich durch das Pillauer Tief in die Ostsee ergiessen, frieren selbst bei den in jenen Wochen herrschenden hohen Frostgraden nicht zu, so dass jeder Flüchtling, mag er nun den Seeweg oder den Landweg über die Nehrung gewählt haben, in jedem Falle ein Schiff oder - zum Übersetzen über das Tief - mindestens einen Kahn gebrauchte.

Pillau war um die Wende vom Januar zum Februar noch unzerstört, besass aber zweitweise das 10 bis 20fache seiner Bevölkerung, so dass die Flüchtlinge grösstenteils bei Tag und Nacht im Freien verbringen mussten. Die Raumanot in Pillau wurde noch dadurch vergrössert, dass sich die menschenreichen Stäbe des Reichsverteidigungskommissars (Gauleiter Koch und des stellv. Reichsverteidigungskommissars SS-Gruppenführer Hellwich) nach Pillau abgesetzt hatten und dort grosse Häuser beanspruchten, um ihre Generalstabskarten auszulegen und vor allem ihre mitgeführten Wohnungseinrichtungen, Wertgegenstände und Berge von Nahrungs- und Genussmitteln sunterzubringen. Die meisten Flüchtlinge hielt es nicht im Innern der Stadt, sondern sie stauten sich Tag und Nacht am Hafen, um sich das Betreten eines beliebigen Schiffes - gleichgültig, ob es in See gehen oder nur über das Tief setzen würde - zu erkämpfen. Lokale Instanzen versuchten, eine gewisse Form von Zulassungen zum Besteigen der Schiffe auszugeben, die allerdings täglich wechselte, aber die anstürmenden Menschen etwa in nachstehender Reihenfolge zuliessen: sogenannte kriegsentscheidende Bewegung von Wehrmachtsangehörigen, Kranken- und Verwundetentransporte, Mütter mit Kindern. Um zu einer dieser Gruppe zu gehören, griff man zu den absonderlichsten Verkleidungen und Methoden. Es

verschafften sich Frauen Uniformen und entsprechende Marschbefehle, andere Frauen verschafften sich kleine Kinder dadurch, dass Säuglinge und Kinder bis zum Alter von etwa 3 Jahren, die bereits auf ein Schiff gelangt waren, einer bestimmten noch an der Kaimauer wartenden Frau vom Dampfer herab in die Arme geworfen werden sollte. Da bei grossen Schiffen bei diesem Vorgehen immerhin ein Höhenunterschied von sechs bis acht Metern zu überwinden war und die Menschen fast alle Verrichtungen infolge der grossen Kälte mit klammen Händen ausführen mussten, gelangte das von Bord geworfene Kind dadurch, dass die Frauen die bestimmten Empfängerinnen zur Seite stiessen, sehr oft in fremde Hände, oder aber es fiel durch einen ungeschickten Wurf zwischen Dampfer und Kaimauer ins Wasser. Ich habe selbst innerhalb von zwei Tagen etwa 12 mal mitangesehen, wie Kinder auf solche Weise ins Wasser geworfen wurden und ertranken. Niemand kümmerte sich um sie, denn die Mütter an Bord des Schiffes konnten nur für einen Augenblick an die Reeling treten, um ihr Kind hinabzuwerfen, da gerade die Reeling überall belagert war, um hinaufgeworfene Pakete aufzufangen oder sogar Seile hochzuziehen, an die sich Menschen angebunden hatten. Andererseits konnte auch die beabsichtigte Empfängerin des hinuntergeworfenen Kindes sich nicht um das Schicksal des Ertrinkenden kümmern, da sie keine Möglichkeit hatte, sich aus dem Menschen-knäuel am Pier zu lösen. Wer ein Kleinkind aufgriff, hatte damit sozusagen eine Eintrittskarte für den Dampfer ergattert, der freilich auch einmal voll war und nicht mehr als das 4- und 5fache seiner Tragfähigkeit aufnehmen konnte. Entsetzliche Szenen spielten sich jeweils in dem Augenblick ab, wo die Laufstege der Dampfer eingezogen wurden und die Kontrolle sich entfernte. Dann versuchten Menschen in letzter Verzweiflung, mit einem kühnen Sprung die Schiffswand zu erreichen und hoch zu entern.

Die meisten überschätzten dabei ihre schon seit Wochen überbeanspruchten Kräfte und glitten ab und ertranken in dem eiskalten Wasser.

Über den einen Weg, den diese Schiffsflüchtlinge nahmen, - in dem über See nach Gotenhafen oder in die pommerschen Häfen - ist gesondert zu berichten. Wir wenden uns hier der Schilderung des Fluchtweges derer zu, denen es gelang, sich über das Pillau-Tief setzen zu lassen und nun den Marsch über die Frische Nehrung antraten.

Die Nehrung ist ein kaum bevölkerter Landstrich mit nur wenigen Dörfern auf einer Länge von fast 100 Kilometern. Mit Ausnahme des Ostseebades Kahlberg gibt es praktisch keine Ortschaft, die zur Aufnahme grösserer Menschenmengen geeignet waren. Die Flüchtlinge haben daher den Weg über die Nehrung, wenn ihn keine Zwischenfälle verzögerten, immerhin sowohl für Fussgänger als auch für Treckwagen die ja alle das gleiche Tempo halten mussten, vier bis fünf Tage dauerte, Tag und Nacht unter freiem Himmel durchstehen müssen. Nur ganz wenigen gelang es, nächtliche Unterkunft in den wenigen Gasthäusern oder Scheunen zu finden. Der für eine solche Beanspruchung in keiner Weise gedachte Fahrweg über die Nehrung befand sich in einem furchtbaren Zustande. In den ersten Februartagen taute es vom Vormittag bis zum Nachmittag, während die Nächte leichten Fröste brachten und es etwa vom 5.2. ab scharfe Kälte gab. Dieser Temperaturwechsel hatte zur Folge, dass die tiefeingeschnittenen Wagen Spuren auf dem leichten Weg durch den Frost verhärteten und eine völlig unebene Fahrbahn schufen, auf der es ständig Radbrüche und Beinbrüche der Pferde gab. Um überhaupt vorwärts zu kommen, entschlossen sich die Besitzer der flüchtenden Fahrzeuge, Ballast abzuwerfen. Sorgfältig gehütete und für die Flucht und die Ernährung am unbekanntem Zielort mitgeführte Schmalzfässer, Schweinehälften, Säcke mit Mehl, Zucker und sonstigen Nahrungsmitteln flogen ständig von den Wagen herab auf die Nehrungsstrasse und blieben dort liegen,

weil niemand vermehrte Last auf sein Fahrzeug nehmen oder geschweige denn in seinen Händen forttragen konnte. Aber nicht nur weggeworfene Nahrungsmittel säumten den Fluchtweg, sondern auch verendete Pferde, völlig zerbrochene Fahrzeuge und - je länger die Flucht dauerte und je stärker der Frost wurde - auch zunehmend mehr ermattete Menschen, die gänzlich entkräftet und gleichgültig auf den Tod warteten und dann auch starben, so dass zum Schluss der Weg der Flüchtenden durch ein Spalier des Todes führte.

Die Verstopfung auf der Mehrung wurde ganz besonders schlimm, als sich zu dem Zug, der von Pillau aufgebrochenen FLÜCHTLINGE von Osten her über das Haff bei Neukrupp-Vögler (?) die Trecks derer gesellten, die aus dem Innern der Provinz gekommen und bei Heiligenbeil über die Eisbrücke des Haffs gegangen waren.

Dieser Fluchtweg über das Haff hat wohl die grauenvollsten Szenen der Flucht und die verhältnismässig höchsten Todesopfer gebracht. Die schneebedeckte zugefrorene Fläche des Haffs war nur an einer Stelle für den Übergang benutzbar, da der hohe Schnee es keinem Wagen und auch keinem Fussgänger gestattete, sich einen eigenen Weg zu bahnen. Man benutzte also die eine ausgefahrene Strasse über das Eis. Die hauptsächlichste Benutzung dieses Weges erfolgte bei scharfem Frost, häufig bei Schneetreiben und starkem Sturm. Auf diesem Wege sind sehr viele Flüchtlinge vor Erschöpfung liegengeblieben und auf der zugefrorenen Fläche des Haffs gestorben. Andere sind bei nächtlichem Übergang, der nur an einigen Stellen der kilometerlangen Strecke von wenigen windgepeitschten Pechfackeln erleuchtet war, vom Weg abgekommen, haben sich bei völlig fehlendem Licht bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte im Kreise gedreht und sind dann umgesunken und verschieden. Kinder haben dort ihre Eltern verloren und sind - in kindlicher Verkennung ihrer Kräfte - aufgereggt hin- und hergelaufen und meistens zurückgelaufen, so dass der Tod auf diesem Fluchtabschnitt auch gerade

unter den Kindern reiche Ernte halten konnte.

Für die nun gemeinsam auf der Frischen Nehrung weiter treckenden Flüchtlinge sowohl von Pillau als auch von der Eisbrücke her türmte sich an der Weichselfähre ein neues Hindernis auf. Diese Fähre hatte zu normaler Zeit täglich ein paar Dutzend Fahrzeuge über den Fluss zu setzen, während sich jetzt Tausende von Wagen und Zehntausende von Fussgängern vor ihr stauten. Die Wartezeit an dieser Fähre betrug bis zu zwei Tagen, und oft, wenn ein Flüchtlingswagen hoffen konnte, mit dem nächsten Übersetzen mitzukommen, wurde eine motorisierte SS-Kolonnie bevorzugt befördert. Wer auch dieses Hindernis mit heilem Körper und heilem Wagen hinter sich brachte, hatte - jedenfalls in der ersten Februarhälfte - den aufregendsten, wenn auch nicht den anstrengendsten Teil der Flucht ~~hinter~~ überstanden. Denn auf Danziger, Pommerschem und Marienburger Gebiet griff eine Regelung durch die NSV Platz, die - wenn man die chaotischen Verhältnisse berücksichtigt - immerhin mit einiger Anerkennung genannt werden muss. Die Wagenkolonnen wurden, häufig allerdings auf Umwegen, einigermassen vernünftig geleitet, das Rote Kreuz stand hin und wieder mit heissem Kaffee am Wegesrand, und manchen geschlossen geflüchteten Dörfern konnte bereits das ungefähre Ziel ihrer Flucht angegeben werden. Inzwischen hatte sich auch eine Art Selbstverwaltung in den Trecks gebildet, deren Angehörige sich ihren "Reiseleiter" gewählt hatten, der mit den Behörden in Pommern verhandelte und für eine so gute Weiterleitung der Trecks sorgte, wie es unter den Umständen möglich war. Allerdings beziehen sich viele Feststellungen, die betont werden müssen, nur bis zu einem Zeitpunkt, da die Russen ihre Offensive gegen Pommern auf die Höhe von Rummelsburg getrieben hatten. Seitdem brachte die Gefahr, von durchstossenden sowjetischen Panzerspitzen abgeschnitten zu werden, wieder grosse Unordnung in die Trecks.

Die Überfüllung und Verstopfung des Fluchtweges wurde noch dadurch vergrössert, dass sich bereits im Januar das Oberkommando der Wehrmacht entschlossen hatte, die in den bedrohten Ostprovinz befindlichen Kriegsgefangenen nach Westen zu transportieren. Das geschah in der Weise, dass die Kommandeure der Kriegsgefangenen in den Wehrkreisen I (Ostpreussen) und XX (Danzig) Befehl erhielten, die in ihren Bereichen gelegenen Stalags und Oflags sowie die Kriegsgefangeneneinsätze in Industrie- und Landwirtschaft aufzulösen und samt den ihnen unterstellten Landeschützenbataillonen nach Westen aufzubrechen. Es handelte sich dabei um russische, französische und polnische Kriegsgefangene aus Ostpreussen und ebenso um amerikanische und kanadische Kriegsgefangene aus Westpreussen. Ich habe als Landeschütze selbst einem der 12 - 15 Marschblocks angehört und nahm meinen Weg von Danzig aus über LAUENBURG, STOLP, KÖRLIN, USEDOM, ANKLAM nach BOIZENBURG/Elbe, wo der Transport dem Kommandeur der Kriegsgefangenen im Wehrkreis X übergeben wurde. Unser Block bestand insgesamt aus etwa 2400 Kriegsgefangenen, davon etwa die Hälfte Amerikaner, der Rest zu je einem Drittel Russen, Franzosen, Belgier und Kanadier. Die Bewachung erfolgte durch etwa 50 - 60 Landeschützen, die allerdings die Kriegsgefangenen eher begleiteten als bewachten und Fluchtversuche oder sonstige Unregelmässigkeiten nicht vorkamen. Der Marschblock bewegte sich zu Fuss mit einer durchschnittlichen Tagesleistung von 40 Kilometern und übernachtete in bereitgestellten Scheunen. Die Verpflegung, vor allem der westlichen Kriegsgefangenen, war erstklassig, weil sie ihre gesamten Liebesgabenpakete - in vielen Fällen bis zu 90 Pfund - vor dem Abmarsch ausgehändigt bekamen und, wenn sie geschickt waren, auch den grössten Teil davon auf rasch zusammengebastelten Wägelchen mit sich führen konnten. Wer seine Schätze auf dem Rücken oder in der Hand tragen musste, war gezwungen, im Laufe der Zeit einigen Ballast

abzuwerfen, und so kam es, dass die Strasse des Marschblocks von den herrlichsten amerikanischen Konserven gesäumt war, die auch die parallel und zwischendurch treckenden deutschen Flüchtlinge nur zu einem geringen Teil aufhoben, weil auch die mindeste weitere Belastung ihre Fahrzeuge gefährdet hätte.

Sämtliche Kriegsgefangenen hatten es sehr eilig, nach Westen zu kommen. Niemand, auch die Russen nicht, wollten den Sowjets in die Hände fallen. Weisungsgemäss sollte jeder vierte Tag ein Rasttag sein. An diesem Tage waren die Amerikaner immer ganz besonders nervös, weil sie von den Sowjets eingeholt zu werden fürchteten. Das Verhältnis zwischen den westlichen Kriegsgefangenen und den deutschen Offizieren war ein denkbar unmilitärisches und eigentümliches, wie es sich nur aus der damaligen besonderen Lage erklären lässt. Jeder fühlte, dass alle - Gefangene und Gefangenenwärter - das gleiche Ziel hatten: nach Westen zu kommen. Und so wurde denn der Marsch sozusagen kollegial geführt. Man besprach sich wie unter Gleichberechtigten, und der ^{Hauptmann} ~~Major~~, der meinen Marschblock zu leiten hatte, stimmte z.B. dem amerikanischen Vorschlag zu, anstelle des Weges von drei Tagen zu marschieren und einen Tag Rast zu machen, sechs Tage zu marschieren und dann zwei Tage zu rasten, um auf diese Weise einen stärkeren Vorsprung nach Westen - es ging damals gerade über die Oder hinweg - zu gewährleisten.

Besonderen Eindruck hatte auf mich damals die Stimmung der Kriegsgefangenen der verschiedenen Nationen untereinander gemacht. Die Abneigung der Amerikaner gegen die Russen trat so deutlich zu Tage, dass man seitdem die Verstimmung unter den Alliierten von der Ebene der grossen Politik voraussehen konnte. Die Russen marschierten hinter den Amerikanern und hatten, - auf amerikanischem Wunsch - vierzig Meter Abstand zu halten. Der beauftragte amerikanische Soldat, der in der letzten Reihe seines Blocks marschierte, achtete peinlich darauf, dass dieser Abstand einge-

halten wurde und kam alle paar Kilometer zu einem deutschen Feldwebel gelaufen, um sich darüber zu beschweren, dass die Russen ihnen zu nahe auf den Leib rückten. Weiterhin warfen die Amerikaner die recht beachtlichen Restzigaretten absichtlich nicht vor sich auf die Strasse, sondern in den Strassengraben oder sogar möglichst in das angrenzende Feld, um nur ja nicht die nachfolgenden Russen in den Genuss ihrer Kippen zu versetzen.

Die deutlichste Ablehnung trat eines Abends zutage, als Quartier bezogen werden sollte. Es war Weisung erteilt, die Nationen getrennt unterzubringen, und das war in meinem Marschblock auch etwa zwei Wochen hindurch gelungen. An jenem Abend aber bot sich nur die Möglichkeit, die gesamten 2400 Kriegsgefangenen gemeinsam in einer Scheune unterzubringen. Daraufhin erklärte der Sprecher der Amerikaner, ein über zwei Meter grosser, kindlich gutmütiger Berufsboxer, hinter dem sich drei unserer Landesschützen verstecken konnten, dem deutschen Hauptmann: "Wir denken nicht daran, mit den Russen unter einem Dach zu nächtigen! Wenn Sie uns befehlen, gemeinsam die Scheune zu beziehen, - gut, dann werden wir es tun, aber dann lebt am nächsten Morgen kein Russe mehr. Wir schlagen Ihnen vor, uns die Übernachtung im Freien zu gestatten". Der deutsche Offizier billigte den Wunsch, die Amerikaner blieben in der Februarnacht im Freien und haben die Scheune, in der die Russen schliefen, nicht betreten. Ich entsinne mich genau, wie verblüfft wir damals zwischen Angehörigen der Alliierten gestanden waren, da wir bis dahin noch keinerlei Gelegenheit gehabt hatten, das Denken der Amerikaner über die Russen aus nächster Nähe zu beobachten.

Bericht von Herrn Dr. Gerhardt

Bis in den Hochsommer 1944 lautete die von der Partei ausgegebene Parole: die Provinz Ostpreussen ist nicht bedroht. Die Annäherung der sowjetischen Armeen wird abgeschlagen werden können. Einsichtige Menschen wussten, was sie von dieser Drohung zu halten hatten, zumal, da die Panzerdivision Grossdeutschland sich aus dem Kurländischen Raum zurückzog und auf den Gütern des Seeländes Quartier nahm und sich aus dieser Tatsache die wahre Situation im Norden der Ostfront ohne weiteres ablesen liess.

So begannen die ersten Evakuierungen aus Ostpreussen, die von vielen Seiten langerhand vorbereitet waren, in aller Ordnung und sogar mit einigen Reisekomfort. Freilich mussten diese Evakuierungen ziemlich zähm gehalten werden. Sie wurden als Dienst- und Geschäftsreisen bzw. Urlaubereisen der gesamte Familie getarnt, da eine Kundegebung des Willens, Ostpreussen als eine bedrohte und nicht mehr zu rettende Provinz zu verlassen, als mangelnde Bereitschaft zum Durchhalten ausgelegt und wahrscheinlich durch den üblichen Parteiterror gemindert wurde. Bei diesen privaten Evakuierungen, deren Zahl auch nicht einmal abgeschätzt ist, sind insbesonders noch die meisten Besitztümer und Wertgegenstände aus der bedrohten Provinz nach West verbracht worden.

Im August musste sich jedoch sogar der Gouverneur in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar angesichts der Bedrohung des Nordostens der Provinz dazu entschliessen, die Kreise Samel, Elch-Niederung und Tilsit-Land offiziell zu räumen. Die Trecks der Flüchtlinge, die zunächst in dem

Innern der Provinz (südwestlich Heilsberg) Aufnahme finden sollten, erreichten etwa um den 25./26.8. die Gegend von Königsberg. Da flogen in der Nacht zum 28.8. die Engländer

beritten, erreichten etwa um den 25./26.8. die Gegend von

Ihren ersten, in der Nacht zum 31.8. ihren zweiten Luftangriff auf Königsberg, das bisher von Luftangriff nahezu verschont geblieben war. Und die beiden Angriffe genügten, um die gesamte Innenstadt und eine Anzahl von Vororten völlig zu vernichten und etwa die Hälfte der Bevölkerung (200 000) obdachlos zu machen. In das Hasten und Jagen und die Suche nach Unterkünften der Ausgebombten gerieten nun auch die Flüchtlingstrecks hinein, und verursachten in und um Königsberg ein völliges Durcheinander, dem keine Staats- oder Parteistellen gewachsen waren.

Angesichts der chaotischen Zustände in der soeben bombardierten Stadt kümmerte man sich um die Flüchtlingstrecks so gut wie gar nicht, so dass viele dieser Flüchtlinge fast auf die Dauer einer Woche keine Unterkunft fanden, auf ihren Gefährten schliefen und von den mitgeführten Nahrungsmitteln leben mussten. Inzwischen war die sowjetische Front - sei es durch deutschen Widerstand oder aus eigenen taktischen Erwägungen - zum Stillstand gekommen, so dass man nun wieder die Meldung verbreitete, der Nordosten der Provinz sei ungefährdet und den Flüchtlingstrecks die Weisung zum Umkehren gab. Bereits zuvor hatten viele nicht weniger aus eigenem Entschluss den Rückweg angetreten, da sie sahen, dass sie dem anscheinend unentrinnbaren Schicksal in ihren Wohnorten immerhin noch besser begegnen konnten als auf der Landstrasse inmitten der Provinz, wo man nichts für sie tut.

Dann erreichte die Bewohner der Provinz die Kunde von dem Anmarsch der Sowjets auf deutschem Boden in der Gegend zwischen Goldap und Gumbinnen und den dort durch die Sowjets verübten Greueln. Diese Nachrichten lösten eine weitere Welle von Fluchten aus, die hier immer noch möglichst unauffällig und selbstverständlich ohne amtliche Abmeldung der Abreisenden vorgenommen wurden.

Die letzten Monate des Jahres verliefen, da die deutsche HKL sich nur langsam nach Westen verschob, einigermaßen ruhig. Die Innenstadt Königsbergs war zu einer Wüste geworden, die kaum von Menschen betreten wurde, aber in den Vororten schleppte sich das Leben in bleiernem Gang weiter. In diese Zeit fällt die Aufstellung des sogen. Volkssturms, der ebenso sehr eine Erfindung des Gauleiters Koch war wie die von ihm in Königsberg und im weiteren Umkreis befohlene Aushebung sogenannter Panzergräben und die Aufstellung von Ein-Mann-Bunkern, die den anstürmenden Russen als Widerstandsnester gegenüberreten sollten. Die Offiziere, die sich zur Planung und Leitung dieser sonderbaren Verteidigungsarbeiten hergaben, waren - jedenfalls an dem Abschnitt 15 Kilometer östlich von Königsberg, an dem ich einmal den Spaten eingestochen habe - von dem Wert dieser Maßnahme völlig überzeugt, so dass diese hundert Mann einen ganzen Tag über eine Erdbewegung zustande brachten, die sich nicht wesentlich von dem Umschufeln einer Sandkiste von Kindern unterscheidet.

Weihnachten und Neujahr beging die Hauptstadt-Bevölkerung Ostpreussens in einer lethargischen Ruhe, wohl das Künftige ahnend, aber - da eine unmittelbare Bedrohung noch nicht vorlag - hier und dort mit festlichen Gelagen, wie bei einem Tanz auf dem Vulkan. Nach dem Ablauf der Feiertage wurde der Alltag von bleierner Schwere. Ich entsinne mich eines Erlebnisses, das ich in gleicher Grauenhaftigkeit weder vorher noch nachher gesehen habe. Am Abend des 25.1. fuhr ich mit der Strassenbahn von Steindamm zur Hammerschmiede. Da alle Sitzplätze des Wagens besetzt, Stehplätze aber nicht in Anspruch genommen waren, ging ich durch das Wageninnere und lehnte mich mit dem Gesicht in den Wagen an die Tür zur vorderen Plattform. Vor mir saßen 24 Menschen, deren Gesichter ausnahmslos von einer solchen Masken-

haftigkeit und fahlen Farbe waren, dass man sie eher für Gespenster als für lebende Menschen halten konnte. Selbst bei Bombenangriffen und herauf in den schwersten Szenen der Flucht habe ich solche Gesichter nie mehr gesehen. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass man bei Luftangriffen zweifellos dem Tode nahe war, aber doch die Chance des Überlebens hatte, während hier ganz allgemein die Gewissheit vorherrschte, einem unvermeidlichen gegenüberzustehen, wenn man auch auszuweichen willens war, ohne jedoch schon die Art und Weise und den Zeitpunkt des Ausweichens bestimmt zu haben.

Eine weitere Einzelheit ist mir deutlich in Erinnerung geblieben. Am 27.1. hielt ich meine - wie sich dann ergab - letzte Vorlesung in der Königsberger Volkshochschule. Von den üblichen etwa einhundert Zuhörern war immerhin noch gut die Hälfte gekommen. Ich hatte über Literaturgeschichte vorzutragen und Lessing war an der Reihe. Ich weiß es wie heute, wie wenig ich bei der Sache war und wie ich - mehr instinktiv als bewusst - nach einer schicklichen Möglichkeit suchte, von dem Thema abzuschweifen, um auf die Geistesgeschichte meiner Heimatprovinz zu sprechen zu kommen. Ich weiß nicht mehr, ob ich eine sehr geschickte oder recht ungeschickte Anknüpfung gefunden habe. Jedenfalls gelang der Berührung von Lessing zu der "Kronika von Prutzienland" des Nikolaus von Jeremia, irgendwie, - es redete aus mir mehr als ich redete über alle Persönlichkeiten, Ereignisse und Leistungen, die das Land des Ordens in 700 Jahren als seinen Beitrag für Deutschland dargebracht hatte. Redner und Zuhörer fühlten, dass es ein Abschied war, der hier in würdiger Weise genommen werden sollte, und so habe ich noch an diesem Abend, obwohl die Vorlesung um 10 Uhr schliessen sollte, bis kurz vor Mitternacht gesprochen, und weder die Zuhörer noch ich nahmen Notiz von dem unüberhörlichen Getöse der Veralarme, Alarme und Entwarnungen, die - wie

wir es nun seit einigen Wochen gewohnt waren - um den Anflug einiger weniger russischer Aufklärer anzeigten.

In der letzten Januarwoche begannen die Fluchten in grösserem Maßstab, zwar immer noch nicht von der Partei/empfohlen oder gar gefördert, aber immerhin geduldet, sofern es sich bei den Flüchtenden nicht um "volkesturmfähige" Männer handelte. Den beiden Weg nach Westen vermittelte bis etwa zum 22.1. noch die Eisenbahnstrecken nach Berlin, die eine über Marienburg - Schneidemühl, die andere über Stolp - Stettin, freilich nur für den, der sich in den fahrplanmäßigen Zügen (Sonderzüge wurden nicht gefahren) einen Platz erkämpfen konnte. Das gelang schätzungsweise unter Hunderten einem, so dass der grösste Teil der Bevölkerung andere Fluchtwege wählen musste. Der natürliche Weg für Fahrzeuge und Fussgänger (es gab Fluchten in Ackerwagen, auf Pferdegespannen und in der Hauptsache zu Fuss unter Mitnahme einiger Habe auf kleinen Hand- oder Kinderwagen) führte etwa parallel zur Bahnstrecke über Braunsberg und Elbing nach Westen. Aber schon etwa am 24.1. war dieser Weg durch die sowjetischen Truppen, die von Südwesten der Provinz nach Norden vorgestossen waren, plötzlich gesperrt, so dass unzählige Flüchtlinge, die bereits fast 100 Kilometer Weg oder Treck hinter sich gebracht hatten, in fliehender Hast umkehren mussten und das "sichere Königsberg" wieder zu erreichen suchten. Ein Teil kam allerdings nur etwa den halben Weg zurück bis in die Gegend von Heiligenbeil und Braunsberg; er stellte dann zwischen mitten aus dem Innern der Provinz kommenden Flüchtlingen diejenige Gruppe, die herauf über das Eis des Frischen Haffs über die Frische Nehrung und über diese westwärts zu entkommen suchte, soweit die Menschen die Flucht über die eisen. Eisbrücke nicht mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Bis war es - angefangen von den wohlverberciteten Abreisen

des Sommers und Herbstes 1944 bis hin zu den Flüchtlingen, die eben noch bei Elbing durchschlüpfen konnten - nur einem Bruchteil der Bevölkerung gelungen, die bedrohte Heimat zu verlassen. Der weitaus grössere Teil sah sich jetzt auf dem Weg nach Pillau und von dort entweder auf die schmale Poststrasse der Frischen Mehrung oder aber den Seeweg verwiesen. (Es verkehrten keine Züge mehr nach Pillau). Die Autostrasse von Königsberg nach Pillau war bereits von etwa 25.1. an derart benutzt und verstopft, dass man im Kraftwagen für die 46 Kilometer lange Strecke sechs bis sieben Stunden brauchte, wobei sich dann eine Zeitlang, etwa in Fischhausen, dem Sitz der 3. Panzerarmee, Szenen ereigneten, dass ein wilder Oberleutnant, dem ein Unteroffizier eine Pistole nach der anderen reichte, sämtliche Bereifungen aller Kraftwagen durchschoss, so dass die Flüchtlinge sich entweder in Fischhaus und Umgebung stauten (was dann wenige Wochen später die dortigen Kampfhandlungen zu einer wilden Missetat machte) oder aber zu Fuss den weiteren Marsch antreten mussten.

Die im Norden des Saurlandes stehenden Russen waren inzwischen bereits einmal nach Medgoten (westlicher Vorort von Königsberg) gelangt, so dass sogar der eine Fluchtweg, wenn auch nur zeitweilig, gesperrt war. Es hat unter den noch immer in Königsberg verbliebenen Bewohnern, vornehmlich unter den Älteren Menschen Tausende und Abertausende gegeben, die 6-, 8- und 10 mal zur Flucht angesetzt haben, sehr bald in eine Verstopfung hineingerieten, die sie bei klirrendem Frost eine Nacht im Freien zuzubringen zwangen, die sich dann den voraussichtlichen Strapazen nicht gewachsen fühlten und immer wieder umkehrten. So erklärt es sich, dass Königsberg noch im März 1945 etwa 80 000 deutsche zivile Personen beherbergte, von denen bestenfalls ein paar Hundert dem Kz Irrwahn huldigten, dass das Schick-

sal der Stadt abzuwenden sei. Wer Pillau erreicht hatte, war schon ziemlich abgeküppft und ermattet, stand dort aber vor der wohl festesten Barriere seines Fluchtweges. Denn die Wasser des Prischen Hafens, die sich durch das Pillauer Tief in die Ostsee ergiessen, frieren selbst bei den in jenen Wochen herrschenden hohen Frostgraden nicht zu, so dass jeder Flüchtling, mag er nun den Seeweg oder den Landweg über die Wehrung gewählt haben, in jedem Falle ein Schiff oder - zum Übersetzen über das Tief - mindestens einen Kahn gebrauchte.

Pillau war um die Wende von Januar zum Februar noch unzerstört, besass aber zweitweise das 10 bis 20fache seiner Bevölkerung, so dass die Flüchtlinge grösstenteils bei Tag und Nacht in Freien verbringen mussten. Die Not in Pillau wurde noch dadurch vergrössert, dass sich die menschenreichen Stäbe des Reichsverteidigungskommissars (Gauleniter Koch und des stellv. Reichsverteidigungskommissars SS-Gruppenführer Hellwich) nach Pillau abgesetzt hatten und dort grosse Häuser beanspruchten, um ihre Generalstabskarten auszulegen und vor allem ihre mitgeführten Wohnanordnungen, Wertgegenstände und Berge von Nahrungs- und Genussmitteln unterzubringen. Die meisten Flüchtlinge hielt es nicht in Innern der Stadt, sondern sie steuerten sich Tag und Nacht am Hafen, um sich das Betreten eines beliebigen Schiffes - gleichgültig, ob es in See gehen oder nur über das Tief setzen würde - zu erkämpfen. Lokale Instanzen versuchten, eine gewisse Form von Zulassungen zum Besteigen der Schiffe auszugeben, die allerdings täglich wechselte, aber die anstürmenden Menschen etwa in nachstehender Reihenfolge zulassen: sogenannte kriegsentscheidende Bewegung von Wehrmachtangehörigen, Kranken- und Verwundetentransporte, Mütter mit Kindern. Um zu einer dieser Gruppe zu gehören, griff man zu den absonderlichsten Verkleidungen und Methoden: Es

verschafften sich Frauen Uniformen und entsprechende Marschbefehle, andere Frauen verschafften sich kleine Kinder dadurch, dass Säuglinge und Kinder bis zum Alter von etwa 3 Jahren, die bereits auf ein Schiff gelangt waren, einer bestimmten noch an der Kaisauer wartenden Frau vom Dampfer herab, in die Arme geworfen werden sollte. Da bei grossen Schiffen bei diesem Vorgehen immerhin ein Höhenunterschied von sechs bis acht Metern zu überwinden war und die Menschen fast alle Verrichtungen infolge der grossen Kälte mit klemmen Händen ausführen mussten, gelangte das von Bord geworfene Kind dadurch, dass die Frauen die bestimmten Empfängerinnen zur Seite stiessen, sehr oft in fremde Hände, oder aber es fiel durch einen ungeschickten Wurf zwischen Dampfer und Kaisauer ins Wasser. Ich habe selbst innerhalb von zwei Tagen etwa 12 mal mitangesehen, wie Kinder auf solche Weise ins Wasser geworfen wurden und ertranken. Niemand kümmerte sich um sie, denn die Mütter an Bord des Schiffes konnten nur für einen Augenblick an die Reeling treten, um ihr Kind hinabzuwerfen, da gerade die Reeling überall belagert war, um hinaufgeworfene Pakete aufzufangen oder sogar Seile hochzuziehen, an die sich Menschen angebunden hatten. Andererseits konnte auch die beabsichtigte Empfängerin des hinuntergeworfenen Kindes sich nicht um das Schicksal des Ertrinkenden kümmern, da sie keine Möglichkeit hatte, sich aus dem Menschen-Knäuel am Pier zu lösen. Wer ein Kleinkind aufgriff, hatte damit sozusagen eine Eintrittskarte für den Dampfer ergattert, der freilich auch einmal voll war und nicht mehr als das 4- und 5fache seiner Tragfähigkeit aufnehmen konnte. Entsetzliche Szenen spielten sich jeweils in dem Augenblick ab, wo die Laufstege der Dampfer eingezogen wurden und die Kontrolle sich entfornte. Dann versuchten Menschen in letzter Verzweiflung, mit einem kühnen Sprung die Schiffswand zu erreichen und hoch zu entern.

Die meisten Überlebenden dabei ihre schon seit Wochen überbeanspruchten Kräfte und glitten ab und ertranken in dem eiskalten Wasser.

Über den einen Weg, den diese Schiffsflochtlinge nahmen, - in den Über-See nach Gotenhafen oder in die pommeranischen Küsten - ist besonders zu berichten. Wir wenden uns hier der Schilderung des Fluchtweges derer zu, denen es gelang, sich über das Pillau-Tief setzen zu lassen und nun den Marsch über die Prignitz-Mehrung antraten.

Die Mehrung ist ein kaum bevölkerter Landstrich mit nur wenigen Dörfern auf einer Länge von fast 100 Kilometern. Mit Ausnahme des Ostseebades Ralswiek gibt es praktisch keine Ortschaft, die zur Aufnahme größerer Menschenmassen geeignet waren. Die Flüchtlinge haben daher den Weg über die Mehrung, wenn ihn keine Zwischenfälle verzögerten, innerhin sowohl für Passagiere als auch für Packwaren die ja alle das gleiche Tempo halten mussten, vier bis fünf Tage demerzte, Tag und Nacht unter freiem Himmel durchstehen müssen. Zur ganz wenigen gelang es, rechtliche Unterkunft in den wenigen Gasthäusern oder Lehnhäusern zu finden. Wer für eine solche Beanspruchung in keiner Weise geschickt wurde über die Mehrung befand sich in einem furchtbaren Zustande. In den ersten Februartagen taute es vom Vormittag bis zum Nachmittage, während die Nächte leichtes Fröste brachten und ab etwa vom 1.2. ab scharfe Kälte gab. Dieser Temperaturwechsel hatte zur Folge, dass die tiefenfrostschnitigen Schneeburgen auf dem leichten See durch das Frost verdröhten und eine willkürliche unebene Fahrbahn schufen, auf der es ständig Schluchsen und Stöße für die Pferde gab. Im Überdrie vorwärts zu kommen, entschlossen sich die Besitzer der flüchtenden Fahrzeuge, Ballast abzugeben. Sorgfältig packte man für die Flucht und die Ernährung an unackanzelten Zielort mitgeführte Schmalzpfannen, Schmalzschälten, Mehl, Zucker und sonstige Nahrungsmittel in Säcke und ließen sie von den Sägen herab auf die Mehrung fallen und blieben dort liegen,

weil niemand vermehrte Last auf sein Fahrzeug nehmen oder ausschweife denn in seinen Händen forttragen konnte, aber nicht nur weggeworfene Munitionsmittel plünderten den Fluchtweg, sondern auch vermaadete Pferde, völlig zerbrochene Schusswaffe und - ja länger die Flucht dauerte um je stärker der Frost wurde - auch zunehmend mehr erschöpfte Menschen, die gänzlich entkräftet und gleichgültig auf den Tod warteten und dann auch starben, so dass aus Schicksal der Weg der Flüchtenden durch ein Spalier aus Toten führte.

Die Verstopfung auf der Sebrung wurde ganz besonders schlimm, als sich zu dem Zug, der von Pilsen auf gebrochenen Fluchtlings von Osten her über das Haff bei Neukrupp-Vögler (?) die Trecke derer geschlitten, die aus dem Innern der Provinz gekommen und bei Weill anbeil über die Eisbrücke des Haffs gegangen waren.

Dieser Fluchtweg über das Haff hat wohl die grausvollsten Szenen der Flucht und die verhältnismäßig höchsten Todesopfer gebracht. Die schneebedeckte zugefrorene Fläche des Haffs war nur an einer Stelle für den Übergang benutzbar, da der hohe Schnee an anderen Stellen und auch seinen Fußgängern gestattete, sich einen eigenen Weg zu bahnen. Man benutzte also die eine ungeschützte Straße über das Eis, die hauptsächlich Benutzung dieses Weges erfolgte bei schweren Frost, häufig bei Schneestürmen und starken Stürmen. Auf dieser Wege sind sehr viele Flüchtlinge vor Erschöpfung gestorben und auch bei dem Übergang über das Haff gestorben. Andere sind bei ähnlichen Übergängen, die nur an einzelnen Stellen der kilometerlangen Strecke von wenigen eingeweichteten Schneefeldern erleuchtet war, von den abgekessenen, haben sich bei völlig fehlendem Licht die zur Errettung ihrer Kräfte in Kräfte gesetzt und sind dann umgekommen und verblieben. Kinder haben dort ihre Eltern verloren und sind - in kindlicher Verwirrung ihrer Kräfte - aufrecht hin- und hergegangen und meistens zurückgelaufen, so dass der Tod auf diesem Fluchtweg auch gerade

unter den Kindern reiche Ernte halten konnte.

Wir die nun geschlossen auf der russischen Mehrzahl weiter treckenden Flüchtlinge sowohl von Pillau als auch von der Bistritz her versuchte sich an der Reichsstraße ein neues Hindernis auf. Diese Straße hatte zu normaler Zeit täglich ein paar Dutzend Fahrzeuge über den Fluss zu setzen, während sich jetzt Tausende von Wagen und Zehntausende von Fußgängern vor ihr stauten. Die Warteszeit an dieser Straße betrug bis zu zwei Tagen, und oft, wenn ein Flüchtling es wagen konnte, mit dem nächsten Übersetzen mitzukommen, wurde eine autorisierte SS-Kolonne bevorzugt befördert. Wer nach diesem Hindernis mit heilem Körper und heilem Wagen hinter sich brachte, hatte - jedenfalls in der ersten Februarhälfte - den Aufbruch angetan, wenn auch nicht den anstrengendsten Teil der Flucht zurück überstanden. Denn auf Danziger, Pommeranien und Marienburger Gebiet griff eine Regelung durch die NSV Platz, die - wenn man die chaotischen Verhältnisse berücksichtigt - im Wesentlichen mit einiger Anerkennung genannt werden muss. Die Wagenkolonnen wurden, häufig allerdings auf Märgen, einvernehmlich vernünftig geleitet, das Rote Kreuz stand ein und wieder mit heissen Kaffee an Wegesrand, und manchen geschlossenen Geflüchteten Verbänden konnte bereits das ungefähre Ziel ihres Fluges angegeben werden. Inzwischen hatte sich auch eine Art Selbstverwaltung in den Trecks gebildet, deren Angehörige sich ihren "Reiseleiter" gewählt hatten, der mit den Behörden in Pommern verhandelte und für eine so gute Weiterleitung der Trecks sorgte, wie es unter den Umständen möglich war. Allerdings beziehen sich viele Beobachtungen, die betont werden müssen, nur bis zu einem Zeitpunkt, da die Russen ihre Offensive gegen Pommern auf die Höhe von Gumbelsburg getrieben hatten. Seitdem brachte die Gefahr, von durchstossenden sowjetischen Panzerspitzen abgeschnitten zu werden, wieder grosse Unordnung in die Trecks.

Die Überfüllung und Verstopfung des Fluchtweges wurde noch dadurch vergrößert, dass sich bereits im Januar das Oberkommando der Wehrmacht entschlossen hatte, die in den bedrohten Ostprovinz befindlichen Kriegsgefangenen nach Westen zu transportieren. Das geschah in der Weise, dass die Kommandeure der Kriegsgefangenen in den Wehrkreisen I (Ostpreussen) und XX (Danzig) Befehl erhielten, die in ihren Bereichen gelegenen Stalags und Oflagas sowie die Kriegsgefangeneneinsätze in Industrie- und Landwirtschaft aufzulösen und samt den ihnen unterstellten Landeschützenbataillonen nach Westen aufzubrechen. Es handelte sich dabei um russische, französische und polnische Kriegsgefangene aus Ostpreussen und ebenso um amerikanische und kanadische Kriegsgefangene aus Westpreussen. Ich habe als Landeschütze selbst eines der 12 - 15 Marschblocks angehört und nahm meinen Weg von Danzig aus über LAUBENBURG, STOLP, KÖRLIN, USEDOM, ANKLAM nach BOIZENBURG/Elbe, wo der Transport dem Kommandeur der Kriegsgefangenen im WehrkreisX übergeben wurde. Unser Block bestand insgesamt aus etwa 2400 Kriegsgefangenen, davon etwa die Hälfte Amerikaner, der Rest zu je einem Drittel Russen, Franzosen, Belgier und Kanadier. Die Bewachung erfolgte durch etwa 50 - 60 Landeschützen, die allerdings die Kriegsgefangenen eher begleiteten als bewachten und Fluchtversuche oder sonstige Unregelmässigkeiten nicht vorkamen. Der Marschblock bewegte sich zu Fuss mit einer durchschnittlichen Tagesleistung von 40 Kilometern und übernachtete in bereitgestellten Scheunen. Die Verpflegung, vor allem der westlichen Kriegsgefangenen, war erstklassig, weil sie ihre gesamten Liebesgabenpakete - in vielen Fällen bis zu 90 Pfund - vor dem Abmarsch ausgehändigt bekamen und, wenn sie geschickt waren, auch den grössten Teil davon auf rasch zusammengebastelten Wägelchen mit sich führen konnten. Wer seine Schätze auf dem Rücken oder in der Hand tragen musste, war gezwungen, im Laufe der Zeit einigen Ballast

abzuwerfen, und so kam es, dass die Strasse des Marschblocks von den herrlichsten amerikanischen Konserven gesäumt war, die auch die parallel und zwischendurch trackenden deutschen Flüchtlinge nur zu einem geringen Teil aufhoben, weil auch die mindeste weitere Belastung ihre Fahrzeuge gefährdet hätte.

Alle Kriegsgefangenen hatten es sehr eilig, nach Westen zu kommen. Niemand, auch die Russen nicht, wollten den Sowjets in die Hände fallen. Weisungsämter sollte jeder vierte Tag ein Rasttag sein. An diesen Tagen waren die Amerikaner immer ganz besonders nervös, weil sie von den Sowjets eingeholt zu werden fürchteten. Das Verhältnis zwischen den westlichen Kriegsgefangenen und den deutschen Offizieren war ein denkbar un militärisches und eigenartliches, wie es sich nur aus der damaligen besonderen Lage erklären lässt. Jeder fühlte, dass alle - Gefangene und Gefangenenerwartler - das gleiche Ziel hatten: nach Westen zu kommen. Und so wurde denn der Marsch sozusagen kollegial geführt. Man besprach sich wie unter Gleichberechtigten, und der ~~xxxxx~~ ^{Hauptmann}, der meinen Marschblock zu leiten hatte, stimmte z.B. dem amerikanischen Vorschlag zu, anstelle des Tages von drei Tagen zu marschieren und einen Tag Rast zu machen, sechs Tage zu marschieren und dann zwei Tage zu rasten, um auf diese Weise einen stärkeren Vorsprung nach Westen - es ging damals gerade über die Oder hinweg - zu gewährleisten.

Besonderen Eindruck hatte auf mich damals die Stimmung der Kriegsgefangenen der verschiedenen Nationen untereinander gemacht. Die Abneigung der Amerikaner gegen die Russen trat so deutlich zu Tage, dass man seitdem die Veretigung unter den Alliierten von der Ebene der grossen Politik voraussagen konnte. Die Russen marschierten hinter den Amerikanern und hatten, - auf amerikanischen Wunsch - vierzig Meter Abstand zu halten. Der beauftragte amerikanische Soldat, der in der letzten Reihe seines Blocks marschierte, achtete peinlich darauf, dass dieser Abstand einge-

innen zu nahe auf den Leib rückten. Weiterhin warfen die Amerikaner die recht beachtlichen Restzigaretten absichtlich nicht vor sich auf die Strasse, sondern in den Strassengraben oder sogar möglichst in das angrenzende Feld, um nur ja nicht die nachfolgenden Russen in den Genuss ihrer Kippen zu versetzen.

Die deutlichste Ablehnung trat eines Abends zutage, als Quartier bezogen werden sollte. Es war Weisung erteilt, die Nationen getrennt unterzubringen, und das war in meinem Marschblock auch etwa zwei Wochen hindurch gelungen. An jenem Abend aber bot sich nur die Möglichkeit, die gesamten 2400 Kriegsgefangenen gemeinsam in einer Scheune unterzubringen. Daraufhin erklärte der Sprecher der Amerikaner, ein über zwei Meter grosser, kindlich gutmütiger Berufsboxer, hinter dem sich drei unserer Landesschützen verstecken konnten, dem deutschen Hauptmann: "Wir denken nicht daran, mit den Russen unter einem Dach zu wohnen! Wenn Sie uns befehlen, gemeinsam die Scheune zu beziehen, - gut, dann werden wir es tun, aber dann lebt am nächsten Morgen kein Russe mehr. Wir schlagen Ihnen vor, uns die Übernachtung im Freien zu gestatten". Der deutsche Offizier billigte den Wunsch, die Amerikaner blieben in der Februarnacht im Freien und haben die Scheune, in der die Russen schliefen, nicht betreten. Ich entsinne mich genau, wie verblüfft wir damals zwischen Angehörigen der Alliierten gestanden waren, da wir bis dahin noch keinerlei Gelegenheit gehabt hatten, das Denken der Amerikaner über die Russen aus nächster Nähe zu beobachten.

1. Zeile: halten wurde und kam alle paar Kilometer zu einem deutschen Feldwebel gelaufen, um sich darüber zu beschweren, dass die Russen ihnen zu nahe auf den Leib rückten. Weiterhin.....

Kriegsende 1945

(März 1946 aufgeschrieben)

Als ich im Januar in Berlin war, las mir mein Schwager Karl Einiges seiner Aufzeichnungen vor, die er in Tagebuchform in den Tagen der Eroberung von Berlin angefangen hatte und dann für seine Kinder weitergeführt hat. Dies brachte mich auf den Gedanken, noch nachträglich unsere Erlebnisse am Ende dieses unglücklichen Krieges aufzuschreiben. Ich will noch etwas weiter zurückgreifen, will mich aber auf nackte Tatsachen beschränken. Was für Gefühle einen oft bewegt haben und wie verzweifelt man oft herumgelaufen ist, das muss sich schon jeder selbst hinzu denken:

Am 6. August 1939, als schon viel von Kriegsgefahr geredet wurde, stand ich in Giesenfelde am Nachmittag mit einigen Gästen (Dr. Giese, Dr. Rohe) im Garten an der Weinwand und auch unser Gespräch drehte sich um dieses Thema. Da sagte ich: "Wer diesen Krieg vom Zaune bricht, kann das nie vor sich, seinem Gewissen, seinem Herrgott, seinem Volk und vor der Geschichte verantworten." Gemeint war natürlich Hitler. Ich vertrat den Standpunkt, dass die Korridorfrage sich auch in friedlicher Weise irgendwie lösen liesse. Ahnte allerdings schon, dass es anders gemacht werden würde, nachdem mir in vorgeschrittener Stunde auf einer Hochzeit 1938 Dr. Stuckart offen sagte, dass der Krieg mit Polen angefangen würde, wenn "wir es für richtig hielten."

Der Krieg kam. War es vorher unmöglich gewesen, sich gegen die Hitlersche Massenpsychose zu stemmen, so war es jetzt ganz ausgeschlossen. Jeder Versuch hätte mit einem nutzlosen Opfer geendet. Besonders, da ich schon einmal als "Wühlmaus" bezeichnet und dem Landesbauernführer denunziert war. Ein Volk wie Polen zu überrennen, war kein Kunststück. Aber die Siege machten noch übermütiger und es kam zu dem Wahnsinn, mit Russland anzufangen. Selbst wenn man diesen Krieg mit Russland für unvermeidbar hielt, musste er hinausgeschoben werden, bis im Westen Frieden war. Stalingrad kam und von da ab lag der schlechte Ausgang fest. Nur Verblendete konnten da noch auf Sieg hoffen und nur ein Kompromiss konnte uns retten. Als ich in den Wochen von Stalingrad in Stargard im Krankenhaus lag, sagte Dr. Naumann zu mir, ich müsse mehr Lebenswillen aufbringen. Da antwortete ich ihm: "Wissen Sie, Herr Doktor, ob es ein Glück ist, das Ende dieses Krieges zu erleben? Da er grosser Nazi war, zog er ein langes Gesicht."

Weihnachten 44. Friedlich feierten wir noch in Giesenfelde, aber ich

- 2 -

hatte das unheimliche Gefühl, dass es das letzte Mal sei. Mehrfach sagte ich: "Denn wer weiss, ob uns der Christbaum übers Jahr noch wieder brennt." Ich weiss nicht, woher das stammt, aber es ging mir nicht aus dem Kopf. Den Heilig Abend in der Eßstube mit Marlen und den Enkeln, den Festgottesdienst, den Nachmittag mit Martins und Kohes werde ich nicht vergessen. Trotz allem unsicheren Gefühl fühlte man sich doch noch geborgen und vor allem ahnte niemand den Umfang der bevorstehenden Katastrophe. Dann, dass Hitler den Wahnsinn so auf die Spitze treiben würde, konnte doch niemand annehmen; dass er lieber alle deutschen Städte und Dörfer opfern würde, als nachgeben, für so verrückt hielt man ihn doch nicht. Und wie gut, dass man nicht wusste, was einem das Jahr 45 bringen würde, ändern hätte man es doch nicht können. Vorstandssitzung der Zuckerfabrik am 2. Januar in gedrücktester Stimmung. Unser einziger FG., Seckendorff, krank, Schlaganfall. Sethe hoffte immer noch, ich nicht mehr. Am 16. Januar Pommernmilchsitzung in Berlin. Dann fingen wir an, die Treckwagen fertig zu machen, nachdem die ersten Trecks aus dem Osten uns heimgesucht hatten. Das Unheil rückte immer näher, den Geschützlärm hörten wir schon seit Mitte Januar, dann mussten Flüchtlinge aus Pyritz gefahren werden, das Telefon ging den ganzen Tag, was nach Sie? war jede Frage. Am 24. Januar der letzte Kasinodämmerschoppen aus mitgebrachter Flasche. Am 26. war Eva Rohe mit ihren Kindern abgereist und Marlen im Auto mit ihren Kindern nach Vorpommern zu Thürkows in Sanz. Am 27. Januar war Ernst Rohe da und Ingrid Bruns, die Sachen waren z.T. gepackt. Wir gedachten des Kaisers und ich sagte: "Er ist zu rechter Zeit gestorben." Am 2. Februar war ich das letzte Mal auf der Ziegelei. Die Leute wurden immer unruhiger und drängten auf Abzug, offiziell wurde Optimismus gepredigt, es sei gar keine Gefahr. Aber es glaubte keiner mehr. Es kamen die Berichte aus dem Osten über das Benehmen der Russen, Erschiessungen, Plünderungen und Vergewaltigungen. Die Unruhe wuchs stündlich. Ich nahm die Verbindung mit der Kampfgruppe Stargard (Obert v. Arnim) auf, um orientiert zu sein. Am 6. Februar morgens noch Geburtstagstisch für Mutter, aber keine Geburtstagsstimmung. Mamsell hatte noch heimlich eine Torte gebacken. Der Herr SS Oberführer mit seiner Theateruniform war schon weitergetreckt, dieser aufgeblähte Frosch mit seinem Gutstreck, der Ost reusse (Schmidtchen mit 2 Kutschpferden, die am 2. Jan. noch mit dem Schlitten durchgegangen waren) hatte uns verlassen und ich hatte, da Heise Volksturmman wurde, Herrn Boguschefski, Flüchtling aus Ostpreussen, als Treckerführer angenommen, der schon mit Frau einige Tage dort war. In der Nacht vom 6.2. zum 7.2. klopfte Herr Mielenz mich raus, Lakomski sei da, wir müssten sofort losziehen, die Russen seien im Anmarsch.

- 3 -

Seine Lette, die in Blumberg war, sei noch gerade mit dem letzten Panzerzug rausgekommen, die Russen in ungehinderten Vormarsch auf Kollin und Wittichow. Ich rief die Kampfgruppe an, auf der aber alles ruhig war, kein Offizier da, ich solle morgens 8⁰ wieder anrufen. Ich beruhigte Lokomsky, gab nunmehr aber das Schlachten frei, das für den Fall eines Abzuges genehmigt war. Am Morgen des 7.2. fuhr ich zur Stadt, erst zur Molkerei, dann zum Lyzeum, wo Ernst Rone sein Lazarett hatte, dann zur Kampfgruppe. Armin legte mir die Lage klar, es sei kein Halten, da keine einheitliche Leitung mehr, Wehrmacht, SS, Volkssturm, jeder warsteifte für sich, keiner wüsste, was der andere machte. Er wolle mir am Nachmittag um 3⁰ Bescheid sagen. Voraussichtlich müsse ich am 8.2. Giesenfelde räumen, da es Stützpunkt und militärisch besetzt würde. Zunaue machten wir Probemobilmachung, damit es jeden Tag, jeden Augenblick losgehen könnte. Um 3⁰ rief ich Armin an, er bestätigte das vormittags Gesagte, der Befehl sei schon unterschrieben, aber noch nicht herausgegeben. Ich überlegte. Wir konnten noch eine Nacht bleiben, verliessen also den Posten vor der Zeit. Andererseits erfüllten wir keinen Zweck mehr und die Leute wurden immer unruhiger. Die Sachen waren alle gepackt. Ich entschloss mich: "Es geht los." Um 4 Uhr fuhr der Pferdetrack mit Erl. Brückner, Vanselow, Semler und 3 Russen, um 5 Uhr verliessen wir anderen mit Treckertreck, 3 Gummiwagen und d. Kl. Stöwer, den Hof. Marschrichtung Plastichow. Der Abschied von der Heimat kam einem garnicht so recht zum Bewusstsein. Erstens war die Aufregung zu gross, es war zu viel zu überlegen und anzuordnen, zweitens hoffte man im Stillen doch, bald wieder zurückzukehren. Drittens war war die Ungewissheit der letzten Tage und Wochen zu gross gewesen, dass jeder ein Gefühl der Erleichterung hatte, dass ein Entschluss gefasst war. Im Preussenweg erwartete uns Ehepaar Behrendt, er sollte den Stöwer steuern, Mutter und Frau Behrendt sassn drin. Ich sass auf dem ersten Wagen mit dem Hauspersonal und Ehepaar Boguschefski, meist fuhr Herr Mielenz den Trecker, auf dem 2. Wagen Sachen, auf dem 3. Wagen Frauen und Kinder. Die Sachen der Leute raisten auf dem Pferdetrack, 4 Kastenwagen, 1 Zukutsche, 7 Menschen. Auf dem Treckertreck 38 Menschen. In Giesenfelde verblieben 3 Polenfamilien, Kowalski, Kowalewski und der Schmied. Ausserdem Familie Heise, die nicht mit wollten, da er als Volksturmman Mann bleiben musste. Anton Kowalski bekam Vollmacht, Kowaleski den Kuhstall. Auf der Ziegelei winkten uns Brenners und Frau Fubel zu. Letatere wollte mit der Luftwaffe ziehen. Für jeden Treck war ein Schwein von ca. 5 Ztr. und 1 Kalb als Marschverpflegung geschlachtet. Ausserdem hatte jede Familie für sich geschlachtet. An Hunger war also nicht zu denken. Auch für Alkohol war in beschränktem Masse gesorgt.

- 4 -

Der erste Tag brachte uns bis Priemhausen. Bei Bruchhausen hatten wir den Pferdetrack überholt. 2 Pferde mit 1 Gummwagen hatte ich der Polizei stellen müssen mit Behlke, 1 Pferd zum Milchfahren in Giesenfelde lassen müssen. Ersterer Wagen ist mit Führer und Pferden durch eine Bombe vernichtet, Vater Behlke tot, sein Sohn fiel als Volkssturmann, nachdem sein Sohn Willi schon als Soldat gefallen war.

In Priemhausen konnten wir wegen Dunkelheit nicht mehr weiter. Der Herr Ortsbauernführer wollte uns abschieben und war sehr unfreundlich. Schliesslich fiel mir der Molkereiverwalter Krüger ein, der uns auch sehr gastlich aufnahm. Die Leute blieben auf dem Wagen. Sie hatten Angst um ihre Sachen, ausserdem war es ihnen etwas Neues. Am nächsten Morgen ging es zeitig los. Krüger versorgte uns noch mit Butter, was wir dankbar annahmen. Ausserdem erzählte er uns Räubergeschichten vom Kreisleiter Schug. Durch Gollnow, plötzlich angehalten von SS, grosser Krach, wir hätten keinen Treckbefehl, Weg über Swinemünde gesperrt, zurück wieder durch Gollnow und zur Reichsautobahn. Auf dieser kamen wir in den grossen, unüberschbaren Strom von Flüchtlingen, Trecker, Pferdetracks, Handwagen usw. Man sah Wagenschilder aus Ostpreussen, Warthegau und Hinterpommern, die meisten aus dem Kreise Pyritz, Gutstracks und Bauerwagen. Auf der Reichsautobahn über die Oder über Krakow Schwennenz. Hier wieder wegen Dunkelheit Halt, dasselbe Theater, der Herr Ortsbauernführer denkbar unfreundlich und ungastlich, die Bevölkerung hilfreich und nett. Rechts Grossangriff auf Pölitz angesehen. Behrendt und ich bei netten Bauern.

9.2. wollten wir auf die grosse Strasse nach Pasewalk, durften diese aber nicht benutzen, sollten über Ückermünde fahren. Wir fassten aber den Entschluss, vorher abzubiegen und nach Krugedorf zu ziehen. Dort empfing uns Herr Jesse, der 5 Jahre Beamter in Giesenfelde gewesen war. Frau Hintze sehr gastfreundlich. Beschluss: Ruhetag und Wurstmachen. Das Schwein musste verwertet werden, damit es nicht verderb. Also 10.2. Ruhetag.

11.2. weiter. Obgleich wir dicht bei Pasewalk waren, mussten wir über Ückermünde. Zwangsrast, da Bolzen kaputt, Kaffee, abends Ducherow, durch N.S.V. gut einquartiert, aber unpraktisch. Über das ganze Dorf verteilt. Schwieriger Aufbruch am Morgen.

12.2. Glatteis, über Molkerei Züssow, Mittagspause, nach Sanz, Treck in Schule und Dorf, wir bei Thürkows, freudiges Wiedersehen mit Marlen und den Kindern. Nächster Tag Ruhetag dort, gastlich aufgenommen.

14.2. bis Brandshagen, Massenquartier im grossen Saal des Gasthauses.

15.2. über Stralsund, Schuhmachers besucht, Behrendts unschlüssig, ob sie dort bleiben sollten, kamen doch mit, 12^o an in Löbnitz, gastlich aufgenommen, Leute dort geblieben, wir mit Behrendts, Crete und Mansell nach Kindshagen zur jungen Frau Metelmann. Gute Unterkunft, auch brachten wir

- 5 -

viel zu Essen mit. Hier kamen nun Tage der Ruhe, die uns sehr wohl taten, die aber auch den Nachteil hatten, dass man zum Nachdenken kam und dass einem die ganze Heimatlosigkeit zum Bewusstsein kam. Die Unruhe drängte wieder nach Hause. Am 22. machten Rechtsanwalt Behrendt und ich den Versuch, kamen aber nur bis Stralsund. Am 23.2. schafften es wir aber und kamen bis Altdamm, am 24. mittags bis Stargard auf abenteuerlicher Bahnfahrt. Molkerei Mittag, dann zu Fuss nach Giesenfelde. Es hatte sich doch schon Manches geändert. Zastrows Haus stand nur noch halb. Die Polen hatten vorzüglich Haus gehalten, besonders Kowalski, der sich schrecklich freute, dass ich wieder da war, ebenso der kleine Richard und noch mehr die 6 Russenweiber, die mir vor Freude die Hand küssten. Die Front stand noch bei Warnitz-Blumberg. Aber wie sah es im Hause aus! Weinkeller von SS geplündert, das Haus eine Kaserne, Belegung: 1 Kompagnie Volksturm und eine schwere Batterie, deren Geschütze im Garten in Stellung standen, viele Bäume abgehauen. Mit Mühe bekam ich Unterkunft, aber gute Verpflegung. Ich beredete mit Zastrow, der Ortsbauernführer war, den Abtransport des Viehs und dass ich meinen Schweizer und Inspektor dazu hinschicken wollte. Am 25. zurück bis Stettin ohne Fahrkarte, da in Stargard keine Sperre mehr, dann mit Flüchtlingszug, der aus dem Osten kam, bis Pasewalk. Hier Nacht im überfüllten Wartesaal, 26.2. nach Kindshagen. Am 5.3. kam die Nachricht, dass am 4.3. Stargard und somit Giesenfelde gefallen. Nach harten Strassenkämpfen, wie es im Heeresbericht hiess. Tatsächlich ist nicht ein Schuss gefallen. Die Flieger hatten Stargard vorher fertig gemacht. Am 26.2. kamen Nielenz und Piader zurück. Sie hatten in letzter Minute Giesenfelde fluchtartig feldüber verlassen. Tatsächlich hat die Kreisbauernschaft noch 77 Stück Vieh abgenommen, das später bei Gollnow den Russen in die Hände gefallen ist. Ich habe nie dafür einen Pfennig Geld bekommen. Auch von Baumann habe ich für 5 Sauer und 1 Kalb, die er in der Zeit abnahm, sowie für 3 Kühe, die noch nicht abgerechnet waren, kein Geld bekommen. (ca. 2100,-- M.) Das übrige Vieh 10 Zugschsen, 1 Pferd, 7 Milchkühe, einige Käiber, ca 50 Schweine ist in Giesenfelde geblieben und dort den Russen zugefallen. Mit je 2 Ochsen sollen die 3 Polenfamilien abgezogen sein. Ebensowenig habe ich für den Gummiwagen mit den 2 Pferden für die Polizei Stargard Geld erhalten. Für ganz Giesenfelde mit dem wertvollen toten Inventar natürlich erst recht nicht.

Am 12.3. meldete sich Bärbel am Telefon aus Poseritz. Nachdem wir seit 1. Februar nichts von ihr gehört hatten, fiel uns ein grosser Stein vom Herzen. 14.3. nach Poseritz zu Elgetis, auch Riewe in Gr. Stubben besucht 16.3. zurück. Am 27.3. besuchte uns Bärbel in Kindshagen p. Wagen, ich war ihr bis Stralsund entgegen gefahren, fuhr 29.3. wieder zurück. Am 15.4.

fuhr Mutter zu Bärbels Geburtstag und kam am 17. wieder. Und am 25.+ 26. war Bärbel nochmal in Kindshagen. Dann riss die Verbindung zu ihr ab. Am 27.4. war noch Pferdenufterung in Carnin, bei der sie das beste Pferd fortnahmen. Frau v. Sockendorff getroffen, die sich über Ausnutzung ihrer Pferde durch die Gutsverwaltung beschwerte.

Inzwischen waren die Russen immer näher gerückt. Die Oder wurde überschritten, und da war zu sehen, dass kein Halten mehr war. Von der anderen Seite kamen Engländer und Amerikaner auch langsam näher. Es setzten die Überlegungen ein: Was nun tun? Verschiedene Flüchtlinge zogen weiter, Fr. Schmitsdorf, Fr. Grimm, Habeck mit Familie und dann auch plötzlich der Herr Oberinspektor Mehring mit seiner Frau und 4 Jungens. Wielenz wollte nicht recht, wir hätten nicht viel Brennstoff, Mutter auch nicht und am meisten redete Metelmann ab. Hatte ich gewusst, was er vorhatte, dann hätte ich ihn doch im Stich gelassen. So aber fühlte ich mich auch ihm gegenüber verpflichtet, ihm in diesen schweren Stunden beizustehen, nachdem wir so lange seine Gastfreundschaft genossen hatten. Kurz und gut wir zogen nicht, sondern liessen das Schicksal über uns ergehen. Dies war die grösste Dummheit meines Lebens, die sich zwar erklären, aber nicht entschuldigen lässt.

Am 1. Mai feierte Alles. Ich war nach Hennings Ausbüchsen nochmal bei Metelmann und fragte, was ich ihm nützen könnte. Er sagte nur: Sorge für meine Schwiegertochter und ihre Kinder. Abends um 11⁰, als wir schon schliefen, grosser Krach, es einschläge an der Haustüre, Frau Metelmann schrie über mich usw. Notdürftig gekleidet stürzte ich raus und schloss die Haustüre auf in der Annahme, es seien die Russen. Wir hatten schon am Abend vorher weiisse Fahnen gezogen. Es waren aber die Polen aus der Schnitterkaserne, alle bewaffnet und mit Blendlaternen, etwa 10 Männer unter Anführung des poln. Schmieds von Löbnitz. Hände hoch! Was sollten wir machen, ohne Waffen. Das ganze Haus wurde nach Waffen durchsucht. Dann verschwand der Spuk wieder. Ich telefonierte gleich mit Löbnitz, Metelmann war noch auf, aber nach 1 Minute war das Gespräch unterbrochen. Tatsächlich war die Horde inzwischen dort angelangt und hatte Metelmann gefesselt. Als ihn am nächsten Tage die Russen losbanden, nahm er Gift und ist nach 3 Tagen gestorben. Am 2. Mai morgens erschienen bei uns die Polen wieder und zwar mit Frauen ca 30 und räumten das ganze Haus aus. Unsere Sachen, sämtliche Koffer, Schinken, Speck, Würste wanderten meist alle mit. Auch meine Aktenmappe mit allen Dokumenten, Sparkassenbüchern, Photographien und alle Wäsche, Anzüge, Mäntel usw., sogar Wachzeug und eine Zahnbürste. Als gegen 9⁰ die Kavalleriespitze der Russen erschien, verschwand der Spuk wieder. Ich übergab dem russischen Major den Ort, er ordnete an, wir sollten sofort unsere Sachen packen, aufladen und in

- 7 -

die Heimat ziehen, um dort die Landwirtschaft wieder aufzunehmen. Auf meinen Einwand, dass uns die Polen schon die meisten Sachen geklaut hätten, sagte er, er würde uns diese wiederbeschaffen. Leider hat er das vergessen. Nach einer Stunde zogen die Russen weiter und nahmen den Trecker mit. Sofort waren die Polen wieder da. Ich hatte aber inzwischen mit dem Schüler Dank aus Stralsund, der mit seinen 3 Schwestern seit 2 Tagen dort war, einen Gummwagen mit 3 Pferden bespannt und wir luden nun auf, was noch zu retten war. Frau Metelmann auch, ebenso die 3 Schwestern Dank und Frau Weissheit, immer in ständigem Kampf mit den Polenweibern. Ich besorgte mit Reiner Denck 5 Ztr. Hafer für die Reise und glücklich ging gegen 12 Uhr die Fahrt los. Es hatte sich als grosser Nachteil gezeigt, dass von unseren Leuten keiner in Kindshagen war, die Kindshagener Leute waren alle unsichtbar geworden. Grete war am Tage vorher zu ihren Eltern gegangen und Mamsell schon 14 Tage vorher.

In Löbnitz standen die Giesenfelder alle an den Strassen, es hatte sich herumgesprochen, dass unser Treckwagen kam. Sie fielen mir buchstäblich um den Hals, denn sie hatten gehört, dass ich von den Russen erschossen sei. Gross war die Freude, als ich sagte, es geht wieder nach Giesenfelde. Vanselow nahm ich gleich als Kutscher mit, die Anderen sollten mit 2 Gummwagen nachkommen über Stralsund, wo wir uns treffen wollten, um von da aus zusammen zu trecken. Leider haben wir uns verfehlt und uns erst in Stargard wiedergesehen. Auf der Fahrt nach Stralsund, wo wir die Kindshagener Gäste absetzen wollten, begegnete uns die erste Enttäuschung durch die Russen. Nach der sehr vertrauensvollen Unterhaltung mit dem russischen Major in Kindshagen dachte ich: Sie sind besser als ihr Ruf. Ich sollte bald eines anderen belehrt werden. Wir machten einen Halt, als russische Truppen vorbeizogen. Sie hielten auch an und zogen mir die langen Stiefel von den Beinen, noch dazu im Regen. Ich glaube, ich habe ein sehr dummes Gesicht gemacht. Vanselow trug mich auf den Wagen. Gott sei Dank fanden wir in Stralsund auf dem Wagen noch ein Paar Schuhe, die die Polen nicht gefunden hatten. In Stralsund fanden wir nach langem Umherirren die Villa Denck, in der wir übernachten sollten. Wir luden Alles ab und bezogen dort Quartier, Frau Metelmann mit den 4 Kindern, Frau Weissheit, die Frau von Hans Metelmann mit 2 Kindern, 3 Schwestern Denck (Drillinge) und Reiner Denck in einer Stube auf der Erde, Mutter und ich auf Stühlen in einer anderen,

Vanselow auf dem Flur an der Erde, im Ganzen 16 Personen, die alle auf einem Wagen gesessen hatten. Wir waren kaum eine halbe Stunde zur Ruhe gekommen, als uns gegen halb 11 Uhr Kolbenschläge an der Haustüre alarmierten. Bewaffnete russische Soldaten drangen ein und holten sich die 3 Schwestern Denck heraus, schleppten sie nach oben und haben sie erst am nächsten Morgen gegen halb 6 Uhr wieder verlassen. Wir waren machtlos. Die armen Widonen, wirklich nette, gut erzogene hübsche, junge Damen, waren kreuzunglücklich, wollten sich das Leben nennen u.s.w. Ich hörte erst jetzt von ihnen, dass sie schon in Kindshagen von mehreren Russen vergewaltigt waren, während ich auf dem Hofe mit dem Major verhandelte. Ich redete ihnen gut zu und allmählich beruhigten sie sich. Sie schenkten mir dann noch 4 grüne Benden aus dem Bestande ihres Vaters und am 3. früh spennten wir an und fuhren weiter. Es war eine furchtbare Nacht, wir waren froh, als wir auf dem Wagen sassen. Richtiger wäre es gewesen, wenn wir in der Villa Denck geblieben wären und den Treck nicht gemacht hätten. Aber wer konnte wissen, was uns bevorstand. Ausserdem sagte ich mir, wenn ich Giesenfelde der Familie retten wolle, müsse ich vor allen Dingen selbst dort sein. Die Eindrücke der Nacht waren auch so, dass wir erleichtert aufatmeten, als wir Stralsund den Rücken keerten. Wir fuhren noch bei Kernstädt vorbei. Mutter begrüßte sie kurz, setzten Met Inams und Frau Heinsheit ab, wurden noch mit einigen Broten versorgt und zogen unserer Strasse.

In den folgenden Tagen habe ich leider keine Aufzeichnungen gemacht und kann die Orte, bei denen wir auf den Wagen nächtigten, nicht angeben. Ich habe nur gezählt, dass in den 19 Tagen dieses Trecks der Wagen 25 mal durchwühlt und durchgeplündert wurde. Am 3.5. viermal mit Schiessen und Drohen mit Erschiessen, weil sie eine Flasche Rum fanden. Im Walde oder bei Dörfern übernachtet. Am 4.5. nahmen sie das dritte Pferd, dann tauchten die die beiden anderen gegen 2 Krüppel, von denen der eine keinen Strang zog. Dann klawten wir uns wider Pferde nachts von der Russenkoppel usw. Wir kamen aber jeden Tag einen Schritt weiter, unter dauernden Belästigungen und Pferdeumtauschen. In Hildebrandshagen baten uns 3 Frauen, sie mitzunehmen, weil sie die Misshandlungen durch die Russen und die ständigen Vergewaltigungen nicht mehr aushalten könnten. Das taten wir, mussten es aber schwer büßen. Die Kosaken verfolgten uns, nahmen uns Pferde fort und vergewaltigten die eine Frau in Gegenwart Aller auf dem Wagen. So ging es weiter, bis wir am 10. Mai bis Garz kamen. Hier nahmen sie uns erst alle Pferde weg, sodass wir tatsächlich mit dem Wagen ohne Pferde auf der Strasse sassen, auf langes Bitten gab der Kommandant von Garz 1 Pferd wieder

- 9 -

ber, sodass wir wieder beweglich waren. Deutsche Trecks zogen dort auf einen ausgebauten Hof, der wenigstens noch zur Hälfte stand und einen brauchbaren Brunnen in der Nähe hatte, wo wir schliesslich über 30 deutsche Wagen waren, da der Oderübergang noch nicht frei war. Polnische Trecks, die uns noch mehr belästigten als russische Soldaten, lagerten an anderer Stelle. Wir waren froh, dass wir unter Deutschen waren, und es entwickelte sich dort ein ganz gemütliches Lagerleben. Hier legen wir 6 Tage. 2 mal mussten wir Pferdetransport machen, der sehr anstrengend war, 30 km bei grosser Hitze, durchgeritten ohne Sattel am 13.5., am 15.5. über Schwedt ca. 22 km. Hin und wieder wurde 1 Ochse geschlachtet und auf alle Wagen verteilt, natürlich ein geklauter, nachts heimlich geholt und geschlachtet. Überhaupt lebten wir nur von geklauten Sachen, Kartoffeln aus Mieten war die Hauptnahrung, Verpflegung bekamen wir nirgends. Auch gelang es Vanselow hier, uns nachts ein paar schöne Fische zu besorgen. Leider hatten wir sie nicht lange gehabt. Etwas muss ich hier noch nachtragen. Als wir loszogen, hatten wir alle weisse Armbinden und am Wagen eine weisse Fahne. In Greifswald wurde uns gesagt, wir sollten das schleunigst entfernen, weisse Armbinden dürften nur Amtsleiter tragen und weisse Fahnen wären ein Zeichen, dass man Nazi gewesen wäre. Wir mussten eine rote Fahne am Wagen haben. Also suchten wir einen roten Lappen und bannelten ihn an. Tatsächlich wurden wir damit 3 Tage lang nicht belästigt. Dann kamen polnische Jünglinge und rissen uns den roten Lappen ab mit dem Ruf: Verfluchte deutsche Hund, will sich hinter rote Fahne verstecken. Von da ab fahren wir ohne Flagge. Dies nur zur Kenntnisnahme der Situation. Das Land, welches wir durchzogen hatten, bot ein furchtbares Bild. In den Dörfern waren nicht nur die Gutshäuser ausgeplündert und zerstört, sondern auch die Arbeiterwohnungen ausgeraubt oder die Möbel zerschlagen, alle Betten aufgeschnitten. Die Federn lagen oft fusshoch. Auf Guts- und Bauernhöfen war kein Ackergerät mehr zu finden oder nur Trümmer davon. Auch das Vieh war meist restlos verschwunden. Eindrücke, die man nie vergessen wird, besonders die Unmassen von Bettfedern in fast jeder Wehrung, da die Russen eine wilde Passion hatten, alle Betten aufzuschneiden. Am 16.5. ging das Gerücht, dass nachts die Oderbrücke bei Greifenhagen frei sei. Alles zog los. Wir schlossen uns an. Wir waren tatsächlich der Meinung, dass hinter der Oder bessere und geregelte Zustände herrschten. Irgendwoher kam das Gerücht. Leider war es umgekehrt, dort wüteten die Polen. Nachts um 12 Uhr zogen wir über eine Notbrücke, vorbei an dem Wagen des Molkereidirektors Hönnmann aus Arnwalde, der

- 10 -

liegen geblieben war. Frau Hönmann jammerte hinter mir her, ich sollte ihr helfen, konnte es aber leider nicht, da wir in der Marschordnung bleiben mussten. Hinter der Brücke wurden wir auf einen Platz gezogen, die beiden Fische wurden uns genommen und ein lahmer Schinder dafür gegeben, der auf 3 Beinen ging und den schweren Wagen kaum ziehen konnte. Mit diesem Vieh haben wir uns bis Stargard gequält. Am Mittag des 17. trafen wir zufällig den Treck Lakowski mit Familien Vanselow, denen sie Pferde und Gummwagen fortgenommen hatten, und die sich mühselig mit Karren weiterquälten. Wir nahmen ihre Sachen auf unseren Wagen und blieben nun zusammen. Nach Möglichkeit hielten wir zu 5- 10 Wagen zusammen, weil einzelne Wagen noch schutzloser waren. Nacht in einer Schlucht zwischen Rosenfelde (Steinäcker) und Stecklin (Ferd. Bernhard) Mächtliches Gewitter und Wolkenbruch. Am nächsten Tage (18.5.) durch Bahn, wo wir Kühe und 1 Pferd begraben mussten, die mindestens schon 4 Wochen bei der Hitze lagen. Bahn, Garz, alle Kleinstädte waren fast restlos zerschossen. Nacht kurz vor Pyritz. Am 19.5. durch Pyritz, wo wir in 4 Stunden nochmal kräftig durchgeplündert wurden, alten Militärpelz und Taschenmesser 1 los wurden. Nach endloser Wartezeit endlich weitergelassen. Vor Gross-Schönfeld dirigierten uns die Polen auf die Ziegelei Sehmsdorf. Wir folgten in der Annahme, dass wir dort übernachten sollten. Als sie uns aber weiter auf Landweg schieben wollten, merkten wir, dass sie uns nur in einen Hinterhalt lockten und wir streikten. auf sehr viel Rufen und Schreien der Mädchen liessen sie uns unter Drohungen ziehen. Wir fuhren wieder zur Chaussee zurück und weiter bis Gross-Schönfeld. Hier hielten schon viele Trecks und wir nächtigten auch auf der Dorfstrasse.

Von der Oder ab war das Fahren mit dem einen lahmen Pferd eine grenzlose Quälerei. Das Pferd konnte kaum noch, einer von uns beiden, Vanselow oder ich, mussten immer die Deichsel halten, damit sie dem Pferd nicht an die Beine schlug. Dafür schlug sie uns kräftig an die Beine, sodass sie grün und gelb waren. Ein Problem war der Passberg, den wir mit vielen Schwierigkeiten erklimmen haben.

Am 20. 5. war erster Pfingsttag. Keiner hatte daran gedacht, aber mitmal hatte es seiner gehört. In freudiger Erwartung zogen wir los, es ging ja "nach Hause". Alle Unbill und alle Strapazen waren vergessen. Von Klützow ab sahen wir Giesenfelde und Stargard. Aber wie sah Stargard aus! Schon von weitem sahen wir, dass die Marienkirche nur noch aus Ruinen bestand. Wir wagten uns nicht durch den Feldweg, sondern zogen über die Stadt. Am Springberg der letzte Halt. Am

- 11 -

Hindenburgstein sassen wir fest. Der lehme Schinder konnte die Steigung nicht schaffen. Da half ein freundlicher Pole mit 2 Pferden. Bei dem Halt traf ich höhere russische Offiziere, die sehr freundlich waren und sagten, ich könne nach Giesenfelde, um zu wirtschaften, ich müsse mich aber nachmittags beim russ. Kommandanten von Stargard melden. Wir kamen gegen 12 Uhr in Giesenfelde an. Alle Gebäude standen bis auf das eine Leutchaus, in dem Köhrs und Heisses wohnten. Während auf der Ziegelei reges Leben war, russ. Kavallerie, stand das ganze Gut leer. Nur in der Wohnung von Fladers hauste ein Pole von etwa 20 Jahren mit Onkel und Tante und 2 Pferden. Er war beauftragt, Giesenfelde zu bewirtschaften, erklärte uns aber gleich, dass sie am nächsten Tag abzögen, da sie sich hier nicht ernähren könnten. Es sah entsetzlich aus in den Leutewohnungen, das meiste Mobilar fort, das andere zerstört. Wir machten dort auch Halt, und da die Polen gerade Mittag kochten, schloss Mutter sich dem an und Vanselow und ich gingen inzwischen auf den Hof auf Entdeckungsreisen. Es sah toll aus. Sämtliche Stall- und Scheunetüren standen auf, auch im Hause alle Türen. Im Hause kein Stück Möbel, bis auf den Flügel, ausserdem ein fremder Flügel und 4 fremde Klaviere. Keine Gardine, kein Bild an der Wand, öde und leer. Es war erschütternd. In den Ställen verschimmelter Mist, auch alles als Latrine benutzt. Der Garten zertrampelt und zerfahren, im Garten stand das rote Sofa aus dem Saal und im Gemüsegarten lagen alle Noten. Dagegen waren alle Bücher, Photoalben usw. verschwunden. Auch von dem Inhalt des Schreibtisches, der sonstigen Schränke keine Spur. Erschüttert gingen wir zurück. Der Hof ohne ein Stück Vieh wirkte geisterhaft.

In der Fladerschen Wohnung assen wir Mittag, die Polenfrau hatte freundlich von ihrem Fleischüberschuss abgegeben, und dann gingen Vanselow und ich nach Stargard, zwecks Anmeldung. Auf dem Kirchhof besuchte ich unsere Gräber, sie waren unbeschädigt, auch die der Grosseltern. Dagegen war das Grab von Carl Friedr. Giese auf dem älteren Teil nicht mehr zu finden. Dort waren nur Bombeneinschläge. In der Schellinerstrasse nur noch Ruinen von Häusern. Nach stundenlangem Suchen fanden wir endlich den zuständigen der russischen Kommandanten, den "für die Deutschen", in der grossen Schifferstr., eine Gegend, in der ich noch nie gewesen war. Er wies uns zum polnischen "Lagerbürgermeister". Der ganze Stadtteil war als Lager abgezäunt. Die Innenstadt war total zerstört, nur einige Aussenbezirke standen, u.a. Siedlung am Preussenweg, Zarzigerstr., Wilmsstr. z.T. und Luiseplatz. Beim Herrn Bürgermeister standen aber so viele

- 12 -

Menschen Schlange, dass wir ein Warten als aussichtslos ansahen und beschlossen, nach Hause zu gehen und am nächsten Tage wiederzukommen. Inzwischen war Lakowski nachgekommen, um zu melden, dass die Soldaten von der Ziegelei dort gewesen seien und ihr Wiederkommen für den Abend versprochen hätten. Als wir nach Gienfelde kamen, empfing uns grosses Klagen der Frauen: Hier können wir unter keinen Umständen bleiben. Tatsächlich waren die Russen dort gewesen, hatten zum 25. Mal den Wagen durchgeplündert, den letzten Zucker uns fortgenommen und Mutter, die das verhindern wollte, mit dem Kolben vor die Brust geschlagen, sodass sie über die Wagendeckel rüchlings gestürzt war. Ausserdem hatten sie gesagt: O, viele Frauen, kommen Nacht wieder. Also, da konnten wir wirklich nicht bleiben. Wir spannten unseren müden Gaul nochmal an, der uns mit Schwierigkeiten bis in das "Lager" zog und atmeten auf, als sich gegen 10 Uhr das schützende Lagertor hinter uns schloss. Das war der erste Pfingsttag 1945 und die so sehnlich erwartete und freudig begrüßte Rückkehr in die Heimat.

Am nächsten Tage meldeten wir uns beim polnischen Bürgermeister, der den schönen deutschen Namen Krause trug. Wir trafen dort auch Flader, der mit seinem Treckwagen schon vor uns angekommen war mit Familie Kolfermann usw. In Löbnitz verblieben waren Frau Röhr mit Kindern und Familie Semler.

Der Herr Bürgermeister war denkbar unfreundlich und schnauzte mich ziemlich an. Er wollte mir durchaus aufreden, ich sei in Partei gewesen und habe Polen schlecht behandelt. Ich sagte, er solle mir Fälle nenne. Reden Sie nicht so grossartig, war seine Antwort. Nachher hat er meine Leute alle einzeln verhört, hat ihnen sogar gesagt: Chef hat selbst zugegeben, dass in Partei gewesen. Worauf Frau Flader geantwortet hat: Ja, dann wirds wohl stimmen, denn unser Chef lügt nicht, der hat noch nie gelogen. Vanselow und ich wurden sofort zur Arbeit geschickt: Kies fahren! Ich hatte aber Gelegenheit, zu unserm Wagen zu gehen und Mutter Bescheid zu sagen. Der Wagen stand noch auf der Strasse im Lager, wir hatten die Nacht zum letzten Mal auf ihm übernachtet, 18 Nächte hatte er uns als Schlafstelle gedient, nun musste er aber abgegeben werden, ebenso das Pferd, und wir mussten in die Kammer einer Arbeiterwohnung auf dem Ackerhof Weiss ziehen. Abgesehen davon, dass wir immer durch die Stube von 2 alten Frauen gehen mussten, die krank und total verlaust waren, und mit denen wir die Küche teilten, hatte es Mutter verstanden, und das Loch ganz gemütlich herzurichten. Gerettet hatten wir noch unsere

- 13 -

Matratzen und einige Betten. An Kleidung hatten wir nur das, was wir auf dem Körper trugen. Am schmerzlichsten war, dass ich nur das eine Paar Schuhe hatte, die mir zudem nicht passten, und dass sie uns sämtliche Lebensmittel fortgenommen hatten, während unsere Leute doch noch einiges gerettet hatten, bes. Frau Koltermann und Marie Vanselow. Die Lagerverpflegung war sehr mässig und wurde auf einer Stelle gekocht und ausgegeben, wo man meist eine halbe Stunde Schlange stehen musste, auf einem sehr dreckigen Hof. Morgens gab es eine dünne Suppe von Kartoffelflocken, mit nichts dran, ohne jede Zutat, auch kein Salz, mittags Suppe von Kartoffeln mit ganz wenig durchgedrehtem Pferdefleisch drin. Es war aber kaum zu finden. Das war Alles. Das Mittagessen war aus geschälten Kartoffeln, während in der morgendlichen Flockensuppe die Schalen schwammen. Dazu bekam der Arbeiter 300 g Brot täglich und der Nichtarbeiter 100 g, wir Beide zusammen also 400 g. Fett gab es überhaupt nicht. Allmählich bildete sich aber ein "Organisieren" heraus. In der Stadt wurden in den Trümmern von Winkelhausen Zuckerschmitzel "gefunden", davon wurde Sirup gekocht, der uns sehr gute Dienste tat, Flader musste für eine Kolonne Russen schlechten und bekam immer die Köpfe, die die Russen nicht essen, und gab uns öfter davon ab. Frau Koltermann, die in der damaliger Mühle lag, brachte öfter ein Brot, überhaupt muss ich dankbar anerkennen, dass meine Leute für uns sorgten, so gut sie nur konnten. Wir waren oft tief gerührt davon. Auch in späterer Zeit hat sich dies Zusammengehörigkeitsgefühl sehr gezeigt und bewährt.

Die Arbeit war sehr verschieden. Angestrengt haben wir uns auf keinen Fall mehr als wir mussten. Das Kiesfahren war insofern sehr interessant als wir durch die ganze Stadt fahren mussten und die Beschädigungen genau in Augenschein nehmen konnten. Unser polnischer Wachtposten war ein Gemütsmensch, der in der Kiesgrube am Preussenweg grazende Pferde durchaus totschiessen wollte, nur zum Vergnügen. Nur mit Mühe und Not liess er sich das ausreden. Am nächsten Tage beim Maurer gehandlangert, dann mit kleiner Kolonne eine Villa aufgeräumt, auf deren Hof grosse Mengen Geldscheine rumlagen, kein Mensch nahm sie auf, weil man allgemein annahm, dass das deutsche Geld keinen Wert mehr habe. Meist waren es 50,- M Scheine. Eine Erquickung war eine Flasche Blaubeersaft, die aber brüderlich geteilt wurde. Am 4. Tage (24.5.) gab es aber in der Fabrik Hurlin ganz schwere Arbeit. Wir mussten Geschützrohre abladen und forttragen, je 4 Mann ein Rohr, wobei der Längste die grösste Last hat. Am Abend war ich vollkommen eriedigt und brach zusammen. Am nächsten Tage musste ich im Bett bleiben, ich konnte nicht mehr. Am nächsten Tage (26.5.) ging ich wieder zur Ar-

- 14 -

beit, kam aber mit dem alten Nubel in eine kleine Kolonne, die Kegale zimmern musste usw. Das ging, aber abends mussten wir noch mit Lastautos zur neuen George-Fabrik, Motoren abmontieren und Bretter aufladen und kamen erst um 10 Uhr nach Hause. Am nächsten Tage hatte mich die Lagerkrankheit gefasst und zwar sehr heftig. Ob es Typhus oder Ruhr war, ist ungeklärt, denn obgleich wir zuletzt gegen 6 000 Menschen im Lager waren, war weder Arzt noch Apotheke dort. Wir kurierten nur mit Holzkohle und Mehlsuppe. Dank Mitters fürsorglicher Pflege konnte ich nach 8 Tagen schon wieder das erste Mal aufstehen und nach 14 Tagen, am 11.6., die Arbeit wieder aufnehmen, trotz Mitters Widerspruch, die mich noch dabein behalten wollte. Inzwischen hatte ich aber gehört, dass es bei der "Kolonne" Berlin viel schwerere Arbeit sei, als bei der Kolonne "Jurek". Die Russen verlangten sehr viel mehr und schwerere Arbeit, als die Polen. Robotten, robotten, schneller, schneller ging es da den ganzen Tag. Dafür geben sie aber auch zusätzlich Essen mit guten Fleischportionen. Die Polen gaben nichts zu essen, man musste bei ihnen mit der Lagerkost auskommen, aber sie verlangten nicht so viel Arbeit, da sie selbst nicht gern viel taten. So verlockend nun auch das gute Essen war, ich konnte die schwere Arbeit einfach nicht leisten. Ich drückte mich also am 11.6. beim morgendlichen Aufreten heimlich unter die Kolonne Jurek und bin in dieser auch bis zum Schluss geblieben, nur mit Unterbrechung von 2 Tagen, an denen ich zum Strassenpflastertrupp musste.

Bei Jurek haben wir einen ganz guten Tag gelebt. Wir waren une alle einig, dass wir uns nach Kräften drückten, und der Pole fand sich damit ab. Er sagte: Ich kann noch nichts zu essen geben, also kann ich auch nichts viel Arbeit verlangen. Er hatte den Betrieb Gau in der Wilmastrasse überwiesen bekommen und wir mussten ihm den in Ordnung bringen. Auch sein Haus ausbauen, es fehlte ein Giebel usw. Zu meiner Überraschung stellte ich aber fest, dass ich mit Zeug nur noch 140 Pfund weg. Mein Höchstgewicht war mal 206 Pfund gewesen, mein durchschnittliches Friedensgewicht 195-196 Pfund, mein Kriegsgewicht 175-176 Pfund. Ich war doch etwas erschüttert, als ich auf der Waage stand. In einen Spiegel hatte ich schon lange nicht mehr gesehen, aber es wurde mir später gesagt: Da kannst bei jedem Arzt als Skelett hingestellt werden. Außerdem politisierte der Pole gerne. Man hörte ihn auch gerne zu, da man in der Zeit dann nicht arbeiten brauchte. So sagte er eines Tages zu mir: Was sagen Sie nun zu Wilhelm II? Ich guckte ihn ganz erstaunt an. Nun, sagte er, Wilhelm II hat gesagt: Ich gene, damit Deutschland leben kann, was sagte Hitler? Ich bleibe, und wenn Deutschland zu Grunde geht. Sie alle Deutschen haben auf den

- 15 -

Kaiser gescholten, Sie werden den Mann noch lieben! Das musste man sich von einem Polen sagen lassen.

In Bekannten waren im "Lager" sehr wenig. Von grösseren Besitzern und Bauern der Umgebung niemand, von Stargardern Ackerbürgern 4 oder 5. Dr. Kempel mit Familie dort, er musste trotz seines fehlenden Beines und Arms für die Russen praktizieren und über Land fahren. Frä. Heinrich erschien eines Tages, ihre Eltern und Geschwister waren auch da, Frau Wendt, die Schwiegermutter von Dr. du Virage besuchte uns öfter. Dann kamen unsere Leute oft und jedesmal brachten sie irgend etwas mit. Einer gewissen Lermantien erfreute sich Mütter's Suppe, die sie von Brotresten und Sirap kochte. Mutter hatte sich überhaupt mit einer fabelhaften Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit in die Verhältnisse gefunden. Sie hatte uns das Kammerlein, 4 m mal 1,70, so gemütlich wie nur möglich gemacht und wurde allgemein bewundert. Leider erkrankte sie in den letzten Wochen auch an derselben Sache. Sonst hatten wir schon ein richtiges "zu Hause-Gefühl". Gläser Meyer hatte uns das Fenster verglast. Allerdings wohnten Fliders, Fubels, Radio - Enomy und manche sehr viel feiner. Das Schlimmste war die Nachbarschaft, Frau Gennemann und noch eine, deren Verleumdung doch so stark war, dass Mutter einmal auf dem gemeinsamen Küchentisch 6 lebende Mäuse gefunden hat. Wir revidierten uns immer gegenseitig, ob wir auch schon welche hätten.

Der Herr Bürgermeister, der sich zuerst so angegröbt hatte, war nach wenigen Tagen von einer abgesehenen Höflichkeit und Freundlichkeit, den Grund habe ich nie erfahren. Ich war ihm doch keine Antwort schuldig geblieben. Einmal ludete ich sogar russischen Offizieren einen Vortrag halten über die deutsche Landwirtschaft, was sehr schwierig war, da jeder Satz übersetzt werden musste und sie dauernd Zwischenfragen stellten. Leider setzte der Bürgermeister aber meinen mehrfachen Bemühungen, nach Giesenfelde zu kommen, eisernen Widerstand entgegen. Daraus wurde also nichts. Von unseren Leuten sind aber verschiedene öfter heimlich dort gewesen und berichteten, dass alles öde und leer sei, auch die Klaviere verschwunden. Einmal sind 25 Polen dort gewesen, die wirtschaften sollten. Die liessen mir sagen: Chef muss kommen, wir nicht wissen, was machen sollen. Chef muss sagen. Aber auch das genehmigte der polnische Bürgermeister nicht, dass ich auf einen Nachmittags-Bisping und sie anstellte. Auch diese 25 sind nach 2 Tagen wieder getüret.

In Übrigen hielten wir gute Nachbarschaft mit allen. Besonders mit Ackerbürger Müller und Fam., die im gleichen Hause wohnten, Frä. Landwirtschaftskammer (ich weiss nicht mehr, wie sie hiess), Monteur

Bösel von Hurlin und ein Bäckergeselle, der immer treu beim Sirupkochen half. Auch mit unserm Hauswirt, dem asthmatischen Herrn Weiss. Letzteres haben wir auch den Handwagen zu verdanken.

Inzwischen meinten sich die Gerüchte, dass irgendeine Veränderung bevorstand. Es sollten entweder die Polen dort fort oder wir. Und wenn wir, dann nur mit je 40 Pfund Gepäck. Die Frage, wie das zu machen sei, wurde immer brennender und es begann ein wildes Suchen nach Handwagen. Mutter gelang es, mit Weiss eine Vereinbarung zu treffen. Er stellte einen guten Handwagen, auf den 5 Personen luden (ca. 2 Str.), ich musste ihn ziehen. Dass von diesen Treckgenossen noch einer lebt, bezweifle ich, denn sie waren alle alt und gebrechlich. Am 27. 6. mittags 1 Uhr war grosser Apell, auf dem uns vom russischen Kommandanten verlesen wurde, dass wir am nächsten Tage 10 Uhr alle mit je 40 Pfund Gepäck auf der Lagerstrasse fertig zum Abmarsch antreten sollten. Man ging ins Packen. Leider mussten wir nun auch unsere Matratzen, unsere Teppiche, unsere Familienbilder, die wir bis dahin durchgerettet hatten, dort lassen, sogar eine Kanne mit 20 l Sirup. Am nächsten Morgen regnete es in Strömen. Ohne Unterbrechung. Es regnete Bindfäden. Trotzdem trieb uns polnisches Militär mit flegelhaften Befehlen aus den Häusern. Ueberhaupt waren die Polen mit wenig Ausnahmen schrecklicher als die Russen. Wir hatten es zwar auch erlebt, dass der Herr Oberleutnant und Adjutant des russ. Kommandanten mit der Dolmetscherin nachts mit Leuchtstab in unsere Kammer kam und Mutter ihr ganzes Zeug, das sie vor ihrem Bett liegen hatte, fortnahm, sodass sie am nächsten Morgen nichts anzuziehen hatte, aber die Russen waren doch nicht so gehässig, rachsüchtig und nichtswürdig wie die Polen, besonders die Halbwüchsigen.

Nachdem wir etwa 2 Stunden im Regen gestanden hatten, ging der Marsch los. Auf der Innbrücke liess es, kehrt, in die Quartiere, es geht morgen erst los. Der russische Kommandant hatte Mitleid wegen des Regens. Ich sah noch unsere Leute, soweit sie in Zartais gelegen hatten (Koltermann, Jakowokys und Frieda Vanselow mit Fam. und dem alten V.), und es gelang mir, sie in der Wilasstrasse unterzubringen. Erika Koltermann, die direkt aus dem Krankenbett Fam. lag satt und erledigt auf dem Handwagen über dem Gepäck, natürlich gutgeschuss, denn sie hatten schon 6 Stunden im Regen gestanden.

Am nächsten Tage ging man wirklich los, bei gutem Wetter. Mutter schleppte sich mühselig nebenger. Ihre Lagerkrankheit war noch nicht ganz gut, wenn sie auch schon einige Zeit auf war. Der Marchfall schwächte ja sehr. Herr Weiss kaupte hinterher, ebenso seine Wirtin.

- 17 -

Ein alter 74 jähriger half noch stehen, oder versuchte es wenigstens, ich war die einzige "Zugkraft" in ausgemergeltem Zustande. Ein endlose^P Blindszug wälzte sich vorwärts, unüberschaubar, mit Handwagen, Karren, Kinderwagen usw., immer gedrängt von polnischen Soldaten. Es ging durch die ganze Stadt: Johannisstr., Geriontplatz, Blundenburgstr., Heilwiesstr., Friedrichstr. zur Ritzower Chaussee. Dann plötzl ch am Springberg in den Feldweg zur Miegelai, der sehr bald aufgefahren war nach der Regen. Es war eine ziemlich Qualerei. Ausserdem war dieser Bewegung scheinbar angeordnet, damit wir gründlich ausgeplündert werden konnten. Wir entgingen nochmal dem Schicksal, aber Herr Weiss wurde seine guten Stiefel los und bekam ein Paar zerriessene Schuhe dafür.

Hier sah ich zum letzten Mal Giesenfelds. Es war ein herzzerreissender Anblick, der wohl auch Mutter den Todesstoss gegeben hat. Von da ab wurde sie apathisch. Die Miegelai war ausgebaut, das Feld sah wie eine Wüste aus, unser immer so pfleglich behandelter Acker, an dem wir mit soviel Liebe gebangt haben, auf dem Hofe alle Tore und Türen auf, die Kartoffelreihen unberührt, etwa 15 000 Ztr. hochwertige Nachbarkartoffeln lagen noch am 29. Juni unter Winterdecke und verfaulen. Es war wirklich erschütternd.

Von der Miegelai gieng rückwärts bis zum Preussenerweg, von da zur Stettiner Str., Richtung Sadische. Gegen Abend langten wir dort völlig erschöpft an. Von unseren Leuten waren nur Fieders und Marie Vanselow mit Fam. bei uns, sowie die alten Fubels mit Tochter und der junge Fubel, der sich auch in Stargard angefangen hatte. Die Kartzeiger waren abgegangen. In der Nacht lebte Mutters Krankheit wieder auf, sodass kein Ruhe war. Wir lagen in einer Villa ohne Möbel und Stroh. Am 30. bis Altdamm, wo man uns in Abendgrauen durch die Stadt und den ganzen Flugplatz sehen liess, auch unter Flünderungen, bis wir vor Finowwalde zur Ruhe kamen auf einem Kasernenhof. Das heisst, von Ruhe war auch nicht viel zu merken, wir wurden dauernd beunruhigt, ausserdem knurrte der Regen. Wir waren froh, als der Morgen graute, zogen übernachtigt weiter.

Am 1. 7. kartete unser eine grosse Überraschung. Am Bahnhof Finowwalde wurden wir "offiziell" durchgeplündert. Wir mussten durch eine Sperre, vor der wir alles abladen mussten und alle Säcke öffnen. Polnische Offiziere mit hohen Rangabzeichen und Orden ordneten an, was dort blieb. Unter ständiger Schimpfen und Fluchen, die es hätte es in Polen auch so gemacht. Man hörte verschiedene Schreie und Weinen, es spielten sich erbärmliche Szenen ab. Mit Fusstritten, Seit-

- 18 -

schenhieben und Kolbenstösser wurde nicht gespart. Wir blieben ziemlich unbehelligt, da sie nichts mehr fanden. Die Betten liessen sie uns, auch haben sie den Beutel mit dem bisschen Tafelsilber, den wir bis dahin durchgerettet hatten, nicht gefunden. In Hast und Eile mussten wir wieder aufladen und weiterziehen. Durch Finkenwalde und Podelguch. Hier erwartete uns die zweite Überraschung: Bei den Kasernen gaben uns russische Soldaten zu essen, was sie hatten. Brot, Suppe, ich bekam eine Röhre mit eingemachten Schoten, die beim nächsten Halt verzehrt wurden. Hierbei nahm aber ein russischer Soldat Mutter den Regenschirm fort und ging stolz mit aufgespanntem Regenschirm weiter. Hinter Sydowsane wurden kräftige Männer zur Arbeit aussortiert und dort behalten. Auch Fabel jun. traf dies Los, ebenso sah ich in der Kolonne den Volkereisdirektor Hofmeister. Dann ging es durch die Wiesen zur Oder, über die neben der Reichsautobahn eine Notbrücke führte. Nach langem Warten kamen wir rüber und alles atmete auf, waren wir doch nun aus den Fingern der Polen. Ausserdem hatte uns der russische Kommandant in Stargard ~~versprochen~~ ^{in Aussicht gestellt} hinter der Oder Betreuung durch die deutschen Behörden zu stellen. Wir rechneten fest auf eine warme Mahlzeit und Unterkunft in Serocken. Nichts dergleichen geschah. Erschöpft liessen wir uns an dem Tag neben der Reichsautobahn nieder. Der einzige "Aufgang" war ein kräftiger Regen. Ich machte für Mutter ein Erdloch zurecht mit Betten, sie war ziemlich am Ende ihrer Kräfte. Viel fehlte bei mir ja auch nicht. Ich kochte ihr auf einer Feuerstelle von letztem Mehl eine Suppe und teilte das letzte Brot mit dem alten Fabel, der sehr über Hunger jammerte. Auch diese Nacht verging. Am Morgen luden wir die durchgeweichten Betten auf und zogen uns weiter, den steilen Berg zur Autobahn hinauf. Ein Lichtblick war hier Fräulein Gross, eine Lehrerin aus Stargard, die mit Tatkraft und mit ihrem Regen zog, daneben ihr 70-jähriger Vater. Wir halfen uns gegenseitig, unsere Wagen den Berg hochaus oben. Ich bin ihr heute noch dankbar. Bei der Abzweigung Kolbitzow zwei freundliche Überraschungen: Wir fanden unsere ungeliebten Giesenfelder wieder, Kolbitzmanns, Lakowsky, den alten Vanselow, mit Frieda und Fam. Ausserdem rief sich ein Junge an und bestellte mir, auf seinem Aushau waren Ackertöchter Miliers und hatten für uns Quartier freigehalten. Ich ging schnell hin und fand es auch so. Miliers zogen gerade weiter und gaben uns ihre Unterkunft. Ich holte alle Giesenfelder nach. Minka Kolbitzmann lag teilnahmslos auf dem Bahndamm. Am nächsten Morgen starb sie auf dem Aushau Kolbitzow, wir haben sie auf dem Kirchhof dort begraben. Frau Heise war mit 2 Kindern schon in Stargard gestorben. Auch von ihr haben wir nichts mehr gehört.

- 19 -

Da alle ruhebedürftig waren, legten wir hier einen Ruhetag ein, der allen gut bekam. Auf Bitter konnte nicht mehr. Von hier ab mussten wir sie auf den vollen Handwagen legen und ziehen. Hier fanden wir aber auch Kartoffeln in einer Miete, sodass ein grosses Kochen und Schmaargeln lagging. Auch stiess hier George zu uns, der eine Karre schob, und der Oberinspektor aus Barnimskunow, der nur einen kleinen Sack auf dem Rücken trug.

Am 4.7. gieng über Krakow bis Lebean, wo wir in einer Scheune auf reichlich Stroh Quartier fanden. Auch hier wollte ich Ruhetag machen, aber die Leute drängten weiter. Die Kinder mussten von der Strasse. Also am 5.7. weiter bis Sismark, wo dann aber energisch Ruhetag gemacht wurde. Hier kamen wir beide in eine Kammer und ich konnte endlich Bitter gründlich waschen. Ich sah mit Erschrecken, wie sie abgemagert war und sich durchgelegen hatte. Dicke Waden waren schon in den Warden. Frau Schmidt geb. Vanselow erwies sich sehr benüfflich. Sie hatte selbst schon eine Tochter von 16 Jahren verloren, die die Russen erschossen hatten, als sie sich wehrte. Die 14 jährige Schwester hat sich daraufhin nicht gewehrt und ist am 10. 8. an den Folgen, geschlechtskrank und schwanger, im Krankenhause Stralsund gestorben. Die Mutter starb in Lindsbagen am 1. 9. an Typhus, als ihr Mann gerade aus Gefangenschaft kam. Er fand nur noch die jüngsten Madel von 7 und 6 Jahren vor, die Söhne waren noch vermisst. Hier war uns Emma Schmidt aus noch eine gute Hilfe. - Mit Hilfe erreichte ich für den 7.7. einen Pferdewagen, der uns bis Lückritz brachte, alle Kranken aufgeladen. In der Molkerei bei Phillips warwas Essen, ein Zug gieng aber nicht, wie wir erwartet, aber dafür ein Pferdewagen mit Kranken bis Rossow und dort stand schon einer bereit, der uns bis Polzow brachte. Jeder wollte uns so schnell als möglich abmachen, auch der kommunistische Bürgermeister in Polzow, der aber keine Pferde hatte. Er weigerte sich, uns aufzunehmen und wir weigerten uns, weiterzuziehen. Konnten auch nicht mehr. So musste er uns doch in die Scheune lassen. Dabei war reichlich Platz. Mutter musste eine Stunde auf der Dorfstrasse liegen, als man der Fliege uns Pferdewagen in die Scheune liess.

Am 8.7. wollten wir wieder Ruhetag machen. Flader hatte aber ausgekundschaftet, dass in Pasewalk eine Möglichkeit zum Lasttransport sein sollte. Es gieng also weiter, die 7 ka bis Pasewalk. Tatsächlich stand hier ein Güterzug, indem wir einen freien Waggon fanden, den wir sofort belegten. Mutter wurde auf Betten gelegt, die Handwagen verladen, es kehrte wieder etwas Stimmung ein. Nur Marie Vanselow kippte ihr letzter Sirup aus, vorüber sie sehr traurig war. Der Zug sollte bis Rostock gehen. Da wir alle darthun sollten, wo wir beim ersten freck

- 20 -

gewesen waren, passte das sehr schön und wir überlegten sehr, auf welcher Station wir aussteigen müssten. Alle diese Überlegungen wurden unterbrochen durch Haft in Greifswald: "Alles aussteigen", Zug bleibt stehen. Man sasssen wir wieder da. Mutter lag wieder auf dem Bahnsteig, die Leute waren sich nicht einig, ob sie einen anderen Zug abwarten sollten oder zu Fuss weiterzotrecken. Tatsächlich haben sie sich getrennt und sind dadurch z.T. nach Kindsbagen, z.T. nach Löbnitz und z.T. nach Redebas gekommen. Ich entschloss mich, in Greifswald eine Möglichkeit zu suchen, Mutter in ein Krankenhaus zu bringen, obgleich alles überfüllt sein sollte. Der Bahnhofsste wies mich in das Flüchtlingsheim in der Lössschule. Ich ging los und liess Mutter in der Obhut von Fladers, die auch auf dem Bahnhof übernachteten wollten. In der Lössschule die ich nach Schwierigkeiten fand, war ein furchtbarer Betrieb. Alle Korridore lagen voll, es stank abscheulich. Mir wurde Angst und Übel. Ich fiel beinahe um. Aber wenn die Not am grössten, ist Gott am nächsten. Mit einem Mal sprachen mich die beiden Schwestern Pittner aus Stargard an. Die eine war in Stargard Fürsorge-schwester gewesen und übte diesen Beruf hier auch aus. Die andere war Organistin am Heil. Geist in Stargard gewesen und beim letzten Gottesdienst durch Tiefflieger am Arm verwundet. Sie erriethen sich tatsächlich als hilfreiche Engel, besorgten für Mutter einen Platz im Krankenhaus, einen Krankenwagen, mit dem wir sie vom Bahnhof holen konnten, Aufnahme-genehmigung usw. Mir war ein Stein vom Herzen, als wir Mutter in den sauberen Wagen betteten. Mich nahmen sie mit in ihre Wohnung, wo ich auf dem Trockenboden eine Matratze bekam. Ich kam mir vor, wie im Himmel. Abgesetzt von der Masse Mensch, nicht mehr das ewige Rattern der Handwagen vor und hinter mir, eine himmlische Ruhe. Ich ass und schlief endlich. Dazu das beruhigende Bewusstsein, dass Mutter in guten Händen war. Mich weckte am anderen Morgen ein verdächtiges Jucken am Körper und ich stellte fest, dass ich ziemlich viel Läuse hatte. Dies durfte ich natürlich nicht sagen, sonst hätten mich meine Gastgeber sofort an die Luft gesetzt. Ich musste also allein damit fertig werden und habe dies auch geschafft. Am nächsten Tage besuchte ich Mutter im Krankenhaus. Es machte Schwierigkeiten zu ihr zu kommen, da sie in der Anstalt in der Seuchenkrankehaus lag. Sie fühlte sich ganz wohl und war sehr munter, auch froh, in sauberer Umgebung zu sein. Ich durfte nicht, dass ich sie zum letzten Male sehen sollte. Ich merkte jetzt erst, wie kaputt ich war. Mühselig schleppte ich mich in den Anlagen von einer Bank zur andern. Frä. Pittners waren aber rührend besorgt um mich. Sie waren zwar ver-

- 21 -

schreibens alte Jungfern, die dauernd irgendwas übernahmen und oft eingeschneit waren, aber von Herzen gut und fürsorglich.

Als ich am nächsten Tage Mutter besuchen wollte, wurde ich nicht zugelassen, da nach unserer Vorschrift niemand in die Reuchenabteilung durfte. Es sollte ihr aber besser gehen. Wir durften nur schriftlich miteinander verkehren. Das taten wir aber jeden Tag mit ein paar Zeilen und Mutter freute sich dankbar über jede Blume, die ich ihr schicken konnte. ST. habe ich sie auf dem alten Friedhof geklärt, da keine zu bekommen waren. Ich bekam aber jeden Tag bessere Nachrichten von ihr. Besondere Schwierigkeiten machte es, für mich eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Ohne die gab es keine Lebensmittellkarten. Endlich gelang es mir am 12.7. Genehmigung bis 25. zu bekommen. Am 11. traf ich zufällig Martin, der mit seiner Frau auch in Greiffswald gestrandet war. Sie hausten in einer kleinen Dachkammer, in der wir viele gemütliche Stunden verlebten. Auch sie haben mir viel Gutes getan. Ich habe oft bei ihnen gegessen und die letzten 3 Tage haben sie mich ganz gepflegt, als Fri. B. sich mitmal nicht mehr wollten. Die Gründe sind mir heute noch unerfindbar.

Die Tage in Greiffswald gingen schnell dahin. Ich traf viele Bekannte, Dr. Rasm, Meltske-Kicker, den Buchstellenleiter Brants, Fr. Tegen, Professor Blohm, Rahn, bei dem ich manches Glas Milch getrunken habe, Dir. Mauer vom Verkaufsverband, Fr. Woser u.a. Eine grosse Überraschung waren in Cr. all die gut und anständig angezogenen Menschen, das Leben in Kaffee und Restaurant, überhaupt, dass man für Geld etwas kaufen konnte, sich die Haare schneiden lassen konnte, rasieren usw. Sehr bald besuchte ich mich, durch das Landratsamt und Professor Blohm eine Tätigkeit auf dem Lande zu bekommen, da ich mich schnell erholte und meine Genehmigung ja nur bis zum 25. ging. Es gelang aber nicht. Ich fuhr daher nach Stralsund, wo Dr. Karlich von der Landberatung sitzen sollte und suchte diesen am 16. 7. auf. Er trug mir die Verwaltung von Kindsbagen an, die ich auch sofort annahm. Es passte mir in vieler Beziehung. Erstens kannte ich die Kirtschaft gut, zweitens vermutete ich all meine Leute dort und drittens hoffte ich, der Dem. Betelmann noch etwas nützen zu können. Ich suchte auch Kornatbits auf, die bei Lotzchen die ganze Familie versammelt hatten, sich scheinbar sehr freuten und sehr gastfrei waren. Am 18. fuhr ich wieder hin, nach Zipke zum Kreislandwirt Berg, von da zu Fasse nach Lübnitz und Kindsbagen. In Lübnitz bei der alten Frau Metelmann übernachtet. Ich erfuhr Eiheres über die Ereignisse nach unserem Fortzug. Es war erschütternd. Zunächst hatte Metelmann noch 3 Tage gelebt, die Dosis war wohl nicht stark genug gewesen, dann hatte er einen Schlag-

anfall bekommen. Dann hatten sie ihn in seiner Wohnung begraben, die er mit so viel Liebe gepflegt und grossgezogen hatte, und die Russen haben bei der Beerdigung die Witwe, eine 60 jährige Dame, neben dem offenen Grab ihres Mannes vergewaltigt. Es fehlen einem die Worte hierfür. Auch Frau v. Seckendorff sollte mit ihrer Tochter Gerda Furchtbares haben durchmachen müssen. Sie waren in Carnia geblieben. Gerda v. Seckendorff hat monatelang im Krankenhaus gelegen. In Kindsbagen traf ich Vanselow und Koltersmann an. Ich war überrascht und gerührt, wie sich die Kindsbager Leute freuten, als sie sich wiedersehen. Das ganze Dorf lief zusammen. Ich kündigte mein Eintreffen für den 24. 7. an. Aber die 35 km ab einem Tage hatten sich doch wieder ziemlich erledigt.

Am 19. kam ich zurück nach Greifswald und erlebte am nächsten Tage die reale Überraschung, dass Fri. Bittner mir die Pension kündigte: sie könnte mich nicht mehr verpflegen. Ich ging in meiner Not zu Martin und sagte: Ihr müsst mich verpflegen. Er machte erst einige Redensarten, aber Erika sagte sehr ebergütlich: Natürlich geht es. Und es ging sehr schön. Erika's herrliche Kartoffelklasse werden mir eine bleibende Erinnerung sein. Ich bin beiden beiden sehr viel Dank schuldig. Im Krankenhaus bekam ich alle Tage bessere Nachrichten, es wurde schon von Entlassung gesprochen. Ich bat Martin, sich alle Tage nach Mutter anzusehen und sie mir nach Kindsbagen zu bringen. Mit gutem Gewissen fuhr ich am 24. früh ab nach Lübnitz.

Ich bezog zunächst bei Frau Metelmann im "Storchennest" Quartier. Am 25. früh um 4 Uhr russ. Zeit fuhren wir zu 4 Mann mit einem Sarg zur Schenung und gruben Metelmann Leiche aus. Es war eine traurige Arbeit, und da die Leiche schon fast 1/4 Jahr ohne Sarg (zur Schenung) in der Erde lag, keine schöne Arbeit. Aber ich wollte Frau M. diese Sache abnehmen. Wir brachten den vernagelten Sarg nach Lübnitz, von wo aus Frau M. und Tochter damit nach Acha zum Friedhof fuhren und ihn auf ihrem Erbgrabnis dort in die Erde senkten. Ich ging nach Kindsbagen und nahm dort die Mägel in die Hand. Am Nachmittag 5 Uhr war eine Trauerfeier am Grabe in Ketz, zu der ich die Familie begleitete. Das war mein letzter Liebesdienst für meinen toten Freund, dem ich viel Dank schuldete. Ich habe es aber nie verstanden, dass er seine Familie in dieser Lage verliess. Noch weniger, dass er mir nicht seine Absicht offen gesagt hat. Ich hatte dann ganz anders gehandelt. Ob zu unserem Glück, sei dahingestellt, denn es sind auch viele durch Tiefflieger geendet. Nun - de mortuis nihil nisi bene.

In Kindsbagen fand ich furchtbare Wirtschaftsverhältnisse vor. 80 Mrg.

- 23 -

Raps lagen gemäht, 150 Mrg. Roggen standen noch auf dem Halm und waren reif, 40 Mrg. Wintergerste lagen gemäht, zu der ganzen Arbeit standen 5 Männer und 5 Frauen zur Verfügung, die vor der vielen Arbeit machtlos standen und verzweifelt mit 5 Sensen Roggen mähten, der dicke Statthalter Beug voran, hinterher Renge, Guse, Reinhold und Vanselow. Es waren keine Pferde da, keine Maschinen, kein sonstiges Viehzeug. Nur die einheimischen Familien hatten jeder eine Kuh, die in der Koppel grasten. Es gelang mir aber bald, Dank der Unterstützung des Bezirksbürgermeisters Lenke aus Barth, Pferde und Maschinen zu beschaffen. Lenke war zwar bis dahin Brotkutscher gewesen, war aber Landarbeitersohn und ein vernünftiger Mann, der sich die größte Mühe gab. Am 25. war er in Kindshagen und wir besprachen alles. Er ging auf alles ein und am nächsten Tage kamen 85 oberschlesische Flüchtlinge an. So sehr ich die treue Mitarbeit der Kindshagener anerkennen muss, so wenig Freude hatte ich an den Oberschlesiern. Es war eine schreckliche Gesellschaft, von der durchschnittlich 10 auf Arbeit gingen. Viele waren wirklich krank, viele stellten sich auch so. Gewiss waren wirklich alle sehr zu bedauern, die Unterkunft war auch nicht schön, Geld bekamen sie auch nicht, aber taugen taten sie auch nichts. Meine Ausnahme war Frau Koss, eine pocklige Schneiderin, die die schriftlichen Arbeiten machen musste und mich benährte, zuletzt auch bekochte. Zunächst übernahm Frau Koltermann meine Verpflegung, (soweit ich sie aus der Wirtschaft bekam) bis sie im September erkrankte. Sie hat mir treu von ihrem Essen abgegeben und mir treu zur Seite gestanden. Meine Verpflegung, soweit ich sie aus der Wirtschaft bekam, war miserabel. Obgleich mir freie Station zustand, bekam ich tatsächlich aus der Wirtschaft nur Kartoffeln und Feuerung. Es wäre zum Verhungern gewesen, wenn ich mir nicht von dem Siedler Gross jede Woche ein Stück Butter und einige Eier gemastert hatte. Auch mit Roggenschrot versorgte er mich, sodass ich jeden Morgen 3 Teller dicke Mehlsuppe essen konnte. Für Sirup aus Zuckerschnitteln aus Löbnitz, sorgte Frau Koltermann. Trotz dieser Beihilfen gelang es mir nicht, mein Gewicht zu verbessern.

Am 26. 7. siedelte ich nach Kindshagen über. Frau Metelmann hatte einige Möbel zusammengefunden, 1 Bett, 1 Sofa, 1 Tisch, 1 Stuhl, sodass es in der Stube neben der Küche ganz gemütlich wurde. Die Arbeit ging auch vorwärts, ich bekam Pferde, Maschinen, 12 Mädchen aus Barth, 3 Tage 60 Russen zum Roggen einbinden und aufstellen, die dazugehörigen Offiziere luden mich sogar einmal zum Mittagessen ein, es kam alles in Gang, wenn es auch viel Energie kostete. Ich wartete nun jeden Tag auf Mutters Eintreffen. Da brachte am 3.8.

Frl Bittner die traurige Nachricht, dass Mutter am 1. 8. abends 9 Uhr gestorben sei. Es war ein überraschender Verfall eingetreten, die Ärzte sagten "Kreislaufstörung". Es war doch alles zu viel für sie gewesen, seelisch wie auch körperlich. Getreu bis in den Tod war sie ihren Weg gegangen, der zuletzt ein Leidensweg gewesen war, ohne ihr Verschulden. Sie war nicht um ihres Todes wegen zu bedauern, mancher war in dieser Zeit froh, wenn er erlöst wurde, wohl aber wegen der letzten Lebenszeit. Ich stand alleine.

Am 4.8. fuhren wir nach Greifswald. Es kostete viel Mühe, einen Sarg zu bekommen und alles zu besorgen. Martin hatte schon vorgearbeitet. Am 5., Sonntag, gingen wir zur Kirche und am 6.8., meinem Geburtstag, setzten wir sie ein und setzten sie in fremde Erde. Pastor Frost hielt um 5 Uhr die Trauerfeier in der Friedhofkapelle, er sprach sehr tröstend und zu Herzen gehend. Zu Beginn sangen wir: Was Gott tut, das ist wohlgetan, 1. und 6. Vers, und zum Schluss den 7. Vers meines Lieblingsliedes: O Gott, Du frommer Gott: Lass mich an meinem End.. " Die Lieder hatte ich ausgesucht. Dann bewegte sich der kleine Zug, 8 Personen, zur Grabstelle. Anwesend waren die beiden Frl. Bittner, Martin und Erika, Landgerichtsdirektor Bialonski aus Stargard mit Frau, eine Dame als Vertreterin der Flüchtlinge und ich. Hier musste ich endgültig von meiner Frau Abschied nehmen nach 43 Jahren Ehe. Besonders schmerzlich war, dass keiner von den Kindern dort war, ich ahnte von keinem, wo er sich befand und ob er überhaupt noch lebte, und auch keiner von den Giesefeldern da sein konnte, die ihr in der schwersten Zeit ihres Lebens treu zur Seite gestanden hatten. Am 7.8. fuhr ich zurück nach Kindshegen.

Hier ging die Arbeit mit Energie weiter, aber jede Freude an der Arbeit war mir genommen. Am 10. August starb Edith Schmidt. Von den Schlesiern erkrankten immer mehr, Am 17. kamen Erika und Martin und brachten die Betten aus dem Krankenhaus. Am 14. kam überraschend Barbel. Ich freute mich schrecklich, doch es war ein sehr trauriges Wiedersehen. Sie suchte ihre Eltern und fand nur noch mich vor.. Sie war inzwischen mit ihren Kindern nach Lettowitz übergesiedelt und redete mir zu, auch dorthin zu kommen. Am 15. fuhr sie nach Poseritz, um sich am 19. Bescheid zu holen. Ich sagte "JA" nach vielen Überlegen. Es war nun ein Entschluss, die Selbstetätigkeit aufzugeben und die Beine unter fremden Tisch zu stecken, nachdem man sie fast das ganze Leben unter eigenem Tisch gehabt hatte. Aber ich fühlte mich zu vereinsamt. Wir setzten die Übersiedlung auf den 20. 9. fest.

Am 25. 8. machte ich Frau Metelmann jun., die inzwischen nach Kinds-

+ 25 -

hagen gezogen war, die Mitteilung von meinen Absichten und fuhr nach Greifswald, um für das Grab zu sorgen und ein Kreuz zu bestellen. Das gelang mir auch, es sollte am 15.9. fertig sein und durch mich abgeholt werden. Ich wohnte in Gr. immer in dem sehr behelfsmässigen Christl. Hospiz. Am 27.8. fuhr ich nach Stralsund, wo ich bei Kornstädts übernachtete und am 28. wieder nach Kindshagen.

Dort nahm die "Lagerkrankheit" ihren Fortgang. Nunmehr war sie als Typhus festgestellt. Über die Hälfte der Flüchtlinge war krank. In der ganzen Zeit ist nur einmal ein Arzt da gewesen. Am 1.9. starb Emma Schmidt geb. Vanselow. Von den Schlesiern starben mehrere, Frau Koltermann und ihr Reinhold lagen auf dem Tod, gerade als Koltermann aus Gefangenschaft kam. Trotz Bau einer grossen Latrine waren es furchtbare Verhältnisse. Die Umgebung des Hauses, in dem ausser mir etwa 100 Flüchtlinge hausten, konnte morgens nur mit Vorsicht betreten werden. Der ganze Ort stank. Ich war froh, dass sich meine Zeit dort ihrem Ende näherte, obgleich mir der Abschied von der grossen Bettstelle schwer wurde und ich doch in unbekannte Verhältnisse zog. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und gewöhnt sich überall ein.

Am 1. September konnte ich den letzten Weizen und Hafer einfahren. Es gelang mir dann noch, ein Teil Rüben zu bergen, der aber mindestens zur Hälfte ausgeplatzt war und nach Anordnung eigentlich abgebrannt werden sollte. Am 14.9. fuhr ich nach Gr., um am 15. das Kreuz abzuholen und auf dem Kirchhof aufzustellen. Am 16. nach Stralsund zu Kornstädts, am 17. zurück. Am 18. war Dr. Kamiah da und am 19. kam Bärbel, mit Lottchen Kornstädt, um mich zu holen.

Am Nachmittag waren wir mit Lenke in Löbnitz bei Frau Metelmann. Es wurde alles besprochen und ich fuhr am 20.9. mit sehr gutem Gewissen fort. Glaubte ich doch, der Familie Metelmann den Besitz gerettet zu haben! Löbnitz und Kindshagen sollten Mustergüter werden, jedes für Rechnung der Frauen Metelmann. Ich bekam freundliche Worte über meine Tätigkeit und vom Bezirksbürgermeister 400,--M, den Höchstatz überschreitend, ein Nachfolger war auch plötzlich da, und am Abend feierten wir mit 2 Flaschen 22er Burgunder Abschied, nachdem ich vorher meine am 1.5. vergrabenen alkoholischen Schätze wieder ausgegraben hatte. Der Abschied von meinen Leuten war mir wehmütig gewesen, Vanselow krank, Frau Koltermann krank, Fr. Jakowski desgleichen, etwas betrachteten sie mich wohl als fahnenflüchtig. Überrascht war ich aber, wie die Kindshagener Leute an mir hingen. "Wer weit, wat wie zu kriegen, ob dei so för oos sorgen ward", war ihre Abschiedsrede. Leider haben die Russen nach meiner Abreise bald alles wieder umgestossen und die Familien Metelmann rausgesetzt. Sogar die Möbel aus

meiner Stube fortgeholt. Ob ich das hätte verhindern können, weiss ich nicht. Heute sind beide Güter gesiedelt, auch die Giesenfelder haben z.T. gesiedelt und sind Neubauern. Sie schreiben aber immer noch treu mit jedem Brief; Wann geht es wieder in die Heimat?

Am 20. 9. um 1 Uhr fahren wir ab und gelangen in 3 tägiger Fahrt nach Lettewitz in den ruhigen Hafen. Eine Nacht in Schwerin auf blankem Fussboden, die zweite im Vorraum des Bahnhofs Halle. Die dritte endlich hier in geregelterm Haushalt.

Am 1.4. 45 hätte ich mein 50 jähriges Berufsjubiläum als Landwirt begehen können. Soll dies nun das Ende meiner Berufstätigkeit sein?

folgend:
 Bekrenst, Infründelbar, Knechtbannschell in Targard
 Mielenz, Gutbesitzer
 Flader, Meldearbeits
 Fiebel, Singlarweiser (sein Vater war
 auf 25 Jahren im Singlarfelder Singlarweiser)
 Röhr, Gutbesitzer
 Leomski, seit 40 Jahren Knechtbannschell
 Grotz, langjährig Knechtbannschell
 Madelmann, Besitzer der Güter Lötowitz
 und Kindschagen.

Institut für

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Ramon Gliewe

Wendtorf bei Kiel

Wendtorf, den 23.5.49

Bunge

An
die
Schriftleitung der Wochenzeitschrift
"Christ und Welt"
S t u t t g a r t

Auf Grund einer Pressenotiz erlaube ich mir einliegendes Material vom Leiden deutscher Menschen im Osten Ihnen zuzusenden. Ich habe mich selbst mit dem Gedanken getragen, entsprechendes Material und Aufzeichnungen zu sammeln, zusammen zu stellen, zu bearbeiten und später einmal bei passender Gelegenheit zu veröffentlichen. Ich bin bereit meinen Plan zurückzustellen und Ihnen meine bisher gesammelten Aufzeichnungen zu Verfügung zu stellen.

Falls Sie für das Eingesandte irgendwelche Verwendung haben sollten, möchte ich um freundliche Benachrichtigung bitten. Auch wäre ich sehr gerne genauer über Ihre geplante Veröffentlichung unterrichtet, da mir als Ostpommern das Bekanntwerden unseres ostdeutschen Schicksals sehr am Herzen liegt. Aus eigenen Anschauungen kenne ich die uns auf Schritt und Tritt begegnende Verständnislosigkeit und das völlige Unvermögen der Vorstellung bei der eingewohnten westlichen Bevölkerung wie auch des westlichen Auslandes. Bei meinem häufigen engl.-kanadischen Briefwechsel bin ich ermuntert worden, derartiges Material zu unterbreiten. So dürfte vielleicht auch eine wie von Ihnen beabsichtigte zusammengestellte Veröffentlichung im Auslande Anklang finden.

Die kleine Niederschrift: "Er kommt...", ist ein Bahnhofserlebnis aus Stolp / Pom. vom 5. März 45, also zwei Tage vor der russischen Bestzung.

"Wege eines pommerschen Flüchtlings" ist die Niederschrift eines 14jährigen Oberschülers aus Stolp, getätigt in der Zeit vom 30. März bis August 45.

Das dritte ist ein Fragment aus Stolp aus der Zeit nach der russ.-poln. Besetzung.

Ich verfüge ferner noch über Aufzeichnungen, unzusammenhängende Tagebuchblätter und Fragmente von Kameraden aus der H.J. und der Wehrmacht. Es sind hauptsächlich Aufzeichnungen die Kampfhandlungen betreffend. Doch glaube ich, daß das Leben der Zivilisten jener Tage sehr eng mit dem des Soldaten und den Kampfhandlungen verkettet war, so daß es kaum davon zu trennen ist.

Mit vorzüglicher

Hochachtung

Ramon Gliewe

Anbei: 3 Anlagen

Weg eines ostpommerschen Flüchtlings
Er kommt...
Fragment

Gleiwitz

Wege eines ostpommerschen Flüchtlings.

Neben mir auf meinem Bett saß mein Freund. Er kam fast jeden Tag mich besuchen seit ich krank war. Es waren nun genau zwei Monate. Wir erzählten viel von den vergangenen Sommerferien, die wir gemeinsam in Schönwalde, einem kleinen Dorf nicht weit von der See entfernt, verbracht hatten. Da kam meine Mutter mit meinem kleinen Bruder aus der Stadt heim. Mein Freund ging. Ich sah ihn das letzte Mal.

Es war der 6. März 1945

Mein Bruder kam auf mein Bett geturnt und erzählte von all dem fremden Leben, das er in der Stadt gesehen hatte. Meine Mutter setzte sich ganz erschöpft auf meinem Bettrand nieder. Sie war sehr niedergeschlagen.

"Es ist nichts," sagte sie, "ich war noch einmal bei Dr. Berndt. Ich konnte ihn nicht mehr antreffen. Dann war ich im Lazarett in der Friedrichstraße. Der Transport mit den Schwerverwundeten ist bereits abgegangen. Sie wissen nicht, ob die anderen überhaupt noch wegkommen werden. Auch auf der NSV war ich noch einmal. Sie sind schon alle weg. Mein Junge, was wollen wir tun? Vielleicht ist es besser, wenn wir hier alles erwarten. Ich war auch in der Mackensenstraße. Onkel Justin gedenkt auch hier zu bleiben. Er weiß auch keine Möglichkeit mehr."

Meine Mutter strich mir über das Haar.

"Ich will aber nicht den Russen in die Hände fallen," sagte ich.

~~Sie ging in die Küche hinaus, wo die zwei anderen Flüchtlingsfrauen, die mit ihren Kindern bei uns untergebracht waren, schon beim Mittagkochen waren.~~ Nur mein Bruder lief unbeschwert in der Wohnung umher, posaunte alle Neuigkeiten aus, die er gesehen hatte, und machte Pläne, was er in den nächsten Tagen anstellen wollte.

Kurz nach dem Mittagessen ging meine Mutter ein zweites Mal in die Stadt. Ich fühlte mich sehr schwach und elend. Wenn ich einmal aus dem Bett aufstand und ans Fenster ging, sah ich die lange Straße hinunter einen Treck hinter dem anderen. Die ganze Schlauerstraße hinauf ging der Zug, der nun schon seit Wochen unter unseren Fenstern vorbeirüttelte und pölkerte. Dazwischen schoben sich Menschen zu Fuß, Zivilisten und Soldaten. Alle sahen sie recht schäbig und mitgenommen aus. Ich sah viel Frauen dazwischen, die kleine Kinder an der Hand zerrten. Ich wunderte mich, daß so kleine Kinder schon laufen konnten. Überall in die Häuser wurden die Menschen gebracht, daß sie wenigstens von der Straße herunter kamen und einen kleinen Schutz vor der Winterkälte hatten. Bei uns in der Wohnung waren alle Zimmer belegt. Und einige schliefen sogar auf dem Treppenflur auf Decken- und Strohlagern. Mein Freund erzählte mir, daß 100000 Flüchtlinge in unserer Stadt sein sollten. Dazu kamen dann noch die Soldaten. Er erzählte mir auch, daß auf dem Kirchhof große Massengräber geschaufelt waren, um all die vielen Menschen aufzunehmen, die von den Trecks unterwegs verstorben oder erfroren waren. Es war ein großes Massengrab da, in dem nur Kinder lagen. Lauter kleine Kinder. Es war nur gut, daß mein Bruder von all dem nichts wußte.

~~Als meine Mutter bei Dunkelheit noch nicht wieder zu Hause war, gab eine Flüchtlingsfrau meinem Bruder Abendbrotessen und brachte ihn zu Bett. Bald darauf gab es Fliegeralarm. Mein Bruder zog sich schnell an und kam zu mir aufs Bett gekrochen. Ein harter Krach ließ unsere Fenster klirren, dann war wieder alles ruhig. Entwarnung kam nicht. Um 20.15 Uhr kam meine Mutter zurück. Sie sah mich mit großen ernstesten Augen an.~~

"In vier Stunden fährt der letzte Lazarettzug aus Stolp in Rich-

tung Danzig," sagte sie, "ich habe von Oberstabsarzt Dr. Müller einen Schein auf bevorzugte Beförderung erhalten. Es ist die allerletzte Möglichkeit. Morgen können die Russen schon hier sein. Aber ob der Zug überhaupt noch bis Danzig kommt, ist fraglich. Was wollen wir tun?"

Es war die letzte Gelegenheit vor dem Tod in ein ungewisses Schicksal zu fliehen. Und wir griffen zu. Nun hieß es packen - packen. Ich schleppte mich aus dem Bett heraus. Es ging nur mühsam, denn ich hatte wieder Fieber. In der Aufregung packten wir viele nutzlose Dinge ein. Was nur irgendsmöglich an Kleidungsstücken zogen wir auf den Leib. Mein Bruder sah wie eine kleine Kugel aus, und er nörgelte, weil er so viel anziehen sollte. Er konnte immer noch nicht glauben, daß es nun endgültig fort ginge. Und auch wir konnten es bis zum letzten Augenblick nicht glauben. Als er dann doch sah, daß es ernst wurde, weinte er um seine Spielsachen. Nur einen kleinen silberbronzierten Rennwagen mit abschiebbarer Führerhaube, den er erst zu Weihnachten bekommen hatte, durfte er mitnehmen. Mir war das Herz sehr schwer. Ich hatte eine große Sammlung von Schiffsbildern. Als wir die Zimmertür hinter uns schlossen, um die Sachen ins Hausflur hinauszubringen, fielen sie von meinem Bücherschrank herab und zersplitterten. Ich ging noch einmal zurück und sammelt die Splitter sorgfältig auf und legte was noch heil war sauberlich auf den Schrank. Auch mir waren die Tränen sehr nahe. Doch all die anderen Menschen, die bei uns im Hause waren, beglückwünschten und beneideten uns, daß wir fort konnten, und das bekräftigte unseren Entschluß nur. Meine Mutter war sehr tapfer. Auf meinem Schlitten verpackten wir unsere Sachen. Meine Mutter hatte zwei Koffer und einen großen Rucksack. Auch mein Bruder hatte seinen kleinen Reiserucksack aufgeschmalt bekommen, über den er sehr glücklich gewesen war. Ich war so schwach, daß ich nur eine Aktentasche mit unseren wichtigen Papieren tragen konnte.

Es fror wieder draußen und ging sich sehr schlecht, denn den Tag über hatte es getaut. Nun war alles brunklig und glatt. Die Füße rutschten dauernd unter dem Leib weg. Mein kleiner Bruder fiel mehrmals hin und zerriß sich die Hosen auf den Knien. Weinend ließ er sich von meiner Mutter auf dem Schlitten mitziehen. Auch ich hatte große Mühe vorwärts zu kommen. Wochenlang hatte ich keinen Schritt mehr vor die Türe gemacht.

Es war 23.30 Uhr. Die Bahnhofstraße und die Geersstraße waren belebt wie am Tage. Viele Menschen kamen und gingen. Menschen mit Gepäck, mit Schlitten und Kinderwagen. Dazwischen fuhren auf der Straße Pferdewagen, Motorräder und Wehrmachtfahrzeuge. Abgedunkelte Scheinwerfer geisterten über alles hin. Die meisten drängten wie wir zum Bahnhof. Mit unserem Schein fragten wir uns nach dem Lazarettzug durch. Er stand ganz hinten auf dem äußersten Geleise des Güterbahnhofs. Es war ein alles Viehwagen, aus denen eiserne Rohre ragten. Ein endlos langer Zug. Wir standen eine ganze Zeit bei unseren Sachen. Es war kein Mensch weit und breit zu sehen. Uns froren Hände und Füße. Ich fühlte mich sehr schlecht. Endlich kam ein Sanitätsunteroffizier. Meine Mutter bat ihn, sich doch unserer anzunehmen. Er nahm meinen kleinen Bruder auf den Arm und führte uns zu einem Wagen, in dem eine Pritsche frei war, die er mir anbot. Ich wollte sie erst nicht nehmen, aber mir begannen bereits die Knie zu zittern. Der Soldat brachte uns auch unser Gepäck im Wagen unter. In dem Wagen war ein furchtbarer Gestank. Ein paar Petroleumlampen erhellten ihn notdürftig. In einer Ecke stand ein kleiner eiserner Ofen, dessen Rohr fast glühte. Auf Pritschen und Strohschütten lagen 15 Soldaten. Alles Schwerverwundete. Neben den Pritschen standen Eimer, die mit stin-

kender Brühe gefüllt waren. Einige stöhnten und wimmerten in die Wolldecken hinein. Meiner Mutter wurde von dem Gestank übel. Sie mußte hinausgehen, um sich zu übergeben. Auch mein kleiner Bruder wollte gerne hinaus. Er wurde erst ruhig, als der Unteroffizier ihm ein Stück Schokolade gab. Ein Soldat stöhnte fortgesetzt und rief nach Wasser. An den umherhängenden Uniformstücken und dem Koppelzeug sah ich, daß es Waffen-SS war. Der Unteroffizier erzählte uns, daß sie der Rest von zwei aus Griechenland herangeführten Divisionen seien, die die ganze Hoffnung des Führers gewesen waren.

"Sie sind fast alle malariakrank hergekommen. Die armen Kerle haben jetzt doppelt zu leiden. Es sind fast alles schwere Fälle. Bauchschüsse - Halsschüsse - Hüftschüsse. Es ist kein einziger Arzt in dem ganzen Zug. Wir kommen direkt aus der Front und sollten hier die erste ärztliche Hilfe bekommen."

Aber kein Arzt kam. Es war auch kein Verbandstoff da und keine Tabletten. All die schrecklichen Wunden wurden nur mit Toilettenpapier bearbeitet. ~~schmerz~~

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde im Zug gesessen hatten, kamen noch zwei Frauen mit einem Kinde hinzu. So saßen wir denn zu vierten auf der Pritsche, die durch Decken von dem großen Raum abgetrennt war. ~~Es war der kleine Raum des Sanitätsunteroffiziers. Das fremde Kind war noch etwas kleiner als mein Bruder. Die beiden Kinder krochen zusammen unter eine Decke und waren bald eingeschlafen.~~

Kurz nach 24 Uhr heulten die Sirenen noch einmal Alarm. Ein Soldat fluchte, und alle wurden sie unruhig. Ein paar Bomben krachten in der Stadt. Dann war wieder alles ruhig. ~~Die Entwarnung haben wir nicht mehr gehört.~~ Der Gestank nach Blut, Eiter, Petroleum und Rot war unerträglich. Einmal hörte ich, wie irgendein anderer Zug an uns vorüberrollte. Und ich bekam auf einmal eine furchtbare Angst, daß wir in den falschen eingestiegen sein könnten und womöglich hier liegen blieben. Doch meiner Mutter sagte ich nichts von meiner Angst.

Auf dem Bahnhof war ein ewiges Kommen und Gehen. Um 3.30 Uhr fuhren wir vom Stolper Bahnhof, Richtung Danzig. Das gleichmäßige Rükken der Achsen machte mich sehr müde, und ich war dann auch bald eingeschlafen. Als ich wieder erwachte, dämmerte es bereits vor den kleinen runden Scheiben, und der Docht der Petroleumlampe war ganz heruntergeschraubt. Auch meine Mutter schlief, an eine der fremden Frauen gelehnt.

Etwas später kam ein Soldat, ein Infanterist, zu uns herein. Er trug den linken Arm in einer Binde. An der rechten Hand fehlten ihm die drei Mittelfinger.

"Seien Sie glücklich," sagte er zu meiner Mutter und den beiden Frauen, "daß sie herausgekommen sind. Wir sind bei Rummelsburg in Orten gewesen, wo der Iwan schon einmal drin war. ~~Es ist furchtbar! Die armen Frauen! Glauben Sie mir, ich habe im Krieg viel gesehen, von Anfang an war ich dabei, eine Hand... naja, Sie sehen ja.. Nun werde ich die andere auch noch verlieren, ja, aber so etwas, wie wir dort sahen - es war einfach grauenvoll. Die ganzen Brüste waren ihnen zerfetzt. Und tote Kinder lagen umher, wissen Sie, einfach zertrampelt. Mein Gott, wir Soldaten sind viel gewöhnt, aber das -- wofür kämpfen wir noch? Es ist doch alles zu Ende. Es ist doch alles Wahnsinn. Meine Frau und meine Kinder und meine Mutter habe ich in Hamburg bei einem der letzten Angriffe verloren. Ich bin Hamburger. Ich habe nun nichts mehr dort. - Wir hier haben keine Munition mehr, keine Fahrzeuge mehr und für die Fahrzeuge keinen Sprit. In Treten sollten wir mit zwei Panzerfäusten pro Mann den Iwan aufhalten. Und von den Ding-ern ging nur jede fünfte los. ~~Mit Stalinpanzern kam der Iwan. Ist der neueste Typ. Was soll ich Ihnen sagen? Vor den Panzern hergelau-fer sind wir wie die Karnickel. Und wie die Karnickel haben sie uns abgeschossen. Mit der Panzerkanone auf den einzelnen~~~~

Mann. Kein Mensch konnte sich um die Verwundeten kümmern. Zu Brei gewalzt haben sie sie. Dort unten liegen jetzt noch Tausende. Wie sollten wir sie wegschaffen? Sehen Sie, ich bin noch glücklich dran, ich kann noch laufen, aber die anderen, der deutete mit dem rechten Daumen über die Schultern, die sind zu bedauern. Es ist eigentlich nur ein SS-Zug. Uns hat man nur so aus Gnade mitgenommen. Die SS sind die einzigen Leute, die noch wegkommen. Dies hier ist der Rest von zwei Divisionen. Innerhalb einer Woche sind sie zwischen Neustettin, Bublitz, Rummelsburg zusammengehauen. Die armen Kerle kamen schon alle mit Malaria an. Und wo der Dreck immer am dicksten war, da haben sie sie hingesteckt. Ganz offen gestanden, ich möchte nicht in der Haut eines SS-Mannes stecken. Aber - warum kämpfen wir noch? Warum noch dieser Wahnsinn?"

"Ja, warum machen Sie an der Front denn nicht Schluß?" fragte meine Mutter, "schließlich können wir doch nicht."

Der Soldat flüsterte, tief zu uns herabgebeugt: "Wir können ja auch nicht. Was meinen Sie, hinter jedem von uns steht einer mit der Pistole. Da sind Kommandos, die nur zu diesem Zweck direkt hinter der Front umherziehen. Jeder, der sich mal drei Schritte vom Haufen entfernt, um ein paar frische Fetzen um die Füße zu wickeln, wird wahrgenommen. Wissen Sie, es ist eine Schande. 15jährige H.J.-Jungen haben sie aufgehängt mit einem Zettel um den Hals! Ich habe mich geweigert, für den Führer zu kämpfen. Und die Bengels sind wirklich vor Angst weggelaufen, was ich ihnen nicht verdanken kann. Ob Sie es glauben oder nicht, die Chausseebäume auf der Strecke nach Rummelsburg hängen voll: Krankenschwestern, Landser und H.J.-Jungen. Der Iwan wird sich freuen. Diese Hunde von den Kassierkommandos sind genau so schling wie der Iwan. Und dann wollen wir den Krieg gewinnen, noch immer." -

"Wir hatten einen Kameraden," erzählte der Soldat weiter, "einen aus Hammermühle. Kennen Sie den Ort? Na ja, als wir reinkamen brannte schon alles. Aber sein Haus stand noch. Er wußte nichts von seiner Familie und lief in seine Wohnung. Als er wieder aus dem Hause kommt, kriegt ihn doch gleich so ein Kommando am Wickel. Wir haben von dem armen Kerl nie wieder etwas gehört. Das nur ein Beispiel."

Er stand noch eine Weile bei uns, dann ging er wieder hinaus.

Ich mußte immerzu an das Gehörte denken und wollte es nicht glauben. Das war auf einmal alles ganz anders als das, was wir immer in der Zeitung lasen, und wie all das andere, das man vom Krieg gelesen und gehört hatte.

Genau um 12 Uhr waren wir in Jauenburg. Hier sollten die Verwundeten gepflegt werden. Es war aber nur ein Kübel mit kaltem Tee da, von dem nur die nächststehenden Wagen etwas abbekamen. Meine Mutter lief auch noch mit einem Kochgeschirr, um für die Soldaten etwas zu holen, kam aber schon zu spät. Hier kamen auch noch zwei Schwestern zu uns in den Verschlag, so daß wir nun mit 3 Personen auf der Pritsche hockten und uns kaum bewegen konnten.

Von dem Bahnhof konnten wir in die Stadt des blauen Ländchens sehen. Auch hier waren die Straßen vollgestopft mit Trecks und Menschen, und auf dem Bahnhof drängten sich viele. Nach einer Stunde Aufenthalt fuhren wir weiter.

Es fing bald an zu schneien. Die Soldaten hatten die große Schiebetür ein wenig aufgemacht, und die frische Luft tat uns allen wohl. Einer begann sogar auf der Mundharmonika zu spielen. Ein junger SS-Mann guckte zu uns herein. Er hatte vom linken Arm nur noch einen Stumpf, die ganze Schulter war schon blau und schwarz. Es sah furchtbar aus. Er fragte mich nach meinem Alter.

"Herrje," sagte er, "ein Jahr Alter war ich, als ich Soldat wur-

mit Mutter
~~de. Ich komme aus Rumänien. Wir sind Bessarabiendeutsche. Meine Eltern haben die Russen furchtbar zu Tode gemartert, weil sie herausbekommen haben, daß ich bei der SS bin. Meine Schwester haben sie so vergewaltigt, daß sie gestorben ist. Ich habe jetzt niemand mehr auf der Welt. In die Heimat werde ich wohl nie mehr zurück können, was sollte ich allerdings dort auch noch? - Aber es ist immerhin die Heimat, man kommt nicht so leicht los von ihr. Nun bin 17. Der Arm geht ganz ab. Doch ich kann auch mit dem rechten allein eine Maschinenpistole handhaben. Hoffentlich dauert der Krieg noch so lange, daß ich wieder an die Ostfront kann. Verstehen Sie das?"~~

~~Ich konnte es sehr gut verstehen. Mit dem gesunden Arm spielte er mit meinem Bruder, der ihn von dem zerfetzten Ärmel das Kraftfahrabzeichen abriß, das nur noch an ein paar Fäden hing. Er hat dieses Andenken die ganze Flucht über aufbewahrt. Als das andere Kind die nackte blau-schwarze Schulter sah, fing es bitterlich an zu weinen und beruhigte sich erst wieder, wie der Soldat hinausgegangen war.~~

~~Es schneite immer mehr in großen dichten Flocken. Kurz vor Neustadt blieb der Zug wieder einige Zeit liegen. Die hügelige Landschaft lag schon unter einer dichten schweren Schneedecke. Ein paar mal hörten wir es hart und trocken knallen. Besorgt fragten wir nach der Ursache. Der Unteroffizier erklärte uns, daß der Volkssturm am Bahndamm mit der Panzerfaust übe, wie in tiefsten Frieden. Nun fuhren wir glatt durch bis Gotenhafen. Hier mußten alle Zivilisten den Zug verlassen.~~

~~Es war 16.30 Uhr. Nun standen wir mit unserem Gepäck im fast knietiefen Schnee. Es waren etwa 20 Zivilisten im Lazarettzug gewesen. Mein Bruder begann sofort, sich mit dem kleinen Mädchen im Schnee zu balgen, was damit endete, daß er eine Tracht Prügel bekam und laut brüllte.~~

~~Überall auf den Geleisen standen Lazarettzüge. Die Soldaten mit blutigen Verbänden um Kopf und Arme standen in Gruppen im Schnee zusammen und rauchten. Einige hatten nur Filz um die Beine gewickelt und sahen mit ihren Fellmützen selber wie Russen aus. Wir waren sehr verzweifelt. Wie sollten wir weiter kommen? Meine Mutter ließ mich und meinen Bruder bei dem Gepäck zurück, um Umschau zu halten. Ich fühlte mich so schwach, daß ich mich in den Schnee setzen mußte, mit dem Rücken gegen den großen Koffer geküht.~~

~~Meine Mutter blieb sehr lange weg. Langsam begann es dunkel zu werden. Ich wurde schon unruhig und konnte nur mit Mühe meinen Bruder zurückhalten, der sich in den Kopf gestzt hatte, sie suchen zu gehen. Endlich kam sie ganz erschöpft wieder.~~

~~"Dort hinten steht ein Flüchtlingszug mit Eisenbahnern," sagte sie, "sie wollen weiter nach Danzig und warten hier nur auf eine neue Maschine, die alte ist ihnen von der Wehrmacht ausgespannt worden. Wir haben in einem Viehwagen eine Strohschütte bekommen. Warte hier, ich will nach und nach das Gepäck hinüberbringen."~~

~~So warteten wir den ganzen Nachmittag und Abend auf die neue Lokomotive. Stundenweise schliefen wir. Es war ein großer geräumiger Viehwagen und ein kleiner eiserner Ofen in der Mitte spendete etwas Wärme. Als wir gerade wieder im Halbschlaf vor uns hindämmerten, wurden wir durch die Sirenen herausgerissen. Gleich darauf hörten wir auch das Brummen von Motoren. Schnell wurde die Petroleumlampe ausgelöscht und der kleine Ofen fest verschlossen. Kurz darauf krachte es zweimal, dreimal, dann hörten wir wieder nur das Rattern der Motoren. Es war immer über unseren Köpfen. Schließlich hielten wir es nicht länger mehr in den dunklen Wagen aus. Wir sprangen heraus und krochen in den Schnee zwischen die Schienen unter die Wagen. Es waren noch viele andere aus den Wagen gekommen, auch Soldaten. In den nachtschwarzen Himmel sprühten Funkenregen aus den Schornsteinen der unter Dampf stehenden Lokomotiven. Hier und dort fiel auch aus einem Wagenfenster~~

Licht. Ein Lazarettzug fuhr raus.. Immer wieder ratterten die Flugzeuge dicht über unsere Köpfe hinweg. Wir preßten uns jedesmal eng zusammen, denn wir konnten nicht unterscheiden, ob sie schoossen oder ob es nur der Lärm der Motoren war. Dann war es auf einmal wieder alles ruhig, und wir trauten uns unter den Wagen hervor. Bald darauf wurde in der Stadt Entwarnung gegeben. Wir krochen wieder ins Stroh und waren recht bald eingeschlafen.

~~In den Morgenstunden bekamen wir die Lokomotive und fuhren weiter. Am Vormittag des nächsten Tages kamen wir auf einem Vorbahnhof von Danzig an, wo der Zug wieder längere Zeit liegen bleiben sollte. Wir beschloßen Frau Schranck in Danzig aufzusuchen. Vielleicht gab es dort einen Ausweg oder ein Weiterkommen. Zwei Danziger Eisenbahner halfen uns das Gepäck aus dem Zuge und brachten uns an die nächste Straßenbahnhaltestelle. Es schneite wieder in dichten Flocken.~~

Eigentlich staunte ich, daß es so etwas noch gab, eine Straßenbahn, mit der man zu einem bestimmten Ziel fahren konnte! Und ich staunte immer mehr, je weiter wir fuhren. Da gab es Frauen, die nur mit einer Markttasche aus- und einstiegen, Kinder die ein paar Stationen fuhren, und spielende Kinder auf der Straße! Und die große Stadt war heil. Über alles die weiße Decke des Schnees ausgebreitet wie über einer Weihnachtslandschaft. Mit einem Male sah ich hoch aus dem Flockengewirbel den stumpfen Turm von St. Marien auftauchen. Es war für mich ein großes Erlebnis. Ich war noch niemals in Danzig gewesen. Hier sahen wir weniger Trecks als wir es von zu Hause gewöhnt waren, dafür mehr Soldaten, hauptsächlich SS. Sie waren zum größten Teil sehr abgerissen und sahen verwildert aus. Einige gingen mit Krückstöcken und trugen russische Uniformstücke. Ordentliche Stiefel hatten die wenigsten. Das breite Bauwerk vor uns war der Stockturm. Dort in der Nähe ließ mich meine Mutter mit dem Gepäck in einem Haus-flur zurück und ging mit meines Bruder voraus.

Sie blieben nahezu eine Stunde weg. Eine alte Frau aus dem Hause brachte mir etwas warme Milch zum trinken. Ich trank gern und war ihr sehr dankbar. Gemeinsam mit Frau Schranck brachten wir dann unser Gepäck zu ihr nach Hause. Von ihr und ihren Kindern fanden wir in ihrer kleinen Wohnung eine sehr liebevolle Aufnahme. Mein Bruder fühlte sich sehr bald zu Hause und krakeelte mit den beiden Jüngsten unserer Wirtin um die Wette. Meine Mutter erzählte mir, daß ihr Mann schon seit zwei Jahren an der Ostfront vermißt sei.

Ich ging gleich zu Bett. Meine Mutter wollte noch in der Stadt zu Essen einkaufen, was sehr schwer gemacht wurde, weil man den Flüchtlingen auf die anderen Karten nichts verkaufen wollte. Und nur durch Frau Schranck gelang es uns, die allernotwendigsten Lebensmittel zu bekommen.

Aus meinem Bett konnte ich weit über die beschneiten Dächer bis zur Trinitatisirche hinübersehen. Es sah alles so friedlich aus. Ich schöpfte wieder ein bißchen Hoffnung. Auch meiner Mutter erging es so. Aber wir sprachen auch darüber, daß alles nur eine schöne Täuschung sei. Am nächsten Morgen war ich wieder so weit gekräftigt, daß ich mit meiner Mutter einen kleinen Spaziergang in die Stadt machen konnte. Die Sonne schien ganz warm herab und überall taute es. Wir gingen hindüber zum Marktplatz mit dem alten Artushof und den vielen alten schmalbrüstigen und hochgiebligen Häusern, mit dem Rathaus, dessen hoher Turm das ganze Stadtbild überragte. Auf den goldenen Ziffern der Uhr gleißte und spiegelte die Sonne.

Wir hatten kaum den Marktplatz verlassen, als es auch schon wieder Fliegeralarm gab. Wir liefen so schnell wir nur konnten zum Sender. Nach der Entwarnung erzählten uns Leute, daß auf dem Markt die ersten Bomben gefallen wären und der Artushof beschädigt sei. Ich war froh, noch alles vorher gesehen zu haben. Meine Mutter war still und be-

drückt. Sie war oft in Danzig gewesen und hatte die „Goldene Stadt“ sehr lieb gewonnen.

„Nun fängt alles genau so an wie zu Hause,“ sagte sie, „hier verliert man seine Heimat nun zum zweiten Male. Wenn ich nur einen Ausweg wüßte...“

Es war der 9. März.

Ich glaube ich werde diesen Tag mein ganzes Leben lang nicht mehr vergessen. Es war gerade 19 Uhr. Ich lag angekleidet mit meinem Bruder auf dem Bett. Mein Bruder lag zusammengerollt und schlief. Meine Mutter und Frau Schranck waren in der Küche. Plötzlich heulten die Sirenen das bekannte Voralarmsignal. Und zuckend verlöschte das Licht. Mühsam suchten wir in der Dunkelheit unser Luftschutzgepäck und brachten es hinaus an die Korridortüre. Wir wollten noch erst einmal abwarten. Nach wenigen Minuten würde schon wieder Entwarnung gegeben. Doch was war das? Ein dumpfes fernes Dröhnen mischte sich herein, das Entwarnungssignal ging schnell über in Vollalarm. Dann ein spitzes Krachen. Ich fühlte wie der Fußboden zu zittern begann, und die Scheiben klirrten. Im Schlafzimmer fiel mit scharfem Krach die Verdunkelung vom Fenster herab. Meine Mutter riß meinen Bruder in die Arme und griff den kleinen Reisekoffer, während ich die Aktentasche mit unseren Papieren nahm, dann stürzten wir die hölzerne dunkle Wendeltreppe hinunter. Das jüngste Kind von Frau Schranck stürzte polternd eine ganze Etage die Treppe hinab und schrie fürchterlich. Frau Schranck ergriff sie an einem Arm und riß sie mit sich fort. Als wir die Haustüre öffneten war alles hell erleuchtet. Der Himmel hing voller „Weihnachtsbäume“, die sehr langsam zur Erde schwebten. Dazwischen war das grelle Aufblitzen von Bombeneinschlägen, und die ganze Luft war voller Rauschen und Knattern, und der Erdboden dröhnte. Wir liefen quer über die Straße in den nächsten öffentlichen Luftschutzkeller an der Straßenecke. Ein Einschlag ganz in der Nähe preßte uns die Brust zusammen. Dann hatten wir es geschafft. Der Keller war überfüllt. Das elektrische Licht war längst verlöscht. Ein paar Kerzen flackerten auf den Tischen. Mit vieler Mühe bekamen wir einen Sitzplatz. Kinder schrien durcheinander. Die kleine Gisela hatte sich auf der Treppe das Gesicht vollkommen zerstoßen und blutete sehr. Aus lauter Solidaritätsgefühl schrie mein Bruder mit. Dann hämmerte es dumpf, ununterbrochen. Wenn ein besonders harter Einschlag den Keller erzittern ließ, sprangen jedesmal ein paar Frauen auf und schrien. Etwa eine Stunde später wurde die Türe aufgerissen und die zerstörten Häuser ausgerufen. Es lag alles im Umkreis; Vorstädtischer Graben, Hundegasse, Langgasse, Poggenpfehl, Melzergasse. Einige stürzten heraus, um zu retten, was noch zu retten war. Sie kamen mit Radios, Betten, Stühlen, Schmuckkästen und Geld. Fast alle hatten sie die Kleider oder gar das Haar versengt und Brandblasen an den Händen. Ein beizender Rauch erfüllte den Keller, so daß wir husten mußten.

Nach fast drei Stunden war endlich alles vorüber. Die Angst hielt uns noch zurück. Frau Schranck ging schon alleine vor. Um 23 Uhr wagten auch wir uns heraus. Blutrot leuchtete der ganze Himmel, darin schossen unaufhörlich schwarze Qualmpilze. Pechschwarz standen die Urinase der Häuser gegen den Himmel. Über noch unzertrümmerte Fenster lohte rötlicher Feuerschein. Gelbe Funkenregen sprühten hoch empor. Es war ein grausiger Anblick. Die Luft war voll Rauch.

Das Atmen wurde mir schwer. Der Schnee war geschmolzen, und die Straßen mit Schlamm, Scherben und Schutt überest. Alles rutschte und glitt. Wir stolperten nur mühsam vorwärts zu unserem Haus zurück.

Ich sah es zuerst; Das Dachgeschoß brannte. Ich schrie es meiner Mutter zu. Die Feuerwehr war bereits beim Löschen. Schon sah ich, wie es hinter den leeren Fensterhöhlen des Schlafzimmers rötlich zu glösen begann. Frau Schranck stürzte uns fast ohnmächtig entgegen.

„Ich habe noch ein paar Sachen gerettet,“ schluchzte sie, „doch ich durfte nicht mehr hinauf. Das Treppenhaus hatte schon Feuer gefangen.“

Im Schein der Brände sah ich, daß ihr Fellmantel ganz versengt war. Meine Mutter war sehr still und ernst. Wir hatten nun auch unser Letztes verloren. Wir hatten kein Hemde mehr zum Wechseln, kein Stück Seife zum Waschen und nicht einmal einen Kanten Brot. Die Brände zischten und prasselten um uns her, dazwischen mischte sich das Surren der Motorpumpen. Balken stürzten krachend und funkenschend ineinander. Wir hasteten zum Sender, an dem Frau Schranck beschäftigt gewesen war, und hofften, dort den Rest der Nacht verbringen zu können. Aber ein nach Alkohol duftender Zivilist warf uns wieder hinaus. Wir zogen zu unserem Luftschutzkeller zurück. Es gelang uns ^{schon} ~~schon~~ ^{schon} ~~schon~~ einen Sitzplatz zu bekommen. Überall in den dunklen Ecken saßen klagende Menschen auf den letzten Resten ihrer Habe. Viele Frauen weinten. Plötzlich begann sich mir alles vor den Augen zu drehen. Große rote Kreise tanzten wild uher. Dann wurde es nacht-schwarz.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Pritsche und draußen begann es Morgen zu werden. Es kam ein starker Wind auf, der bei- zenden Qualm in den Keller trieb, daß wir ihn verlassen mußten. Frau Schranck verwies uns an eine Bekannte und fuhr mit ihren Kindern zu den Eltern nach Schidlitz. Wir sahen sie nie wieder. Der Qualm reizte mich viel zum Husten, und ich hatte sehr heftige Schmerzen.

Die Bekannte von Frau Schranck nahm uns freundlich auf. Sie wohnte in der Küche, da die drei Stuben alle beschädigt waren oder wenigstens die Fenster zertrümmert, so daß der Wind munter durchpustete. Wir schliefen auf einem Decken- und Matratzenlager auf der Erde. Meine Mutter war fast den ganzen Tag unterwegs, um etwas zu essen einzukaufen. Immer wieder gingen die Sirenen. Ich war in steter Angst um sie. Am späten Nachmittag kehrte sie heim. Sie hatte nur ein Brot und etwas Käse bekommen. Sehr viele Geschäfte waren zerstört. Auf die übrigen setzte der große Ansturm an. Vor den Bäckerläden standen riesige Schlangen. Immer wieder hatten sie vor den Schlachtfliessern in die Keller und Hausflure laufen müssen. Wenn eine kleine Ruhepause eintrat, begann das Schlangestehen von vorne. Zwei Frauen waren dabei erschossen worden. Mitten aus ihnen heraus.

Etwas später klingelte eine Frau mit einem kleinen Kinde im Arm. Das Kind sah sehr bleich aus und hatte eine dünne faltige Haut. Ihm war der rechte Unterschenkel abgerissen worden. Das Bein war mit blutigen Fetzen abwickelt. Und noch immer leckte das Blut. Es sah furchbar aus. Mich ergriff eine heftige Übelkeit bei dem Anblick. Die Frau mußte noch jung sein, trug aber alte zerrissene Kleider und sah aus wie eine Fünzigjährige. Unsere Wirtin nahm die beiden noch zu uns und lief sogleich los, um einen Arzt zu besorgen. Die fremde Frau war sehr verschüchtert. Ich mußte an ein Tier denken. Sie hatte nichts bei sich wie das Kind. Nach einer langen Zeit des Schweigens sagte sie: „Mein Gott, ich hätte nie gedacht, daß ich bis hierhin kommen würde. Und wie soll es nun weitergehen? - Wir waren immer zwischen den Russen. Wir kommen unten von Marienburg her. Die Russen kamen in unser Dorf. Sie schleppten uns Frauen herbei und schlugen die Männer, die sie noch fanden, mit Kolben tot. Dann führen sie weiter und riefen uns zu, daß die, die nach ihnen kamen noch viel schlimmer wären. Ich zog mit meinem Kind immer hinter den Russen her. Denn ich dachte, diese sind nun durch und die nächste Welle kommt erst später. Ich wollte nur immer zwischen den beiden Wellen bleiben. Kilometerweit bin ich gelaufen, immer gelaufen, immer gelaufen, bis ich im Straßengraben zusammenbrach. Plötzlich wurde ich wieder hellwach, als eine Hand mir ins Gesicht griff. Ich riß die Augen auf und starrte in eine schielende mongolische Visage. Ich wollte aufschreien,

aber die haarige stinkende Hand preßte sich auf meinen Mund. Jetzt sah ich auch den Panzer auf der Straße. Uri, Uri, sagte der Soldat und grinste schrecklich. Ich schrie; Nix Uri, Uri. Da durchsuchte er meine Kleider und riß mich auch am Haar. Endlich sagte er: Nix Uri, stieg auf den Panzer und sie fuhren weiter. Joachim hatte die ganze Zeit dicht neben mir gelegen und geschlafen. Ich rüttelte ihn wach und wir liefen weiter. Gegen Abend holten uns ein paar Lkws ein. Ich hatte mich gerade im Straßengraben versteckt, da sah ich, daß es Deutsche waren. Ich lief auf die Straße und bat sie, mich mitzunehmen. Ich erzählte dem Soldaten von dem Panzer. Er fluchte. Hinten auf dem Wagen waren mehrere Frauen mit Kindern. Wir kamen an einen Wald. Dort wurden wir beschossen. Plötzlich war dicht neben uns die Plane zerfetzt. Wir hatten eigentlich gar nichts gehört. Getroffen war keiner. Als es zu schießen aufhörte, fuhren die Soldaten auf einen Nebenweg in den Wald und stiegen aus. Sie wollten sich den Russen ergeben. Wir waren sehr verzweifelt und weinten und baten. Denkt Ihr, wenn wir hier dem Iwan entkommen, wollen wir der SS in die Hände fallen? Wir haben die Nase voll. Dann geht der ganze Krampf nachher noch mal von vorne los. Nee, wir machen Schluß, keinen Schritt weiter, sagten sie. Da trat ein Gefreiter mit der Maschinenpistole auf sie zu: Ihr Hunde, sagte er, wenn ihr nicht gleich weiterfahrt und versucht die Frauen zu retten, dann schieße ich euch über den Haufen. Wenn ihr die dem Russen ausliefern wollt, dann seid ihr auch nicht Wert, daß ihr weiterlebt. Mensch schieß doch, grinste da einer, kannst du denn die Wagen fahren? Dann komms'te überhaupt nicht weg. Einer war dann bereit, mit uns weiter zu fahren. Inzwischen war es dunkel geworden. Dann krachte und splitterte mit einem Mal alles. Wir wurden durcheinander geschleudert. Das Auto stand. Ein paar Frauen lagen auf der Erde und bluteten furchtbar. Da heulte es schon wieder heran. Joachim fand ich nicht mehr. Ich griff dieses fremde Kind und riß es mit mir fort. Es war ganz blutig. Ich stürzte über einen Soldaten. Als er uns sah, zog er einen Riemen aus der Tasche und verband das Kind. Da sah ich erst, wo das viele Blut herkam. Ich weiß nicht, wie es heißt. Ich nenne ihn Joachim wie meins. Und wir liefen und liefen, hinter uns brannte das Auto. Wir liefen die ganze Nacht. Und sehen Sie, so sind wir nach Danzig gekommen."

Dann schluchzte die Frau in die verschränkten Arme. Nach einer kleinen Weile sagte sie: "Ich bin sehr hungrig."

Und meine Mutter gab ihm unseren ganzen Käse und den Rest des Brotes. Mein Magen knurrte auch. Als mein Bruder herein kam, wollte er mit dem fremden Jungen spielen. Aber meine Mutter hielt ihn zurück und sagte, daß der Junge sehr krank sei. Denn er saß auf einem Stuhl, die Beine in eine Decke eingewickelt, daß von seiner furchtbaren Verletzung nichts zu sehen war. Zur Nacht fing der Junge an zu schreien und schrie un-d wimmerte die ganze Nacht durch. Es war furchtbar. Mein Bruder schenkte ihm seinen kleinen silbernen Rennwagen, den er aus der Heimat mitgebracht hatte. Das fremde Kind ließ das Spielzeug nicht mehr aus der kleinen roten angefrorenen Hand. Sehr früh morgens zog die Frau weiter.

In den frühen Vormittagsstunden kam SS und beschlagnahmte die Wohnung. Bis mittags 12 Uhr mußte sie gekümt sein. Unsere Wirtin weinte. Wir standen nun zum ersten Male mit unserem kleinen Koffer wirklich auf der Straße. Der Hunger war nicht schön. Auch im Luftschutzkeller durften wir nicht bleiben. Wir zogen durch die Straßen von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, nur um ein Dach über dem Kopf zu finden. Es wa-r sehr bitter. Sobald man hörte, daß wir aus dem Reich waren, wurden wir hinausgeworfen. Man beschimpfte uns als Nazis und

- 10 -

machte uns für alles Unglück verantwortlich.

„Warum habt ihr uns in euer Reich heimgeholt. Uns ging es ja unter den Polen viel besser. Ohne euch lebten wir jetzt noch in Frieden. Wir wollten nicht heim. Die da dem Führer zugeschrien haben waren bezahlt. Wenn nur die Polen bald wieder hier wären!“

Ich wünschte nur allen aus ganzem Herzen, daß die Polen nie wieder zu ihnen kämen. Ich konnte gar nicht fassen, wie in all der großen furchtbaren Not, die keinen verschonte, so viel Gehässigkeit sein konnte. Andere ließen uns einfach stehen wie Bettler und schlugen die Türe zu. Immer wieder standen wir auf der Straße. Und dauernd waren Schlachtflieger über uns. Alarm wurde gar nicht mehr gegeben.

Einmal kamen wir gerade wieder aus einem Hause, da ein Krachen... wir warfen uns alle drei auf den Flur. Da spritzten auch schon Glasscherben auf unsere Rücken, und das hölzerne Treppengeländer auf dem ersten Treppenabsatz war vollkommen von Geschossen zersägt und brach krachend herunter. Wir sahen uns nur ganz still und lange in die Augen.

Da riß eine Frau die Korridortüre auf und keifte uns an: „Da sehen Sie, sehen Sie?“

Ich wußte nicht, was wir sehen sollten. Wir verließen schnell das Haus. So wurde es Nachmittag. Wir hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen. Ich fühlte mich sehr elend. Ein paarmal mußte ich mich in eine Haustüre niedersetzen, um auszuruhen. Als es dunkel wurde, hatten wir immer noch nichts gefunden. Meine Mutter war sehr verzweifelt und weinte. Dicht vor uns ragten die spitzen Türmchen der Seitenschiffe von St. Marien in den grauen Abendhimmel. Die wunderbare Kirche stand noch gänzlich unzerstört. Wir gingen in der Nähe in ein Hausflur, legten uns die eine dünne Decke unter und krochen eng zusammen, um hier die Nacht zu verbringen. Die Steine waren sehr kalt und drangen auf die Dauer durch Decke und Mantel hindurch. Aber wir waren zu schwach, um die Nacht zu stehen. Wir zogen die Köpfe ganz in die Mäntel und wärmten uns mit unserem eigenen Atem. Mein Bruder war bald eingeschlafen. Auch ich schlief kurze Zeitspannen, es waren immer nur Minuten. Eine Stunde schien uns unendlich lang, und wir dachten mit Grauen an die lange Winternacht. Wir sprachen noch davon, daß wir am kommenden Tag unter allen Umständen etwas zu essen bekommen müßten. Meine Mutter erzählte, daß bereits Flüchtlinge Geschäfte geplündert haben sollten, weil die Danziger ihnen nicht verkaufen wollten. In dieser Nacht begann auch die Artillerie sich auf Danzig einzuschließen.

Spät in der Nacht kam noch ein Soldat zu uns ins Hausflur. Zuerst war er uns etwas unheimlich. Er hatte einen derben Stock und das Gesicht war voller langer dunkler Stoppeln. Schweigend setzte er sich neben uns und rauchte eine Zigarette. Als er fertig war, deckte er uns seine Decke über.

„Ich brauche sie nicht mehr,“ sagte er. Dann steckte er sich wieder eine Zigarette an. Unerwartet fragte er: „Sie sind wohl auch ausgebombt? Aber danken Sie Gott, daß es nicht der Tommy war. Nach einem dreistündigen Angriff des Tommy's wäre Danzig verschwunden gewesen. Ich habe ihn in Königsberg erlebt. Ich sage Ihnen, es war einfach grauenvoll. Seien Sie froh!“

„Wir sind nur bedingt ausgebombt,“ antwortete meine Mutter, „wir haben bereits alles verloren. Wir kommen aus Stolp.“

„Was,“ sagte der Soldat, „aus Stolp? Dann kennen Sie sicher auch Stolpmünde. Natürlich, es gibt ja keinen Stolper, der nicht Stolpmünde kennt. Ich bin Stolpmünder. Ich war zwei Jahre nicht mehr zu Hause. Wissen Sie vielleicht, wie es dort aussieht? Weihnachten habe ich die letzte Nachricht bekommen.“

Meine Mutter und er sprachen noch lange von der Heimat. Etwas Tröstliches konnten wir ihm nicht sagen.

Er riet uns: „Bleiben Sie nicht hier mitten in der Stadt. Morgen hat sich die Artillerie eingeschossen. Wenn Sie eine Möglichkeit haben, gehen Sie raus, in einen Vorort oder so. Ich schätze, der Iwan wird in spätestens einer Woche hier sein. Und in Danzig liegen hauptsächlich SS-Verbände. Es wird ein hartes Knacken geben. Und das ist grauenvoll für die Zivilbevölkerung. Es ist alles schlimmer in einer großen Stadt. Versuchen Sie unter allen Umständen herauszukommen. Auch wegen des Jungen. Es gehen noch Schiffe mit Königsberger Flüchtlingen aus Neutief, die hier Zwischenstation machen. Versuchen Sie sich irgendwo einzuschmuggeln.“

Langsam wurde die Müdigkeit doch so groß, daß ich einschlief. Vor Kälte am ganzen Körper zitternd wachte ich wieder auf. Der Landsmann war bereits fort. Er hatte uns seine Decke und einen Brotbeutel mit etwas Schokolade, Wurst und Brot zurückgelassen. Sobald es hell wurde, begann der Artilleriebeschuß, daß man auf der Straße nur noch mit eingezogenem Kopf zu gehen wagte. Auch die Schlachtflieger waren ununterbrochenda und schossen in die Straßen herein, sobald ein paar Menschen zusammenstanden. Besonders in die Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften.

Meine Mutter beschloß, nach Oliva zu gehen, das sie von früheren Jahren gut kannte. Der Zug fuhr erst nachmittags um 5 Uhr. Den Tag über verbrachten wir mit mehreren Flüchtlingen in einigen beschädigten Straßenbahnwagen, die in der Nähe des Stockturms standen. Die Scheiben waren alle heraus und wir froren jämmerlich. Wir hockten alle eng zusammengedrückt. Die Luft war schlecht. Einige Flüchtlinge waren schon seit Wochen unterwegs und nicht mehr aus den Kleidern gekommen. Die meisten hatten schon wie wir seit Tagen nichts Ordentliches mehr gegessen. Und als eine Frau kalte Pellkartoffeln aus der Tasche holte, sahen viele mit gierigen Blicken hinüber. Zwei etwa 7jährige Jungen prägeln sich um einen winzigen Kanten steinharten Brotes. Endlich hatten sie ihn durchgebrochen bekommen, und jeder lutschte an einem Bröckel herum. Wir waren froh, als wir zum Zuge mußten.

Unterwegs zum Bahnhof mußten wir noch einmal vor Fliegern in ein Hausflur laufen. Auch die Bahnhofskuppel war vollkommen zersägt und zersiebt. Wir hofften nur immer, daß kein Angriff komme, während wir vollkommen schutzlos auf dem Bahnsteig standen. Und wir hatten Glück. In einer weiteren halben Stunde waren wir in Oliva. Meine Mutter ließ mich und meinen Bruder mit dem kleinen Koffer zurück und suchte einen alten Bekannten auf. Nach wenigen Minuten schon kam sie zurück.

„Oh, bin ich glücklich,“ strahlte sie uns an, „ich habe in einer großen Villa eine ganze Wohnung mit Küche und allem Zubehör bekommen. Der Besitzer ist geflohen. Ich bin so sehr glücklich!“

Es war eine herrliche Villa, und sie wurde nur von dem alten Pförtner und seiner Frau bewohnt. Große gutbeleuchtete Räume, und wir brauchten nur die Zentralheizung anzustellen, um es warm zu haben. Wir standen wie vor einem Wunder.. Daß es so etwas noch gab! Aber unsere große Freude wahrte nicht allzu lange. Noch gleich am Abend zog eine zweite Familie zu uns, und die restlichen Räume wurden von der Wehrmacht belegt, daß uns nur ein Zimmer verblieb. Wir fanden viel Eingewecktes und Eingemachtes vor, vom Pförtner bekamen wir Kartoffeln und Fett. Und nun saßen wir zum Abendbrot wie in der Heimat um den weißgedeckten Tisch, und vor jedem lag ein schweres silbernes Besteck. An diesem Abend verschlangen wir so ungeahnte Mengen, die wohl sonst für eine zwanzigköpfige Familie gereicht hätten. Dann zogen wir uns seit einer Woche zum ersten Mal wieder ganz aus und gingen zu Bett. Und schliefen ungestört bis weit in den Vormittag hinein. Ohne Tiefflieger, ohne Alarm. Es war herrlich.

Am nächsten Tag war das kurze Glück schon zu Ende. Es kamen immer mehr Soldaten; Panzerjäger und Infanterie. Auf den Grundstücken lagen sie und kochten ab und rauchten und schliefen, in eine Decke ein-

gewickelt. Die Straßen waren verstopft von Fahrzeugen, Autos, Bks, Werfern usw. Und bald hörten wir wieder das uns schon so vertraute Rattern der Tiefflieger. Wir waren jetzt schon viel ruhiger als am Anfang.-Doch bei alledem hatten wir satt zu essen.-

Diese Nacht gingen wir nur noch halbausgezogen ins Bett. Gegen 22 Uhr etwa wurden wir von einem furchtbaren Krach geweckt. Gleich darauf ging es noch einmal „Wumm!“ Das Geschirr klapperte und die Scheiben klirrten. Wir sprangen aus den Betten und rannten in den Keller hinab. Das Licht brannte nicht mehr. Dampf orgelte es heran, und bei jedem Einschlag zitterten die Wände des Hauses. Bis 24 Uhr dauerte mit Abständen die Beschießung. Dann wurde wieder alles ruhig. Als wir nach oben kamen und die Türen öffneten, wehten uns die Gardinen entgegen. Meine Mutter hing eine Decke vors Fenster, dann krochen wir wieder ins Bett und schliefen ungestört bis zum Morgen.

Wir wollten nun auf jeden Fall versuchen, nach Neufahrwasser zu kommen. Aber zu Fuß war es ausgeschlossen. Die andere Frau mit ihren drei Kindern, die zu uns gezogen war, wollte sich uns anschließen. Ich hatte wieder sehr mit dem Fieber zu kämpfen. Oft verschwamm alles vor meinen Augen, daß ich die Dinge nur wie durch eine Milchglasscheibe sah. Auch war ich manchmal gar nicht fähig, ein gesprochenes Wort aufzunehmen. Manchmal erschien mir alles wie ein böser Traum, und ich wußte nicht recht, warum wir eigentlich hier waren. Klar wurde mir erst wieder, als wir vormittags abermals aus der Wohnung geworfen wurden.

Dann gab es Panzeralarm. Meine Mutter war gerade mit meinem Bruder Brot einkaufen gegangen. Ich war in großer Sorge und konnte nicht verstehen, wie die Soldaten so ruhig weitertrauchen konnten. Zum ersten Mal war nun der Feind wirklich da, die Panzer. Ich war froh, daß noch so viel Soldaten im Ort waren und dachte, da könnte der Feind doch nicht durchkommen. Aber sie lachten und fragten, womit sie die Panzer aufhalten könnten. Sie hätten wohl schöne, gefährlich aussehende Geschütze, aber nicht einen Schuß Munition, nicht eine Panzerfaust. Ihre Maschinenpistolen hätten sie schon längst weggeworfen, da sie mit Rosenknöpfen nicht schießen könnten, und aus Respekt vor Stadtkommandantensbefehlen würden die Panzer nicht umdrehen. Es blieb dann aber alles ruhig. Die Panzer waren nur bis an den Ortsrand vorgedrungen, erzählten uns die Soldaten. Eine Abteilung stöße langsam von Zoppot aus vor und die andere läge an den Ausläufern des Olivaer Forst, etwa 2 km entfernt. Es könnten noch zwei Tage vergehen, bis sie Oliva besetzten.

Wir waren verzweifelt. Sollte hier nun doch alles zu Ende sein? Waren wir darum aus der Heimat geflohen? Um vielleicht in einer fremden Landschaft zu sterben? Als wir noch standen und beratschlagten, kam ein Soldat zu uns heran und sagte, daß sie in einer halben Stunde mit einem Ikw nach Neufahrwasser führen. Wir legten uns gleich fest. Meine Mutter lief, um Frau Laif zu verständigen, die sich vor Glück kaum zu lassen wußte. Wir dachten an das, was uns der Stolpmünder von den Königsberger Schiffen gesagt hatte.

Die Witterung war milder geworden. Die Wege waren grundlos. Der Wagen jiepste und schaukelte durch die Schlaglöcher, daß wir heftig durcheinander fielen. Dann war die ganze Strecke von Wehrmachtsfahrzeugen und Trecks verstopft. Wir mußten wohl eine viertel Stunde warten. Es kam eine SS-Streife, und die Trecks sollten sofort die Straße räumen. Die Leute baten und flehten, doch derb Offizier blieb unbittlich. Als ein paar einfach weiterfahren, drönte erzu schießen. Schließlich führen sie seitwärts auf die Felder oder in die Gräben, wo die Pferde bis zu den Knien einsanken. Ein paar Pferde stürzten. Es war eine wilde Verwirrung, alles schrie, weinte und fluchte durcheinander. Nun konnten wir auch wieder weiterfahren. In Langfuhr waren

*Starker Rauch und Schall mit Pistolen. Es war
wie wenn sie durch*

Panzersoldaten dabei, gräben direkt neben der Straße auszuheben. Zwischen ihnen standen SS-Leute mit Pistolen. Und unaufhörlich hetzten abgerissene Menschen, Zivilisten oder Soldaten mit blutigen Verbänden an uns vorüber. Niemals kann ich all diese Bilder vergessen. Oft tauchte noch in meinen Träumen irgendein Gesicht aus diesen Massen des menschlichen Elends vor mir auf, daß ich nur irgendwo flüchtig gestreift hatte. Vielleicht war sein Träger schon längst unter den Toten.

Wir fuhrten über den großen Flugplatz von Langfuhr, auf dem nur ein paar zusammengeschossene Maschinen standen oder noch heile, die aber bis zu den Tragflächen im Dreck versackt waren. Ein paar mal kreisten über uns feindliche Maschinen. Sie stießen auf die Felder herab, flogen hinter den Chausseebäumen an - die Brust preßte sich ganz eng zusammen, und der Kopf versank zwischen den Schulter, wir glaubten, daß nun alles zu Ende sei - aber da waren sie schon vorüber gebraust. Sie schossen nicht. Ich war ganz naßgeschwitzt wie an einem Sommertag, trotz der eisigen Winterluft. Noch mehrmals mußten wir warten, bis die Straße frei wurde.

Dann waren wir am Hafen. Das Wasser sah grau und feindlich und kalt aus. Es lagen nur ein paar größere Kutter am Kai, im übrigen war der Hafen leergefegt. Beim Hafenkapitän fragten wir gleich nach einem Schiff aus Königsberg. Er lächelte sehr mitleidig. *mit mir*

"Dort im Lager warten Tausende von Flüchtlingen auf Schiffe, seit Wochen schon. Es fahren keine Schiffe mehr. Hier ein paar Hochseekutter fahren noch." Und er lächelte noch mal. "Die können Sie aber nicht bezahlen, vermute ich. Die nehmen für eine Person 1000 RM."

- Wir hatten noch 800 RM bei uns - "Ich kann ihnen nur den guten Rat geben, gehen Sie ins Lager und warten Sie. Vielleicht haben Sie Glück. Vielleicht..."

Dann ließ er uns stehen und wendete sich den Nächsten zu, die schon wieder in langer Schlange hinter uns standen. So zogen wir ins Lager. Es war furchtbar. Als wir die Tür zu einer der Holzbaracken öffneten, schlug uns ein bestialischer Gestank entgegen. In faulenden Stroh saßen eng zusammengefercht wie das Vieh Hunderte von Menschen. Quer durch den Raum waren Bindfäden gezogen, an denen Wäschestücke hingen. Auf einer Wolldecke legte eine Frau ein Kind trocken. Andere Frauen bearbeiteten ihre nackten erfrorenen Beine mit stinkender, ekligaussehender Frostsalbe. Die Luft war erfüllt von dumpfem Murmeln und Kindergeschrei. Eine alte Frau, die ein Paar Krücken neben sich liegen hatte, betete unaufhörlich und um sie herum hockten viele und hörten ihr zu. Frau Laif mit ihren Kindern lief gleich wieder heraus. Auch mein Bruder zog meiner Mutter am Mantel und bat: "Komm, laß uns herausgehen, das stinkt hier so. Komm, Mutti!"

Ich war da-nn aber doch froh, als ich neben einem alten einarmigen Ostpreußen, der furchtbar nach Zwiebeln stank, eine kleine Strohschütte bekam. Meine Mutter und Frau Laif gingen wieder an den Hafen hinunter. Zu meinen Füßen saßen zwei Mädchen, die sich gegenseitig lauschten. Ich hatte nur Angst, auch Illuse zu bekommen und zog meine Mütze so weit über den Kopf wie nur möglich. Der alte Ostpreuße bot mir etwas Brot und ein Kochgeschirr mit einer grau-braunen schlammigen Flüssigkeit an. Mich ekelte aber alles dermaßen, daß ich nichts essen konnte. Dicht neben mir lag eine sehr junge Frau, die nur kurze Harrstopeln unter dem Kopftuch hatte, auch die Augenbrauen waren ihr abrasiert. Sie sah fast unheimlich aus. Wenn sie einmal aufstand stützte sie sich schwer auf einen Krückstock. Der Ostpreuße erzählte mir, daß es eine Wehrmachthelferin sei, die in Rumänien den Russen in die Hände gefallen war und verschleppt wurde und dann ausgerissen war und sich nun hierher durchgeschlagen habe. Sie sei erst 18 oder 19 Jahre und nun ein bißchen wunderbar im Kopf. Ich mußte sie immer wieder ansehen. Es war mir richtig peinlich.

"Hihi," kicherte er ein unheimliches Lachen, "und sterben tun sie hier in der Baracke. Gestern haben sie wieder zehn Tote herausgebracht. Ich wünschte ich könnte auch so schön schnell sterben. Leben kann man nachher doch nicht mehr. Wenn wir hier noch mal rauskommen, heißt es Gnadenbrot essen, einen krummen Puckel machen und sich treten lassen und noch dafür dankeschön zu sagen."

Ich hielt es einfach nicht mehr aus in der Baracke. Ich ging hinter an den Hafen und setzte mich lieber in die Kälte auf einen Poller. Hier traf ich auch meine Mutter.

"Es ist kein Schiff," berichtete sie, "ich habe auch noch mal mit dem Manne vom Kutter gesprochen. Unter 800 RM pro Person macht er es nicht. Er sagte, lieber fahr' ich leer zurück, und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich hätte den Kerl umbringen können."

Wir blieben bis es dunkel wurde am Hafen sitzen. Die Kälte fraß sich bis in die Eingeweide. Wir hörten nur fern die Artillerie wummern, und die kleinen Wellen plantschten an die Hafenummauer. Schließlich gingen wir doch in die Baracke zurück. Mit Mühe und Not bekamen wir so viel Raum, daß wir uns mit gegeneinandergelenteten Rücken niedersetzen konnten. So viel Platz, um die Beine auszustrecken, hatten wir nicht mehr. Die ganze Nacht stolperten Menschen an uns vorbei oder über uns hinweg. An Schlafen war gar nicht zu denken. Ich hatte wieder heftige Schmerzen. Die kleine Marion von Frau Iaif bekam in der Nacht furchtbaren Durchfall mit Brechreiz und Nasenbluten zusammen, daß sie fast die ganze Nacht mit dem Kinde laufen mußte. Am anderen Morgen war es nur ein kleines bleiches, fast lebloses Bündel.

An diesem Morgen erzählten uns italienische Kriegsgefangene, die am Hafen arbeiteten, daß ein Schiff aus Königsberg gekommen sei und an der Westernplatte Munition auslade. Frau Iaif fuhr sogleich mit der Fähre hinüber. Nach etwa einer Stunde kam sie sehr glücklich zurück.

"Ich habe auf dem Schiff einen Soldaten getroffen, einen Bekannten aus Königsberg," erzählte sie, "stellen Sie sich vor: er hat mir für 500 RM, für etwas Schnaps und Zigarren eine Kabine besorgt und will mich jetzt einschmuggeln. Für Sie kann er nichts tun, sagte er, aber verlassen Sie sich drauf, Sie kommen mit. Ohne Sie fahre ich nicht. Warten Sie hier. Ich bringe jetzt gleich mein Gepäck und die Rinder hinüber und komme dann wieder. Ich komme wieder!"

Der Bekannte kam ihr entgegen. Er entschuldigte sich sehr bei uns, aber es wäre ihm unmöglich, uns einzuschmuggeln. Es wäre auch mit Geld allein nichts zu machen. Und er hätte sich für Frau Iaif restlos verausgabt. Langsam entschwandten die beiden Menschen unseren Blicken. Da wandte sich Frau Iaif noch einmal um und rief: "Kommen Sie ruhig nach. Es wird schon alles in Ordnung gehen."

Wir standen am Hafen und wußten nicht, was wir tun sollten. Immer wieder hatte man uns vor der See gewarnt wegen der U.-Boote und Minen. Alles war so ungewiß. Aber mit Grauen dachten wir an eine zweite Nacht in dem Barackenlager und an all die Menschen, die dort nun schon seit Wochen hausen mußten. Und wie wir noch standen und beratschlagten, kam ein alter Mann auf Krücken herangehumpelt. Er trug eine Fellmütze und sah fast wie ein Russe aus.

"Wenn Sie eine Möglichkeit haben, herauszukommen," sagte er, "ergreifen Sie sie. Ich war zweimal unter dem Russen... Meine Beine verdanke ich ihm. Glauben Sie mir, wenn ich noch meine gesunden Glieder hätte, ich säße nicht mehr hier. Zögern Sie nicht!"

Er hatte mit unheimlicher Grabesstimme gesprochen und stetzte dann ohne jedes weitere Wort wieder davon.

"Jetzt gehen wir," sagte entschlossen meine Mutter und winkte einen Italiener mit einem Boot heran. Er ruderte uns über den Hafen und führte uns zu dem Schiff. Er war schon ein älterer Mann mit leicht ergrautem

Haar.

"Ich wünschte, ich auch hier wegkommen, nach Hause," sagte er, und sah uns traurig an.

Es war nur ein kleiner Dampfer von 400 t mit einem großen Laderaum und der Maschine hinten. Sobald Frau Laif uns am Ufer erblickte, schickte sie ihren Bekannten herüber.

"Es ist ein recht günstiger Augenblick jetzt," sagte er, "das Ausladen der Munition ist gerade beendet und viele der Königsberger sind noch an Land. Sie müssen ganz unbekümmert an Deck gehen und dann gleich in den dunklen Laderaum runter. Morgen Mittag fährt das Schiff ab. Bis dahin dürfen Sie sich oben nicht sehen lassen. Ihren Koffer müssen Sie aber zurücklassen. Ich werde versuchen, ihn so schnell wie möglich nachzuholen. Und bestehen Sie immer darauf, daß Sie Königsberger sind."

So marschierten wir, nur mit einer Aktentasche unter dem Arm, in der unsere Papiere, unser Geld und der Schmuck meiner Mutter waren, über die Laufplanke und verkrochen uns in die dunkelste Ecke des Laderaumes. Kurze Zeit später wurde auch unser Koffer heruntergereicht. Dann gab es mit Lumpen gefüllte Säcke als Schlafunterlagen. Wir drei bekamen nur einen Sack, daß abwechselnd immer einer auf der nackten, dreckigen Erde liegen mußte. Wir wurden von allen Seiten argwöhnisch angestarrt. Aber Gott sei Dank sagte niemand etwas. Wie wir später erfuhren, kannten sich die Königsberger alle, sie hatten schon wochenlang zusammen in Neutief in einem Lager gelegen. Außer ihnen waren nur noch etwa 50 Soldaten und Helferinnen an Bord. Ein aus einem Kessel befreiter Stab, ein Luftwaffenbaustab und einzelne Soldaten mit Sonderaufträgen. Der Laderaum war sehr zugig. Von allen Seiten puste der Wind in die Luken hinein. Vorne stand ein kleiner eiserner Ofen, der fast glühte, doch den großen Raum konnte er nicht erwärmen. Der Ofen war immer von Frierenden belagert. Wir lagen ganz dicht gepackt mit dem Kopf gegen die Wand und den Füßen zu-einander, dazwischen blieb nur ein schmaler Gang, den man mit etwas Mühe gerade entlangbalancieren konnte, ohne auf irgendwelche Beine zu fallen.

Nur mit Mühe gelang es uns, meinen Bruder unter Deck zuhalten. Es war alles neuartig für ihn: das Wasser, das Schiff und die Geschäftigkeit an Deck. All das Trampeln von vielen Füßen, das Verladen von Fahrzeugen, das Knarren des Ladebaumes und das Ratter, und Rasseln der Winsch. Erst mit der Dunkelheit wurde es ruhig über uns. Die Nacht war wieder furchtbar. An Schlafen war nicht zu denken. Der Sack war steinhart, und laufend kullerte einer an einer Seite herab. Und der Wind zog uns über das Gesicht, und die zwei dünnen Decken reichten auch nicht aus. Bald reichten sie an den Beinen nicht, dann waren die Schultern warm. Hatte ich sie glücklich über die Beine gezerrt und die Schultern auch noch teilweise bedeckt, so lag mein Bruder mit dem Rücken bloß. Mitten in der Nacht lief die Maschine an und wurde abgelegt. Wir hofften, daß das Schiff bereits in See ginge. Aber es war nur eine kurze Fahrt. Am Morgen hörten wir, daß es nur in den Hafen hinein an die Westseite gefahren sei, wo noch einige Bonzen mit ihren Autos an Bord kommen sollten.

Gegen Mittag hielt ich es nicht länger unter Deck aus. Ich mußte zu den Toiletten hinauf. Gerade wollte ich wieder in den Laderaum hinuntersteigen, als mich ein Mann der Besatzung am Arm packte und anbrüllte: "Halloh, Freundchen, Du gehörst nicht zu unserem Transport. Aber fix von Bord!" und zerrte mich zur Laufplanke.

Ich war vollkommen verwirrt, und bevor ich irgendetwas sagen konnte, brüllte er wieder: "Mensch, mach die Futterluke zu und quess nicht lange. Avanti, Avanti, vielleicht wird's bald!"

Und er rief noch einen anderen von der Besatzung herbei und sagte: "Hier der Bursche hat sich eingeschmuggelt." Und sie packten mich

beide am Arm und stießen mich an Land.

Ich kroch hinter einen großen Holzstapel und biß in das dreckige Holz, daß der Sand zwischen den Zähnen knirschte. Ich fühlte mich zum ersten Male so hundeehend, wie ich mich auf der ganzen Flucht noch nicht gefühlt hatte. Dort saßen nun meine Mutter und mein kleiner Bruder und fuhren vielleicht schon in wenigen Minuten davon, ohne daß sie etwas wußten von mir oder ich sie noch einmal zu sehen bekäme. Mein Gott, es war wahrscheinlich ein Abschied für das Leben. Ich wollte warten bis das Schiff loslegen würde und dann noch einmal mit aller Gewalt versuchen, an Bord zu kommen. Als ich noch ganz zerknirscht an den Holzstapel gelehnt stand, kam ein Obermaat auf mich zu. Er rief schon vom Laufsteg aus: „Mensch Junge, was stehst du denn da noch an Land und peilst in die Sonne! Denkst du wir warten noch extra auf solchen Moses?“

Ich konnte erst gar nicht begreifen, daß ich gemeint sein sollte. Ich wollte ihm gerade erklären...

„Jo, jo,“ sagte er, „natürlich,“ und schob mich vor sich her. Der Soldat an dem Laufsteg trat zurück, aber sofort schoß der Mann der Besatzung auf uns los. Doch da fuhr ihn der Obermaat an: „Mensch, Seemann, steck dein Vorgeschirr in deinen Laubkaus und mach die Klüsen dicht. Was reißt' den Hals denn wie 'ne Ladeluke auf? Der Jung' kommt von Königsberg und hat die ganze Überfahrt neben mir gelegen. Da habt ihr euch ja 'nen Witz erlaubt.“ Und mir zischte er zu: „Tauch unter!“

So schnell ich nur konnte verschwand ich im Laderaum. Da lief auch schon die Maschine an, und die Dampfsirene heulte zum Abschied. Die Trossen klatschten an Deck. Meine Mutter war furchtbar aufgeregt. Königsberger hatten ihr den Vorfall berichtet und sie nur mit Mühe unter Deck gehalten, da sonst wahrscheinlich endgültig alles zu Ende gewesen wäre. Unsere Freude war unbeschreiblich. Nun fuhr das Schiff. Die Gefahr des Ausgestztwerdens war überwunden.

Als wir uns nun alle gemeinsam an Deck wagten, um die frische Luft und den herrlichen Sonnenschein zu genießen, versank hinter uns gerade der Molenkopf mit dem Leuchtturm im flaschengrünen Meer. Hinter den windschützenden Aufbauten war es schon ganz warm. In Gotenhafen sollten wir von einem Geleit übernommen werden. Nach zwei Stunden, um 16 Uhr, lagen wir vor Gotenhafen inmitten einer großen Schiffsansammlung. Dicht neben uns ankerte ein Zerstörer und unter Land waren mehrere kleinere Fahrzeuge, die die Stellungen vor der Stadt beschossen. Die ganze Luft schien vom Donnern und Orgeln der Geschütze erfüllt. Auf einmal hörten wir in kurzen Pausen der Ruhe von der Stadt herüber die Sirenen Fliegeralarm geben. Wir sahen auf dem Zerstörer Soldaten an die Flakgeschütze eilen. Ein paar Soldaten neben uns fluchten, weil wir so dicht neben dem Zerstörer lagen, und sagten, sie hätten nicht gerade Lust zum Versaufen. Es war wirklich kein sehr angenehmes Gefühl, als in dem blauen Himmel deutlich sichtbar, die Flugzeuge als ein Schwar schwarzer Punkte auftauchten. Nun sahen wir es überall an Lande aufblitzen. Der Zerstörer hatte aufgehört zu schießen und lag ganz ruhig. Hin und wieder sahen wir eine Tragfläche blitzen und dunkle Pilze, die ~~(allerdings)~~ aus der Stadt aufwuchsen, allerdings nicht sehr hoch. Auf die See hinaus kamen sie zunächst noch nicht. Wir saßen wie auf die Folter gespannt. Wann würden sie kommen? Vielleicht würden sie diesmal nur die Stadt vornehmen? Im Geheimen hofften wir es aus ganzem Herzen. Es ist etwas Furchtbares, alles genau verfolgen ~~(zu können)~~ und nicht vom Platz zu können und warten zu müssen. Aber dann kamen sie doch auf die See heraus.

Auf den Schiffen begann es aufzublitzen und weiße kleine Wölkchen standen zwischen den Flugzeugen. Drei, vier, fünf Bomben klatschen ins Wasser, das ganze Schiff durchlief ein Zittern. Als wir wieder wagten, in den Himmel aufzusehen, war der Spuk verschwunden. Der Angriff hatte nur eine viertel Stunde gedauert, aber mir erschien er wie ein

Stück Ewigkeit.

Das Geleit nahm uns nicht mit. So fuhren wir allein weiter bis vor Hela und ankerten hier bei Dunkelheit mitten in einem anderen Geleit. Keiner wußte, ob die Halbinsel überhaupt noch frei war. Die wildesten Geräusche liefen um. Es war ein milder Winterabend. Von Deck aus sah ich rings im Umkreis die pechschwarzen Umrisse und die abgeblendeten Laternen der anderen Schiffe. Blinksprüche liefen ununterbrochen über das aufblitzende Wasser hin und her.

Langsam hatte sich der Körper an die Kälte im Laderaum und die harten Säcke gewöhnt. Wir bekamen noch einen zweiten Sack, so daß keiner mehr auf den nackten Brettern des Bodens zu liegen brauchte. So verbrachten wir den größten Teil des Tages und der Nacht mit Schlaf. Immer war man müde und konnte schlafen. Essen bekamen wir hin und wieder von Frau Laif oder von einem Soldaten. Manchmal traf es auch, daß wir einen Tag lang nichts bekamen. Aber wir brauchten auch nur sehr wenig. Erst am Abend des folgenden Tages fuhren wir in einem großen Geleit von Hela ab.

In den Morgenstunden des 16. März sagte uns ein Soldat, daß wir uns etwa auf der Höhe von Stolpmünde befänden. Wir gingen schnell an Deck und konnten deutlich die hohe Küste unserer Heimat zwischen Schönwalde und Stolpmünde erkennen. Und viel schöne Erinnerungen keimten noch einmal auf. Dann versank alles in der See. Allmählich frischte der Wind mehr und mehr auf, und überall zeigten sich Schaumkronen.

Wir hatten gerade wieder geschlafen. Plötzlich ein Krachen, das Schiff schl-ingerte noch wilder. Ein paar aufgestellte Koffer fielen um, einige Frauen schrien auf. Alles stürzte an Deck. Da standen schon rings um uns her hohe Wasserfontänen. Alles rannte wild durcheinander. Die Schiffe des Geleitzuges dampften in allen Richtungen auseinander. Immer wieder donnerte es vom Lande heran. Die Leute von der Besatzung brüllten herum. Keiner verstand sie, keiner wollte unten im Laderaum bleiben. Wir dampften immer weiter auf die See heraus bis die Beschießung aufhörte. Langsam kamen die Menschen wieder zu sich. Im Laderaum herrschte ein wildes Durcheinander. Mit Zank und Ärger suchte sich jeder wieder das Seine zusammen.

Wir lagen etwa auf der Höhe von Rügenwalde. Doch weit und breit war kein Schiff mehr zu sehen. Unser Kapitän kannte die Minensperren nicht, und so mußten wir liegen bleiben und auf ein vorbeiziehendes Geleit warten. Der Wind frischte immer mehr auf. Recht bald standen die ersten an der Reeling und opferten dem Meergott. Kreidebleich wie wandelnde Leichen standen sie an die Schotts und Aufbauten gelehnt. Nach etwa einer Stunde war das Deck so glitschig, daß man keinen Schritt mehr wagte. Die armen Menschen litten furchtbar. Wir blieben glücklicherweise alle drei verschont. Ein paar kleinere Kinder lagen gegen die Luken gerollt und krümmten sich wimmernd, das überkommene Wasser spritzte immer über sie hinweg. Sie waren klatschnaß, aber ihre Mütter hatten mit sich alleine genug zu tun. Die Leute der Besatzung konnten nur dauernd mit einem Eimer Wasser an langen Tampe-n über Deck rennen.

Mein Obermaat hatte mich in die Kapitänskajüte gebracht, wo ich nun jederzeit hingehen und mich aufwärmen konnte. In dem Raum waren zwei Lagerstätten. Auf der einen lag eine alte ostpreussische Gutbesitzerin, die sich auf der Flucht beide Beine gebrochen hatte. Die andere war immer besetzt von Frauen mit kleinen Kindern, einem verwundeten Soldaten und einer Helferin, die nie ein Wort sprach, aber oft, wenn wir allein waren, weinte. Ich hörte nur, daß sie nach Berlin wollte. Der Kapitän war Tag und Nacht auf der Brücke. Nur zum Essen kam er in die Kajüte. Ich habe ihn nie schlafen sehen.

Dann nahm uns wieder ein Geleit auf. Als Schutz liefen ein paar Räumboote und mehrere U.-Boote, die alle mehr oder weniger beschädigt

waren. Eins sah ich, daß besaß nur noch einen halben Turm, bei einem anderen war die Rumpfverkleidung aufgefalted wie eine Ziehharmonika. Einmal saß ich wieder gerade in der Kajüte, als der Kapitän hereingestürzt kam. Er war äußerst aufgeregtd und biß sich auf die Lippen. Er schrieb etwas auf einen Block, zerriß es wieder und warf es weg.

"Wir liegen vor Warnemünde," sagte er, "die Minengefahr ist nun endgültig überwunden. Den Russen haben wir auch hinter uns. Aber dafür kreist über uns ein Tommy. Wenn der uns einen Verband auf den Hals schickt, dann geht's uns dreckig. Das ist anders als mit dem Russen. Einmal ist mir schon ein Schiff untern Achtern abgeseoffen."

Er stürzte wieder hinaus und warf die Tür krachend zu. Ich ging hinunter in den Laderaum. Meiner Mutter sagte ich nichts, von dem eben Gehörten, um sie nicht zu beunruhigen. Ich sagte nur, daß wir schon in Warnemünde wären, daß die Minengefahr vorüber sei und daß der Russe uns nun nicht mehr anhaben könne. Ich fühlte förmlich, wie alle die in unserer Nähe lagen, befreit aufatmeten. Dem Russen entgegen! Nun konnte nur noch alles gut werden! Voll Bangigkeit lauschte ich immer mit einem Ohr nach draußen. Es blieb aber alles still. Stunden vergingen so.

Endlich um Mitternacht des 20. März lag unser Schiff vor Travemünde, unserm Ziel. Wir hörten wieder die Sirenen durch die Nacht heulen und liefen deswegen nicht ein. Stunden dauerte der Alarm. Schlafen konnte wohl kaum einer noch. Alles hockte auf den Säcken und horchte auf jedes Geräusch in der Stille der Nacht. Einmal war deutlich fernes Motorengebrumm zu vernehmen. Wir fieberten. Mein Gott, waren vielleicht all die ausgestandenen Ängste umsonst gewesen? Kam es näher? Wurde es ferner? Doch es erstarb bald wieder.

So verbrachten wir die letzte Nacht an Bord des Schiffes voll Angst und Hoffnung. Noch in der Nacht liefen wir weiter und machten in den frühen Morgenstunden in Travemünde fest. Der Kapitän hatte sich bereiterklärt, bis Lübeck weiterzufahren. So verließen nur wenige das Schiff. Bei kaltem nebligen Wetter fuhren wir die Trave aufwärts. Manchmal regnete es ein wenig. Alles war naß und ungemütlich. Einige hatten von dem Sturmtag ihre Kleider noch nicht getrocknet. Tag und Nacht saßen und schliefen sie in den nassen Kleidern. Um den Ofen entspannen sich regelrechte Kämpfe. Nur mit Mühe konnte ein Soldat für Ordnung sorgen, daß zunächst einmal die kleinen Kinder am Ofen betrocknet worden konnten.

In Lübeck wurde der Landesteg sogleich von der Wehrmacht besetzt und alle Männer zurückgehalten. Unsere sämtlichen Papiere wurden uns abgenommen. Meine Mutter wandte sich gerade um zu mir, um mir irgendetwas zu sagen, da wurde ich von einem Feldweibel zurückgerissen und meine Mutter vorwärts mit dem Strom an Land getrieben. Ich sah nur noch ihre großen entsetzten Augen. Wir waren etwa 12 Männer und wurden unter Bewachung von mehreren Soldaten in einen bereitgestellten Bus geladen und zur Adolf-Hitler-Kaserne gebracht. Dort lud man uns aus und sperrte uns in eine Baracke in einen großen Raum mit einer Strohschütte, auf der ein paar Männer lagen, die uns erzählten, daß sie bereits gestern mit einem Schiff aus Königsberg gekommen seien, und seit gestern hier ohne Essen warteten. Ich mußte nur an meine Mutter und an meinen kleinen Bruder denken, was für Sorge sie sich um mich machen würden. Niemand kümmerte sich mehr um uns. Wir saßen Stunden um Stunden und warteten. Dieses Warten war aufreibend. Ich wurde von Hunger gequält und rechnete aus, daß ich schon eineinhalb Tage nichts mehr gegessen hatte. Als Soldaten mit Erbsensuppe und ihren Kaltrationen vorbei kamen, wurde die Qual vollend; unerträglich. Ich war nahe dran, einen Soldaten anzubetteln. Mir wurde so übel und taunlig, daß ich mich in das alte, zerlegene Stroh legen mußte, um nicht unzufallen.

Nach einigen Stunden, etwa um 16 Uhr, wurde ich als erster herausgerufen. Ich war plötzlich so schwach, daß ich kaum alleine stehen konnte. Ich kam in einen großen Raum, wo mich ein Offizier verhörte. Ich sah und hörte zuerst alles nur wie durch einen Schleier, in meinen Ohren rauschte es gewaltig. Langsam wurde es besser. Ob ich im WE gewesen wäre oder einen Wehrpaß habe. Ob ich im Volksturm oder Arbeitsdienst oder Marinehelfer gewesen wäre. Endlich gab man mir alle meine Papiere zurück, und ich konnte gehen.

Ich beschloß, mich zunächst zum Bahnhof zu begeben, weil ich hoffte, dort meine Mutter anzufinden. Als ich dort noch zwischen den auf ihren Gepäckstücken huckenden Menschen umhersuchte, kam plötzlich mein Bruder angestürzt und fiel mir um die Beine. Meine Freude war unsäglich.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ging unser Zug. Die Nacht schliefen wir wunderbar in der Domschule, nur von einem halbstündigen Alarm gestört. Wir erhielten reichliches Essen von sauberen Tischen. Die NSV hatte uns vom Bahnhof mit einem Bus abgeholt und brachte uns morgens wieder zurück. Als meine Mutter den Kopf einer Zeitung sah, sagte sie: „Ach, heute ist gerade Frühlingsanfang.“

Und so fuhren wir an diesen Tage von Lübeck hinein ins Schleswig-Holsteinsche Land. Die Straßen waren auch hier verstopft von Trecks. Und überall in diesem Lande sahen wir die Trecks ziehen, die Monate unterwegs waren. Wir erschreckten über die grauen verhärteten Gesichter der Menschen. Aber als wir zum ersten Male in einen Spiegel sahen, blickt-en uns die gleichen Gesichter an.

Wir kamen zu freundlichen Menschen, die von ihrem reichen Überschuß willig gaben und uns lachend unser Allerletztes nahmen.

Gliwice
Archiv

Er kommt...

Da hält die kleine schmalschultrige Frau den beschmutzten Zettel in den Händen, auf dem die Worte stehen: Ich komme... und ein Datum und ein Name. Die Zeilen verschwimmen vor den Augen, die sich langsam mit Tränen füllen. Die Hände zittern ihr, daß die kritzigen Buchstaben in wirren Kreisen vor den Augen tanzen.

Irgendein unbekannter Soldat hatte den Zettel abgegeben. Er trug eine zerfetzte Tarnjacke, ein struppiger Bart umrahmte das bleiche Gesicht, in dem die Augen tief in den Höhlen lagen. Einen Augenblick lang hatte sich das Herz der kleinen Frau zusammengekrampft, als sie die Dreck- und Lehmklumpen tief in den gepflegten Teppich eingetreten fand. Dann war alles brausend über ihr zusammengeschnitten. Sie erfuhr nur noch, daß er verwundet sei und mit einem Lazarettzug kommen werde. Als sie wieder zu sich kam, war der Unbekannte bereits gegangen.

Und nur ein Geruch von Leder, Schweiß, Öl und Dreck und die Lehmklumpen auf dem Teppich sind zurück geblieben. Sie hält noch immer den beschmutzten Zettel in der Hand.

Draußen über das brunkliggefrorene Pflaster klappern in unaufhörlicher Folge die Elendstrecks, seit Tagen, seit Wochen, nein schon seit Monaten.

"Er kommt, er kommt," formen die Lippen der Frau. Ihre Gedanken verirren sich in wirren Vortellungen: Er kommt, er ist nicht tot. Wenn er nur kommt, dann muß ja alles gut werden! Sie will ihn pflegen mit einer Liebe, der keine andere Frau fähig ist. Oh, keine Macht soll sie mehr trennen! Es wird schon alles gut werden! Sie werden nur sich und ihrer Liebe leben! Er ist verwundet. Mag er ein Glied verlieren oder das Augenlicht, wenn er nur wiederkommt, zu ihr!

Sie kniet auf der Erde und weint in die Polster des Sofas. Und heute noch kommt er! Sie kann nichts essen. Das eben zum Mittag angebrochenen Weckglas gibt sie der Flüchtlingsfrau, deren kleinem Kinde die Beine erfroren sind. Das Schreien des Kindes in den Nächten brachte sie fast an den Rand des Wahnsinns. Sie mußte sich die Bettdecke über den Kopf ziehen und die Ohren mit Watte verstopfen. Doch nun wird alles besser werden, wird sie nicht mehr so einsam sein und sich so grauen in den Nächten. Er kommt ja!

Sie erhebt sich, ein mattes glückliches Lächeln um die Lippen, und öffnet ein Fenster. Eine trübe Sonne liegt über den Dächern der Stadt. Die klare Winterluft beruhigt ihr Gemüt, die schmalen Finger hören auf, das Taschentuch zu kräuteln. Abgehackter Motorenlärm dringt hin und wieder herein. Das ferne Dröhnen der Artillerie liegt in der Luft wie ein Alp. Unter dem Fenster rumpeln zwei Landsknechte einen Offizier an, der nicht schnell genug ausweicht. Doch die Frau ist dem Augenblick entrückt. Es muß ja alles gut werden, er lebt, er kommt... Und sie küßt das Bild des Soldaten in der schwarzen Uniform, das auf dem Nachttisch steht.

Dann ist es so weit.

Sie hat das Teerosenkleid angezogen, das er immer so liebte. Am Markt muß sie warten. Die Straße ist von Trecks und Wehrmachtsfahrzeugen versperrt. Die Ungeduld reißt an ihren Nerven. Das Herz schlägt hastig im Halse. Mein Gott! Wenn sie ihn nun verpaßt, zu spät kommt? Sie versucht ein paarmal hinüberzugelangen, immer wieder

muß sie zurück. Die Knie zittern ihr. Sie darf nicht zu spät kommen! Ein Taumel reißt sie vorwärts. Die sonst so ängstliche Frau springt zwischen zwei Wagen, reißt den Pferden die Köpfe hoch - und ist hinüber. Ein Kind, ein kleines Mädchen, deren Mutter händerringend in einem Knäuel weiterdrängender Menschen vorwärtgestoßen wird, stürzt sich ihr nach. Da hört sie einen dumpfen Schlag, einen gellenden Schrei, und eine Bremse quietscht. Dieser Schrei frißt sich ihr stechend in die Stirnhöhlen, die Brust krampft sich ihr zusammen. Es treibt sie zurück, zu helfen. Doch der Boden brennt unter ihren schmalen Füßen. Sie darf nicht verweilen, es kann inzwischen zu spät sein! Sie stolpert mehr vorwärts, als daß sie geht.

Da ist der Rangierbahnhof, wo täglich die Züge mit Flüchtlingen und Verwundeten einlaufen. Viele laufen ein, sehr viele, aber nur wenige gehen weiter. Ein Stacheldraht ist um das ganze Gelände gezogen. Am Eingang steht ein Soldat, die Maschinenpistole unter dem Arm. Er trägt an der abgegriffenen Mütze ein blinkendes Schmuckstück und ein kleines Kleeblatt und um den Hals ein speckiges rotes Tuch. Die zierliche Frau will an ihm vorbei, doch er tritt ihr schroff in den Weg. Sie bittet, sie fleht: „Er kommt heute, hier auf dem Bahnhof. Ich muß ihn sehen! Ich muß!“

Der Soldat lacht roh auf. Da beginnt die Frau zu weinen, und der Flor der Tränen verwischt die verwilderten Züge des vor ihr Stehenden. Sie sieht nicht die lüsternen abtaxierenden Blicke, die jener auf sie wirft. Denn sie ist eine hübsche Frau!

Da fühlt sie plötzlich ihre Hand von einer großen Faust umschlossen und hört neben sich eine tiefe, ruhige Stimme. Als sie sich mit dem Ärmel der Pelzjacke über die Augen wischt, sieht sie in ein Paar gutmütige und väterliche graue Augen. Der weite Kopfschützer gibt nur diese Augen frei, deren Ruhe auf die kleine Frau überfließt. Voll Dankbarkeit schmiegt sie sich an die Seite des breiten starken Mannes.

Dann steht sie zwischen Geleisen, Gruppen von rauchenden Soldaten, die blutige Verbände tragen, zwischen Zivilisten, die in Lumpen gewickelt, auf den fauligen Bündeln ihrer Habseligkeiten sitzen.

Und zwischen den klammen Fingern knittert sie den schmutzigen Zettel, auf dem steht: Ich komme... und ein Datum und ein Name...

Und der Abend stülpt sich über die Stadt wie ein Sack. Mit dem Winterabend kommt die Kälte. Die kleine Frau trippelt von einem Fuß auf den anderen. Die Menschen kriechen noch enger zusammen. Einmal jaulen von irgendwo aus der Stadt die Sirenen durch den Abend, ein paar Lasterer fluchen.

Nur der Zug kommt nicht. Immer ungestümer schlägt das Herz, es kämpft einen verzweifelten Kampf gegen die Enttäuschung, gegen die Kälte und das Grauen. Immer durchdringender werden die Ausdünstungen der zusammengeballten Menschen.

Es kommen Schwester. Sie sind abgespannt und haben fahrigte Hände. Und von irgendwoher läuft das Geräusch: Der Zug kommt! Der Lazarettzug kommt! Leben kommt in die grauen Massen. Die mit den blutigen Verbänden drängen an die Verladerrampen. Rücksichtslos drängen sie sich vorwärts. Nur diesem Chaos entkommen! Nur noch einmal dieser Hölle entrinnen! Einer stürzt von der Rampe auf die Schienen und brüllt dumpf wie ein Stier auf. Mitten zwischen den stoßenden und fluchenden Männern steht die schmale Frau. „Er kommt,“ flüstern ihre blutleeren Lippen, dieser Gedanke nur macht sie ihre Umgebung ertragen und vergessen. Sie gleicht einer Träumenden.

Dann zunächst ein dumpfes Rollen, danach ein Fauchen und das Klicken der Kupplungen der Wagen. Der Zug ist da! Einen Augenblick lang liegt das Schweigen des Todes über der Rampe. Dann öffnet sich

quietschend eine Schiebtür des Viehwagens. Eine zweite. Ein bestialischer Gestank schlägt den Draußenstehenden entgegen. Männer in blutdurchtränkten Uniformlumpen mit gequollenen zerfetzten Gliedmaßen stürzen daraus hervor. Faulendes Stroh fällt hinter ihnen drein. Einige laufen irr schreiend umher. Und auf ihre leeren Strohschütten beginnt der Ansturm der anderen. Sie stoßen sich vorwärts. Ein Sanitärer schlägt mit einem Stab auf sie ein.

Am Zug entlang aber läuft eine zarte Frau. Sie ruft einen Namen. Immer und immer wieder. Einige starren sie fiebernd an, andere verhöhn sie. Da tritt ein kleiner verwachsener Mensch in einer stinkenden Sanitäruniform auf sie zu. Zweimal muß sie den Namen wiederholen, dann nickt jener mit einer greisenhaften Langsamkeit und führt sie zu einem Wagen.

Das Innere ist nur schwach durch eine blakende Petroleumlampe erleuchtet. Gleich neben der Tür stolpert sie über einen Eimer. Der aufsteigende Gestank treibt ihr den Brechreiz in die Kehle. Nur mit Mühe bewingt sie sich. Jemand röchelt, dann schreit er plötzlich schrill nach Wasser. Nun ist er wieder ruhig. Der Verwachsene führt sie an eine Pritsche. „Er ist es,“ sagte er langsam, „aber er ist bereits vor einer halben Stunde gestorben. Und es war besser für ihn.“

Die Frau starrt auf den zermarterten Körper. Heiß brennen die Augen, glühendheiß. Aber es kommen keine Tränen. Der Schmerz schnürt die Kehle ab. Sie muß krampfhaft schlucken. Dann beginnen Kreise vor ihren Augen zu tanzen, feurige Kreise, immer rasender, alles um sie her beginnt zu kreisen. Verzweifelt wirft sie sich über den toten Körper des Mannes. Sie bedeckt den entblößten Leib, von dem blutige Watte- und Papierfetzen herabhängen, mit glühenden Küssen. Die Verzweiflung hat sie mit Blindheit geschlagen. Sie sieht nicht mehr die furchtbare Verstümmelung. Andere Bilder entstehen vor ihr, Bilder aus den wenigen Jahren ihres Beisammenseins. Bilder voll heller Farben und Sonne und Liebe. Sie preßt ihr zartes Gesicht an die harten Stoppeln des Bartes. „Es muß ja alles, alles gut werden, denn nun bist Du gekommen,“ formen ihre Lippen im Fieber.

Das Teerosenkleid ist mit braunem Blut beschmiert. Das Teerosenkleid, das er immer so liebte. Jemand rüttelt sie hart an der Schulter. Doch die Frau schreit und klammert sich an dem Toten fest. Jemand flucht. Sie brauchen den Platz für neue Leute. Ein Sanitärer greift nach ihr, doch sie schlägt blind um sich, sich in die Fasern der Uniform des Toten verbeißend. Schließlich packen zwei Soldaten zu und tragen die Pritsche hinaus.

Die Pritsche mit dem Toten und der Frau. -

Gliese

Fragment.

Auf einem Lande brütet der Tod.

Auf drei deutschen Provinzen lastet er.

Er geigt grinsend auf seinen grauen Gebein. Und die Menschen müssen seine Reigen tanzen bis sie vor Erschöpfung zusammenbrechen.

Des Nachts geht er um auf geräuschlosen Sohlen. Die Menschen schauern vor dem würgenden Schweigen der Nacht - und vor ihm.

Er ist der alleinige Herrscher über Willionen unglücklicher Menschen.

Er schwingt seine Geißel hoch und weit. Er reitet auf jiependen Ratten durch Keller und Schutt und heißt Typhus. Er kriecht durch das schlammige Stroh in den Barracken der Massenunterkünfte bis in den letzten-tinkendsten Winkel auf tausend fixen Beinchen der Iguse und heißt auch hier Typhus und Ruhr. Er sitzt in den mattglänzenden Läufen der Pistolen- und Krabiner der fremden Soldaten, in den Gefängnissen und hinter Stacheldraht.

Und er erntet gut!

Es ist einmal etwas ganz anderes wie auf den Schlachtfeldern. Nur immer in dem warmen Fleisch von Männern zu wühlen ist ihm in sechs Jahren langweilig geworden. Unendlich langweilig.

Mit jungen blühenden Mädchen steigt er zu Bett oder auf die Strohlager. Nur im Vorbeigehen stößt er ein paar Greise und Kinder um. Was stehen sie auch ihm im Wege? Ist es nicht ihre eigene Schuld, wenn sie von ihm getreten werden? -

Durch die todgeweihten Straßen schlürft ein alter zitternder Mann mit weißem Vollbart. Wie Pergament klebt die Haut an den Knochen. Seit Tagen hat er nichts mehr in den Magen bekommen.

Graue Regenwolken hängen über grauen Straßen, grauen Häusern und grauen Trümmern. Eine Welt in düsterem Grau. Kein Frühlingsgrün erfreut das Auge. Ausgestorben ist die Vogelwelt weit und breit.

Der Greis wankt über den kleinen Platz, den Tummelplatz seiner Jungend, die in jener anderen Welt der Sonne und des Glücks lag. Doch wo einst die Blumenrabatten geprangt hatten liegen frische Gräber dicht an dicht, fast aufeinander. Kein frohes Kinderlachen mehr, nur der Todeshauch schwebt wie eine unsichtbare Wolke über allem.

Tränen stehen in den Augen des Mannes. Ein paar der dunkelroten feinen Perlen auf den knöchigen Handrücken sind geplatzt und wie Rubine perlen winzige ovale Blutströpfchen hervor und laufen an dem knorrigem Stab herab wie das Blut eines Heiligen am Kreuze. Wie das Blut eines Märtyrers.

Ja, sie sind alle Martyrer.

Unter jedem Herzschlag, bei jedem Zittern des dünnen Körpers rinnt das Blut. Die blauen großen verschwommenen Augen starren ausdruckslos in die Ferne, als sei alles nur ein schrecklicher Traum und sie harrten der Wirklichkeit.

Aber die Träume sind gestorben, sind tot wie das Leben.

Müde schleppt sich der Greis durch die einst so belebte Bahnhofstraße, doch jetzt starren ihn nur ein paar zerborstene Fensterkreuze an.

Die Augenhöhlen einer Totenstadt.

Dort hinten in der Nebenstraße schleichen gleich ihm ein paar Menschen umher, geduckt wie ein verängstigtes, mißhandeltes Stück Vieh.

Doch Vieh ist in dieser Zeit viel wertvoller als ein deutscher Mensch.

Ein grauer Schatten steigt aus dem Schutt eines Hauses auf und weht unsichtbar, unhörbar durch die lange tote Straße, weht über den Greis hin und auch über jene anderen Menschen.

Der Mann hält inne, sich schwerfällig an den Stock klammernd, und wendet sich um.

"Hunger..." formen tonlos die brüchigen Lippen. Doch es ist niemand dort. War wohl nur ein Windzug wie er dem Regen voraufgeht! Keine Ent-

täuschung zeichnet seine Züge. Dumpf tritt er weiter. Endlich bleibt er vor einer Haustür überlegend stehen, als müsse er weit, weit zurück in seiner Erinnerung kramen. Nur zögernd schiebt er den Fuß auf die Schwelle, sich dann an dem eisernen Drücker heraufziehend. Mit dem ganzen Gewicht seines Körpers sich gegen die Tür lehnd, klingt er sie auf.

Dumpf polternd, grausig durch das ganze Haus hallend, schlägt sie hinter ihm zu. Sich ans Geländer klanmernd stolpert er die wenigen Stufen zum Keller herab.

Da steht ein Mädchen vor ihm, groß doch blaß, mit eingefallenen Wangen und tiefen Schatten unter den matten blauen Augen. Wirr und stränig hängt das braune Haar über die Schläfen herab. Schlaff hängen die Arme an den Hüften herunter, die schmalen Finger sind leicht gekrümmt. Die blutleeren Lippen öffnen sich zu einer Frage:

"Großvater? Allein?"

"Tot - sie, mit der ich über 50 Jahre durchs Leben gegangen."

Energielos, mit einer abwehrenden Handbewegung fällt der alte Mann in den knarrenden Korbessel.

Nur ein Zucken läuft über das Gesicht des Mädchens. Die Lippen bleiben verschlossen. Es kniet auf den feuchten Boden nieder und preßt seine Wangen auf die blutenden Greisenhände. Minutenlang verharret es so, ohne den Blick aufzuwenden, umflossen von einem grauen Dämmerdunkel. Das Zittern des Alten geht auf das Mädchen über und schüttelt nun auch seinen Körper. Doch dieses ist ihm wie eine unendliche Beruhigung. Nun fühlt es sich körperlich mit dem Großvater verbunden bis in den Tod hinein. Und auch darüber hinaus?

Dem Mädchen schwindelt, es klammert sich haltsuchend an die dünnen Knie, wie es so oft als kleines Kind getan. Dann brechen plötzlich alle zurückgestauten Gefühle durch die starre Maske der Verzweiflung sich Bahn. Hemmungslos schluchzt es in den Schoß hinein. Die knöchigen Finger des Großvaters fahren ihm liebkosend durchs Haar und lassen kleine Flecken geronnenen Blutes zurück.

Da kommt es scheu von den Lippen des Mädchens während die Tränen versiegen, "Großvater, hast du mich lieb?"

Diese kindliche Frage, in der das ganze Herz eines Menschen liegt, und die sie in den letzten Jahren, da sie erwachsener wurde schamvoll gemieden, hier bricht sie durch. Diese eine Frage, die den Menschen und seine ganze Seele umspannt.

"Ja, ja mein Kind," flüsterte der Greis.

Und erneut verbirgt das Mädchen seinen Kopf zwischen den Knien.

Durch das Fenster dringt nur noch eine matte Helligkeit herein, es regnet wohl draußen in der Welt, die so voller Grauen ist. Bald werden die Tante und der Onkel heimkehren und die wenigen über Tag erarbeiteten Lebensmittel, die kaum für eine Person reichen, mitbringen. Langsam erhebt sich das Mädchen, schillernde Kreise vor den Augen machen es taumeln. Es richtet für den Großvater das einzige gerettete Bett und stellt die Talgkerze bereit.

Minuten um Minuten vertropfen bevor die polternde Haustüre die erwarteten ankündigt. Dann die müden, tastenden Schritte zweier Menschen auf der Treppe. Zwei von ungewohnter Arbeit und Entbehrung zusammengesunkener Menschen mit grauen Haaren an den Schläfen, die noch vor wenigen Monaten blond und leuchtend braun waren, verschmutzt, auf die Stufe eines willenlosen Arbeitstieres herabgesunken, treten in den notdürftig wöhnlich eingerichteten Kellerraum.

Fragend bleiben die Blicke für Sekunden auf dem alten Mann ruhen, dann stieren sie dumpf zu Boden. Ein entsetzlicher Gedanke steht unsichtbar hinter ihren Stirnen geschrieben: Wieder ein Essermehr! Und die Gleichheit dieses Gedankens ist so furchtbar, daß sie sich anstarren und entsetzt zurücktaumeln.

Sind wir denn schon tief gesunken? Unter das Vieh? Hat uns die Not die Herzen aus den Leibern gerissen. Mein Gott, mein Gott! Kann ein Mensch so tief fallen? Nein! Nein! Nein!

Und ihre flattrigen Hände legen den Lohn der 12stündigen harten Arbeit behutsam am Bett des Greises nieder.

„Ist nur, wir sind satt. Und du Mädchen? Ich glaube, großen Hunger hast du nicht?“

Und die alte Frau sieht bei der Frage verlegen auf ihre verarbeiteten Hände herab. Das Mädchen kann nur stumm nicken, die Tränen treten ihm in die Augen. Es ist nichts und doch alles, was sie in diesem Augenblick opfert. Für die nächsten 24 Stunden wird es nichts als einen Schluck faden Wassers über die Lippen bekommen.

Schnell stößt es die Kerze um und sucht umständlich nach dem Feuerzeug.

Undurchdringlich hängt die Nacht wie eine Leichendecke zwischen den Gewölben und den Menschen, daß sie angstlich den Atem anhalten und zusammenschauernd auf etwas Kommendes, Übernatürliches warten, und ein jeder das Herz des Nächsten in seiner Hand schlagen fühlt. Erst als die Kerze wieder brennt ist es wie ein Alp, der von aller Brust weicht. -

Wenige Tage später stößt ein Gewaltigerer eine kleine Kerze um. Und die Nacht der Ewigkeit ist es, die sich ihnen in wenigen Wochen zuhundertritten Male offenbart.

Über drei deutschen Landschaften lastet der Tod. Drei Opfer fordert von ihnen der Tod. Zuerst die Mutter des Mädchens, dann die Großmutter und nun?

Am Morgen setzen sie den Großvater auf dem Spielplatz seiner Kindheit bei, dort, wo einstmal das Stiefmütterchenbeet gewesen.

Der Tod aber stelzt über das Leben und den Frühling hinweg. Und hinter ihm sprießen aus Gärten und Grünanlagen die Gräber hervor wie das Unkraut aus einem Getreidefeld.

Menschen, deutsche Menschen wühlen gleich Hyänen mit den Händen das Erdreich auf, daß ihnen das Blut unter den Fingernägeln hervorschießt, um ihren Lieben einen letzten Dienst zu erweisen, denn nicht einmal einen Spaten, ein kleines armseliges Stück Eisen, hat man ihnen gelassen... -

Und der Tod kehrt wieder. Oh, er ist nicht verlegen um ein Stück Weges.

Der Männerkrieg ist nun vorbei, darum ist er geizig geworden. Wie es manchem ergehen mag, der einst verschwenderisch dachte.

Ist er alt geworden?

Aber nein, der Tod bleibt ewig jung.

Als das Mädchen auf dem hartgelegenen Strohsack schläft, zwischen krampfhaftem Traum und tötender Wachheit pendelnd, da tritt er zu ihr. Und er kichert über der herrlichen Beute. Er kann einen sinnenferdiger Bursche sein, der Tod. Er streicht über die fahlen Züge der Schlafenden, und sie erglühen unter seinen tastenden Fingern, und die Lippen beginnen zu beben. Er fährt über den schlanken Hals, rote Rosen erblühen unter seinen Händen. Dann greifen sie unter die Decke und raffen und raffen, was sie von dem warmen Körper erlangen können.

Es dauert nur Sekunden. Oder sind es Minuten, Stunden?

Es ist ja Nacht. Eine Nacht ohne Lichter, ohne Menschen, eine Nacht des Todes; eine Nacht, die wie ein Tropfen ist im Becher der Ewigkeit.

Zurück bleiben die Rosen auf Wangen und Hals und das leise Beben des Körpers und eine Müdigkeit des Kopfes, die langsam Glied um Glied erfaßt und einer Folge von brennenden Schmerzen voraufgeht. Verwundert, übernatürlich groß, starren die blauen Augen gegen die weißgetünchte Decke. Trübe und grau sind sie jetzt. Dann wieder spiegeln sie in geheimnisvollem Glanz, ständig wechselnd wie die Oberfläche eines Sees unter einer einfallenden Boe. Sie scheinen zu kreisen, diese Augen, doch unverändert halten sie an der Decke fest, während sich der schmale Körper unter den Schmerzen, die den Leib zerschneiden und die Glieder lähmen, bäumt.

Nächte ziehen herauf, schwerfällig wie alte Frauen, und noch schleppender hinken die neuen Tage heran, denn an sie sind die Hoffnungen von Millionen deutscher Menschen gekettet.

Hin und wieder scheint die Sonne. Doch es ist eine andere Sonne geworden, nur noch äußerlich ähnlich der der Vergangenheit. Denn es ist nicht gleich, ob die Sonne einem Menschen in einer sommerlichen Landschaft scheint oder hinter Gefängnismauern.

Die Sonne scheint über vielen hundert Totenstädten in diesen Tagen. Sie trinkt viel Staub und Blut, und sie verliert das Strahlende und wird grau wie Städte und Häuser, wie Menschen und die Not.

Darum gibt es soviel Regen in diesem Jahr, doch er wischt nichts ab, sondern füllt Tiefen mit Schwarze~~aus~~.

Institut für Zeitgeschichte

Herrn
Ramon Gliewe

27.V. 1949

Wendtorf bei Kiel

41/Bo/sd

Sehr geehrter Herr Gliewe,

recht herzlichen Dank für die übersandten Quellenunterlagen, die wir gerne zu dem in der Bearbeitung befindlichen Material nehmen. Bei der in Vorbereitung befindlichen grösseren Veröffentlichung handelt es sich um ein Buch unter dem Titel "Es begann an der Weichsel", das im Spätherbst dieses Jahres im Steingrüben Verlag Stuttgart erscheint. Bei den bisher veröffentlichten Kurzauszügen in "Christ und Welt" handelt es sich nur um Vorarbeiten. Das Buch selbst hat ein wesentlich anderes Gesicht. Es ähnelt in der Art der Gestaltung etwa der bekannten Trilogie von Bruno Brehm über den Untergang der Ungarisch-Oesterreichischen Monarchie. Sobald das Buch erschienen ist, werden wir uns gerne noch einmal mit Ihnen in Verbindung setzen.

Mit freundlichen Grüssen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Jürgen Thorwald

Herrn
 Ramon G l i e w e
 24b/ Wendtorf bei Kiel

8.10.1949
 bo/gr

Sehr geehrter Herr Gliewe !

Sie werden sich sicherlich darüber wundern, erst nach so langer Zeit wieder von uns zu hören. Aber die Arbeiten an dem Buch "Es begann an der Weichsel", dessen Schutzumschlag ich beifüge, haben ungewöhnlich lange Zeit in Anspruch genommen und sehr viel Quellenstudium erfordert. Es lagen immerhin weit über tausend Berichte vor, darunter nun auch die drei Berichte, die Sie mir seinerzeit freundlicherweise sandten. Sie haben von Anfang an zu den besten gehört, was mir an erzählenden Dingen vorlag. Sie haben, auch wenn stilistisch noch vieles auszufeilen, und, was für Ihre weitere Arbeit von Bedeutung ist, zu lernen bleibt, ein beachtliches Talent im Erzählen. Und ich habe daher einen Teil Ihrer Erzählung "Weg eines ostpreussischen "Flüchtlings" in das Buch eingebaut. Das Honorar, ebenso wie ein Belegexemplar, gehen Ihnen nach Erscheinen des Buches zu. Worum ich Sie aber jetzt bitten möchte, ist, mir umgehend mitzuteilen, ob Ihr Name genannt werden soll, oder ob Sie lieber anonym bleiben wollen. Ausserdem hätte ich gern, wenn Sie mir mitteilten, wie alt Sie seinerzeit waren. Ich nehme an, fünfzehn oder sechzehn Jahre, aber allenfalls doch siebzehn.

In Erwartung Ihrer baldigen Gegenäusserung verbleibe ich mit bestem Gruss

Ihr

Ramon Gliewe
Wendtorf über Kiel

Abbl.

Wendtorf, den 12.X.49

An
die
Schriftleitung
von „Christ und Welt“
z.Hd.Herrn Jürgen Thorwald
Stuttgart - O
Steingrabenweg 7
=====

Sehr geehrter Herr Thorwald!

Betreffs Ihres Schreibens vom 8.10.49 möchte ich Ihnen mitteilen, die Niederschrift „Wege eines ostpommerschen Flüchtlings“ ist im Alter von knapp 15 Jahren - wie Sie ganz richtig vermuteten - getätigt worden. Die Erwähnung meines Namens möchte ich vollkommen Ihrem Ermessen überlassen, irgendein Wert auf Anonymität meinerseits besteht nicht.

Es hat mich gefreut, durch Ihren Brief in ein wenig persönlichen, wenn allerdings auch recht vagen, Kontakt mit Ihnen zu kommen. Soweit ich mir ein Bild machen kann, entspricht der Charakter des Werkes „Es begann an der Weichsel“ nicht ganz meiner Vorstellung. Es stellt die militärischen Vorgänge und Ereignisse als das Primäre hin und das Leiden der Zivilbevölkerung als das Sekundäre, wie es dem Tatsächlichen entspricht. Doch sollte man nicht einmal das etwas kühne Experiment auf sich nehmen und auf Grund von gesammelten Tatsachenberichten den Kollektivismus des deutschen Leidens im Osten als Einzelschicksal aufzuspalten und dichterisch zu gestalten versuchen und somit ein, durch die reine Betonung des Menschlichen, all-gemeingültiges Werk von bleibendem Wert zu schaffen, in dem die rein militärischen Dinge nur am Rande in Erscheinung treten? Man könnte bei dieser Gestaltung des deutschen Schicksals auch nicht mit Jahre 1945 abschließen, sondern müßte weitergehen, bis auf den heutigen Tag, in Betracht der ungezählten Schicksale, die sich noch heute in dem sogenannten „kalten Krieg“ erfüllen, mit dem einzigen Unterschied, daß es nicht mehr unter den Augen einer breiten Öffentlichkeit geschieht. - Diese Überlegung war es eigentlich, von der ich ausgehend mir seinerzeit erlaubte, Ihnen besagte Berichte einzusenden, mit dem Bemerkung, daß ich mich selber mit dem Gedanken getragen hätte, an eine Materialzusammenstellung - wenn auch auf lange Sicht - zu gehen.

Ich würde mich freuen, von Ihnen wieder zu vernehmen, und Ihnen vollen Erfolg für Ihre Arbeit wünschend, verbleibe ich mit freundlichem Gruß

Ihr

Ramon Gliewe

Ramon Gliewe

Wendtorf bei Kiel

Wendtorf, den 21.1.1950

Sehr geehrter Herr Thorwald!

Ich möchte es nicht verkümmern, Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch für die so glückliche Vollenbung Ihres Werkes auszusprechen. Die Verquickung von unmittelbar wiedergegebenem Erleben und eingeflochtener direkter Rede mit der Abhandlung dessen, was hinter „den Kulissen“ geschah, geben trotz der Unvollständigkeit, die jedem dokumentarischen Werk anhaften, ein in sich vollständiges, abgerundetes Bild. Jedenfalls könnte eine weitere Verbreiterung über diesen Abschnitt des Geschehens im Osten, kaum noch eine Bereicherung oder auch nur Vervollständigung bringen. Die Resonanz auf dieses Werk ist erstaunlich, nein, man könnte besser sagen natürlich. Große Kreise standen dem Geschehen im deutschen Osten bisher vollständig desinteressiert gegenüber. Dieses Werk dringt erstmalig auch bis zu ihnen durch, oder doch in ihre geistigen Bezirke ein. Denn wenn zu mir - wie es geschehen ist - ein holsteinscher Bauer kommt, dessen Leben auch während des Krieges und des bitteren Endes sich nur in Schweinepreisen und anderen landwirtschaftlich gebundenen Faktoren bewegte, den das Geschehen um ihn her niemals im mindesten berührte, sich das Buch leiht und bei der Lektüre wirklich einmal zum Denken angeregt wurde, zur Besinnung, so glaube ich, ist das auch ein Erfolg, wie ihm wenige größer werden sein können, so unbedeutend im Grunde genommen dieser Vorgang erscheint. Es geht uns Ostdeutschen ja nicht darum, unsere Passion fixiert zu haben, sozusagen einen Freibrief für viele Dinge in die Hand gelegt zu bekommen, sondern um nur wirklich der Zeit oder wenigstens dem historischen Weltgewissen gerecht zu werden. Es ist darum auch ein nationales-übernationales Werk, denn die Nationalität des Einzelnen sinkt vor dem großen Geschehen ins Bedeutungslose hinab. Nur noch die Summierung aller menschlichen Unzulänglichkeiten und Übel wird zu den großen Hebeln, die dieses Geschehen bewegen.

Doch es ist wohl müßig, mich noch weiterhin darüber zu verbreitern.

Für das mir überwiesene Honorar meinen verbindlichsten Dank. Ich muß gestehen, daß die Höhe meine Erwartungen übertraf.

Wie ja wohl selbstverständlich, wünsche ich Ihrem Werk eine recht weitläufige Verbreitung. Es wäre begrüßenswert, wenn an die Möglichkeit von Übersetzungen gedacht worden wäre, um auch dem Ausland einmal die Augen für die tatsächlichen Vorgänge zu öffnen, nachdem einige, aus Profitgründen sensationell auffrisierte Reportagen und „Tatsachenberichte“ stellenweise ein ziemlich schiefes Bild hinterlassen haben.

Für Ihre weiteren Arbeiten Ihnen alls Gute und weiteren Erfolg wünschend, verbleibe ich mit freundlichem Gruß

Ihr

Ramon Gliewe

Herrn Ramon Gliewe
24b/ Wendtorf bei Kiel
=====

25.1.1950
/gr.

Sehr geehrter Herr Gliewe !

Im Auftrag von Herrn Thorwald, der zurzeit noch sehr krank darniederliegt, danke ich Ihnen herzlich für Ihre so überaus freundlichen Worte und Ihre eindeutige Kritik bezüglich des Buches "Es begann an der Weichsel". Sie haben mit Ihren Ausführungen vollkommen recht, denen ich nur zustimmen kann. Herr Thorwald wird sich darüber bestimmt freuen.

Verhandlungen wegen der Übersetzung des Buches laufen im Augenblick noch. Vermutlich werden diese positive Gestalt annehmen. Es freut uns, dass Sie mit dem Honorar zufrieden sind.

Mit nochmaligem besten Dank für Ihre guten Wünsche und Ihr grosses Interesse verbleibe ich heute mit freundlichen Grüßen

i.A.: (Groth, Sekretärin)

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Gonsior

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland
Geschäftsstelle für die französische Zone

Baden-Baden, den 23. Januar 1947

1 Anlage.

Handwritten: v. F. v. T.

An das Hilfswerk der Evangel. Kirchen
in Deutschland - Zentralbüro -

1945

Archiv: 12.2.43.1.2

Stuttgart
Stafflenbergstr. 20.

Handwritten: Müller

Handwritten: Müller

Handwritten: Zürich 15. II. 47
v. F.

Die anliegende Sachdarstellung stammt von dem frühe-
ren Kreis-Oberinspektor in Oppeln. Ich war Landrat dieses
Kreises und habe Herrn Gonsior als einen ruhigen und sach-
lich denkenden Beamten schätzen gelernt. An der Glaubwür-
digkeit von Herrn Gonsior bestehen keinerlei Zweifel.

I. V.

Handwritten: Müller

Handwritten: G. v. Freyberg

Handwritten: bitte umliegendem Bescheid auch
Anfragen übermitteln, was zu berücksichtigen
möglich ist.

Handwritten: 14. II. 47

Handwritten: I/117-160

A b s c h r i f t

Borkum, den 8. Januar 1947
 Laserne Mitte, Block 9.

Verehrter Herr Landrat,

Nun will ich versuchen, im Telegrammstil einiges über die tragische Aufgabe der Festung Oppeln, das Ausweichen und die Auflösung unserer Verwaltung und schliesslich über mein persönliches Erleben Ihnen zu berichten.

Die Vorbereitungen zur Verteidigung der Festung Oppeln lagen in der Hand eines Grafen, dessen Name mir entfallen ist. Ihm war der Kreisleiter beigegeben. Die Vorbereitungen waren in jeder Weise ungenügend. Der Festungskommandant - Graf Pfeil - jetzt ist mir der Name eingefallen - hat dann auch den Freitod gewählt. Der Polizeidirektor Dr. Heigel verliess die Festung Oppeln mit seiner Polizeifamilie unsere Verwaltung noch im Amte war. Ihm wurde aufgegeben, sich sofort an die Front zu begeben und sich zu bewähren. Der Volkssturm, der die Festung verteidigen sollte, war völlig ungenügend ausgerüstet. Die Räumung der Zivilbevölkerung und Durchschleusung der Gefangenen, der fremdvölkischen Arbeitskräfte und der Ziviltrecks aus den östlich belegenen Gebieten lag in der Hand der Kreisleitung. Der Kreisleiter zog zur Mitarbeit Herrn Vesper hinzu. Die Organisation bei der Kreisleitung versagte jedoch völlig. Herr Regierungsdirektor Ludwig, als Landrat, zog diese Aufgabe an sich und die Räumung und Durchschleusung vollzog sich ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Vesper selbst hat auch ohne Wissen des Landrats mit seiner Familie im Kraftwagen vorzeitig Oppeln verlassen, ohne die Geschäfte der Kreissparkasse jemand zu übergeben. Er soll geussert haben, dass er sich eine andere Stellung suchen werde. Dagegen verhielt sich die Verwaltung des Landratsamts, an der Spitze Herr Regierungsdirektor Ludwig, mustergültig. Nachdem das wichtigste Material und das Personal in die Ausweichstelle nach Gumpertsdorf verbracht war, verliess Herr Reg. Direktor Ludwig mit mir als letzter die Verwaltung und die Stadt Oppeln, um nach Gumpertsdorf zu fahren, wobei Frä. Moder die treueste Begleiterin des Behördenchefs war. In Gumpertshof wurde nach und nach die Verwaltung aufgelöst und für den Abtransport der Gefolgschaft gesorgt. Herr Reg. Dir. Ludwig und ich begaben uns befehlsgemäss nach Freiwaldau, von wo wir jedoch bald zurückkehrten, da der Russe an der Oder verweilte und die Bevölkerung des Restkreises links der Oder betreut und rückgeführt werden musste. Mit einer Restverwaltung bleiben wir dann bis März 1945 und wurden von den Russen eingeschlossen. Hierbei verlor ich meinen Kraftwagen mit meinem wenigen Flüchtlingsgepäck und der Dienstwagen ging auch verloren. Mit Herrn Reg. Dir. Ludwig und einer kleinen Begleitung begaben wir uns zu Fuss und mit Gelegenheitsfahrzeugen nach Freiwaldau, wo wir von dem dortigen Landrat sehr freundlich aufgenommen worden sind. Von Freiwaldau begleitete ich Herrn Reg. Dir. L. nach Prag, dann nach Pirna zur Ausweichstelle des Herrn Reg. Präs. von Oppeln, von wo ich dem Herrn Landrat in Pötha i. Sa. zugewiesen wurde und so noch vor dem Einmarsch der Russen meine Angehörigen erreichte.

Und nun beging ich die grösste Dummheit meines Lebens. Als nach der Bestzung Deutschlands durch die feindlichen Truppen die deutschen Verwaltungen weiter im Amte blieben, glaubte ich, das Landratsamt Oppeln nicht verwaist lassen zu dürfen. Ich begab mich daher sofort, den grössten Teil des Weges zu Fuss zurücklegend,

1945/47

nach Oppeln, um die Verwaltung wieder zu übernehmen. Ich hatte die Absicht, abschnittsweise vorzugehen und kehrt zu machen, wenn es gefährlich werden sollte. Diese Absicht vereitelte ein deutscher Postautobus von Gleiwitz, der mich freundlicherweise mitnahm und ich dann, des Laufens müde, keine Lust verspürend vor Oppeln auszustiegen. Oppeln war bei meiner Ankunft ein Flammenmeer, "weissrot". Ich fasste daher den Entschluss, noch am gleichen Tage zurück. Ich brachte es jedoch nicht fertig, die Stadt zu verlassen, ohne unser Verwaltungsgebäude zu sehen. Hier wurde ich auch festgenommen und zur polnischen Gestapo gebracht, die in einem Gebäude des früheren Kulturamts gegenüber der Peter-Paul-Kirche untergebracht war und nach kurzer Vernehmung und den ersten Schlägen in den Keller geworfen. Es folgten Tage, Wochen und Monate, die so schrecklich waren, dass es sich mit Worten nicht schildern lässt. Zunächst wurde mir alles, u.a. 3 500 RM mein letztes Bargeld, goldene Uhr, Wäsche, Mantel usw. abgenommen, dann wurde ich von einem Juden in einen Abort geführt, musste mich splitterackt entkleiden und meine Sachen wurden nochmals durchsucht und was ihm brauchbar erschien, mir weggenommen. Von der mitgeführten Hundepeitsche machte er diesmal keinen Gebrauch. Ich wurde dann in den Keller geworfen, wo bereits etwa 30 deutsche Menschen schmachteten. Hier lagen wir mehrere Wochen ~~max~~ ohne Unterlage, ohne Decken und ohne Gelegenheit zum Waschen oder Rasieren. In kürzester Zeit waren wir völlig verlaust und mit Schmutz verkrustet. Einen Abort gab es nicht. Wir gingen unter die Sträucher neben dem Hause, wo sich inzwischen Schwärme von gelben Fliegen angesammelt haben. Nachts kamen die Schliesser und nahmen uns noch den Rest der Sachen ab und gaben uns dafür verlauste Lumpen und schlugen uns wahllos. Neben unserem Raum war ein Folterraum ohne Fenster. Wir hörten nachts immer das Schlagen und Wimmern der einzeln misshandelten Menschen. Meistens um die Mitternachtsstunde. Zu essen gab es nur dreimal täglich einen Teller schlechte Kartoffeln in Wasser gekocht ohne Salz. Zwei Nächte lang brachten sie in einen Kellerraum von etwa 40 qm über 80 Personen. Es waren im Juni besonders heisse Nächte. Wir befürchteten zu ersticken und schrieten um Abhilfe. Antwort Hohnlachen und Schläge. Die Verstorbenen liess man auch in den heissen Tagen mindestens einen Tag unter uns liegen. Ich selbst habe an einem Tag etwa 150 Läuse aus meinen Lumpen vernichtet. Nach etwa 5 Wochen wurde ich vernommen. Gelogen habe ich nicht und wurde vor Schlägen verschont. Bald darauf erfolgte der Abtransport ins Ungewisse. Man legte uns Hakenkreuzbinden an, setzte uns SA-Mützen auf und führte uns unter starker MG-Bewachung in das Militärgefängnis in der Morssstrasse. Dort erfuhr ich, was sich inzwischen in diesem Gefängnis getan hat. Viele Deutsche waren bereits erschlagen, ein Teil so zerschlagen, dass er später den Verletzungen erlag. Mein Transport war der erste, der nicht mehr in der bisherigen grausamen Weise misshandelt werden durfte. Immerhin reichten auch noch die gemässigten Misshandlungen aus und waren immer noch reichlich. Reg.Dir. Althoff, der Leiter des Arbeitsamtes Oppeln, der zuerst in unserem Landratsamt, wo die polnische Kreispolizeibehörde untergebracht war, festgehalten und mit seinem 17-jährigen Sohne sehr zerschlagen worden war, und mit dem ich dann zusammen bei der Gestapo im Keller lag, wurde hier erschlagen. Er musste sich, wie mir von Augenzeugen erzählt wurde, mit dem Gesicht nach unten auf die Erde legen, die Beine und Hände breit von sich strecken, einer trat ihm dann auf die Hände und

einer auf die Füße und der dritte sprang im Schlussprung auf seinen Rücken und hackte mit den Absätzen in die Nierengegend. Als dies nicht ausreichte, nahm einer ein Stuhlbein und schlug ihm mit aller Gewalt ins Genick. Hierauf kam Blut aus Nase und Mund und der Gequälte starb nach einigen Stunden. So ging es vielen. Der Bürgermeister Linkert und viele andere sind ihren Verletzungen erlegen. Frau Linkert war auch im Gefängnis, durfte jedoch nicht an sein Sterbelager kommen. Sie wurde später nach Jaworzno in der Nähe von Krakau in ein schon von den Deutschen errichtetes Lager verbracht, wo noch viele Tausende deutscher Menschen damals schmachteten. Den Verstorbenen wurde nicht einmal das Hemd belassen. Sie wurden auf den Wagen geladen, auf den Friedhof nach Halbendorf gebracht und dort verscharrt. Auch im Garten des Landratsamtes Oppeln sind eine Anzahl beerdigt worden. Bei einer Belegschaft von rund 300 deutschen Gefangenen starben in der Mrosstrasse täglich durchschnittlich 3 Menschen. Auch ich war an der Reihe. Meine Beine waren schon geschwollen und ich war nur noch ein schwankendes Skelett. Meine Hauptsorge, die mich Tag und Nacht bewegte, war meine Frau und mein Kind. Ich befürchtete sehr, dass sie mir nachkommen und dass sie das gleiche Schicksal ereilt. Ich betete viel. Zu meinem Glück wurde ich einer Arbeitskolonne zugeteilt, die nun täglich auf die Domäne Sakrau zur Arbeit geführt wurde. Hierdurch bekam ich durch den Schaffer der Domäne Verbindung mit meiner in Czarnowanz wohnenden Schwester, die mich mit Lebensmitteln und etwas Wasche versorgte, sodass ich mich nach und nach etwas erholte und zunächst gerettet war. Den Winter 1945/46 verlebte ich auf der Domäne Sakrau als Sattler, wo ich einem anständigen polnischen Inspektor unterstellt war und von ihm auch unterstützt wurde. Ich erholte mich daher hier ganz gut und bereitete einen Fluchtplan vor. Er wurde jedoch vereitelt, weil ich im März 1946 ganz plötzlich ins Gefängnis gebracht und in die Zelle eingesperrt und zu keiner Arbeit zugelassen wurde. Wie ich später festgestellt habe, durften alle Gefangenen, die vor das Sondergericht kommen sollten, nicht mehr ausserhalb des Gefängnisses arbeiten. Es kam eine schreckliche Zeit. Ich befürchtete insbesondere, dass man mir meine nationalpolitische Arbeit in der Verwaltung und meine Tätigkeit in B. zur Last legen wird, zumal ich in der Schreckensnacht in B. anwesend war und auch zweimal angegeben habe, dass ich dort tätig war. Jedenfalls bewegte mich diese Frage Tag und Nacht und ich hatte keine Hoffnung mehr, einmal meine Angehörigen wieder zu sehen. Der erste Termin vor dem Sondergericht Kattowitz fand im Juli 1946 statt. Verteidiger von Amtswegen Rechtsanwalt Dr. Quoczek-Pole - Richter korrekt. Staatsanwalt, anscheinend Jude sehr aggressiv. Zeugen, Pfarrer Mainka Czarnowanz, KZ-Häftling Kotulla aus Frauendorf gut, ein Bäcker aus Oppeln Versager. Frau Pawletta, Gattin des früheren polnischen Redakteurs aus Oppeln wird nicht vernommen. Grund unbekannt. Beisitzer harmlos. Pfarrer Mainka verteidigt mich unter Einsetzung seiner ganzen Person. Hierbei fällt erstmalig die Bezeichnung "Vertreter des Landrats", hierauf starker Angriff des Staatsanwalts gegen Pfarrer Mainka und Antrag auf Vertagung. Nach kurzer Beratung Vertagung. Ich bin hoffnungslos. Zweiter Termin am 10. 10. 46. Richter als Vorsitzender derselbe. Verhält sich väterlich mir gegenüber. Ein Beisitzer sehr aggressiv, will viel aus der Verwaltung über die nationalpolitische Arbeit wissen. Zum Glück hatte nicht ich, sondern Buchal diese Dinge zuletzt bearbeitet. Ich wusste also nichts. Staatsanwalt ein anderer, korrekterer. Der Staatsanwalt aus dem ersten Termin soll inzwischen verhaftet worden sein. Verteidiger wieder Dr. Quoczek auf Kosten meiner Schwester 5000 Zl. Auf wessen Veranlassung unbekannt, erscheint die im ersten Termin nicht vernommene Zeugin Frau Pawletta und

wird auch vernommen. Sie sagt sehr gut für mich aus, sodass ich wieder Mut fasse. Der Staatsanwalt stellt Antrag auf Absonderung, d.h. ins Lager nach Jaworzno, wo der grösste Teil ohne Urteil hingekommen ist. Dr. Quoczek verteidigt mich gut. Meine Schlussworte waren: "Den Worten meines Verteidigers schliesse ich mich an. Ich fühle mich unschuldig. Hätte ich mich in irgendeiner Weise schuldig gefühlt wäre ich nicht, den grössten Teil des Weges zu Fuss zurücklegend, nach Oppeln zurückgekehrt. Ich bitte daher um Freisprechung und Entlassung". Der Richter stellt Verkündung des Urteils in einer halben Stunde in Aussicht. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. In der Pause erfahre ich von einer Frau aus dem Zuhörerraum erstmalig nach meiner Festnahme, dass meine Frau und mein Kind in Frankenberg wohnen und gesund sind. Ich bin sehr gerührt. Gerade in dieser Schicksalsstunde muss ich von meinen Angehörigen erfahren. Es vergeht 1/2, 3/4, 1 Stunde und das Gericht erscheint nicht. Der Verteidiger wiegt bedenklich den Kopf. Endlich, etwa 10 Minuten nach einer Stunde, klingelt es. Alles erhebt sich von den Plätzen, das Gericht erscheint, im Zuhörerraum Totenstille und höchste Spannung, der Richter verhält noch etwas, sieht mich noch einmal an mit seinen offenen vertrauenerweckenden Augen und verkündet das "Unschuldig". Ein allgemeines Aufatmen im Zuhörerraum. Ich war aufs tiefste innerlich aufgewühlt. Noch ein dankbarer Blick zu meinem Verteidiger, bei dem ich mich bereits in der Beratungspause für seine gute Verteidigung bedankt habe und ich trat ab. Es war mir wie ein Traum. Nach zwei Tagen wurde ich aus dem Gefängnis entlassen. Mein erster Gang war an das Grab meiner Eltern, die mir sehr viel bedeuteten. Nach kurzem Aufenthalt bei meiner Schwester in Czarnowanz, längerem Besuch der schönen Kreuzkirche in Oppeln und Besuch des Pfarrers Mainka in Czarnowanz begab ich mich auf einem russischen Oderkohlenkahn mit deutscher Besatzung nach Fürstenberg/Oder und ging dort über die vorläufige deutsch-polnische Grenze. Nach ziemlich beschwerlicher Fahrt erreichte ich etwa um Mitternacht meine Angehörigen in Frankenberg. Wir waren unsagbar glücklich. Leider konnte ich etwa nur 8 Tage bei ihnen verweilen, weil ich nicht gewillt war, in der russischen Zone zu bleiben und die Quarantänezeit für mich verlorene Zeit gewesen wäre. Ich begab mich daher wieder schwarz über die englisch-russische Zonengrenze, kam nach kurzem Besuch bei dem früheren Reg. Vizepräsidenten von Oppeln jetzigen Kreisoberdirektor in Holzminden nach Uelzen ins Durchgangslager zwecks Registrierung und wurde nun mit einigen hundert Flüchtlingen nach der hiesigen Insel verbracht. Das Elend ist hier gross. Teilweise Unfähigkeit der Verwaltungen, die sich beim Versagen immer hinter die Militärregierung verschanzen, hat es fertig gebracht, dass hier bei 20 Grad unter Null Frauen mit kleinen Kindern in ungeheizten Kasernenräumen wohnen müssen. Der bisherige Lagerleiter musste zwar abtreten und ich wurde mit in die engere Wahl vorgeschlagen, worüber Empörung, da ich PG. war. Man wählt sich lieber Nieten und lässt die deutschen Kinder sterben. Nun, ich bin auch glücklich darüber, denn meine Wahl hätte nur schlaflose Nächte gebracht.

Meine Angehörigen konnte ich noch nicht hierher nehmen, weil Ilse vor dem Abitur steht und es mir nicht zweckmässig erscheint, jetzt noch zu wechseln, zumal sie in der Schule in Frankenberg recht gut steht und in Borkum keine Oberschule ist. Meine Frau selbst verdient durch körperliche Arbeit bei den Russen den Lebensmittelunterhalt für sich und das Kind. Hoffentlich hält sie gesundheitlich durch.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

H.G.v.GreifenbergWetzlar den 15.6.1949
Hauptpostlagernd

Sehr geehrter Herr Thorwald!

Mit großer Erschütterung las ich Ihre Artikelserie in "CHRIST UND WELT" und ich war für die Zeit des Lesens wieder um Jahre zurückgesetzt und machte, besonders bei den letzten beiden Folgen des Berichtes, den Kampf um Berlin wieder in Gedanken mit. Ich selbst gehörte zwar nicht zu den Kämpfern, denn ich wurde bereits im Jahre 1941 wegen einer schweren Verwundung aus der Wehrmacht entlassen, aber ich machte diesen Einmarsch der Roten Armee als Bewohner Berlins mit.

Ich saß mit Frau und Mutter 14 Tage lang im Keller. Ich habe nach dem Einmarsch, als nach qualvollen Wochen die Ruhe wieder hergestellt war, versucht meine damaligen Eindrücke und schreckensvolle Erlebnisse zu Papier zu bringen und habe auch etwa 50 Schreibmaschinenseiten doppelseitig gefüllt, aber es ist schon so, wie Sie in Ihrem Bericht sagen, nämlich, daß man es mit den Ausdrücken der Sprache nicht schildern kann, was damals geschah, und was sich die Sieger erlaubten.

Nun zu Ihrem Bericht!

Sie schildern in sehr objektiver und anschaulicher Weise die Operationen der beiden feindlichen Mächte. Sie beleuchten auch schlaglichtartig und sehr kurz die Folgen, die sich aus diesen Operationen für die Bevölkerung ergaben. Aber die Greuel, und die Bestialitäten, die von der "Roten Armee" begangen wurden, die werden von Ihnen nur andeutungsweise erwähnt.

Und darauf kommt es an!!!

Wen interessiert es heute noch, ausser uns, als alte Soldaten, wie es damals dazu kam. Das wurde ja in Nürnberg nicht bestraft. Sondern es interessiert die Welt und insbesondere die vom Bolschewismus bedrohten Länder, was geschehen wird, wenn die Rote Front rollt! Deshalb sollten wir, die wir den Terror am eigenen Leibe verspürten der Welt die Scheußlichkeiten erzählen, und die Verbrecher anprangern, um sie wenn es einst möglich sein wird vor ein Gericht, aber nicht vor ein zweites Nürnberg, stellen!

Oder ist es heute, nachdem man uns Rede und Pressefreiheit verspricht noch immer nicht möglich die Wahrheit zu sagen?

Es liegen zwar irgendwo Tausende von eidlichen Aussagen und Zehntausende von Zeugnisse über die Greuel der Russen, aber veröffentlicht wird davon nichts. Ja, wenn dann ein Bericht veröffentlicht wird, wie der Ihrige, dann geht der Autor um den heißen Brei, und wagt sich nicht an die Wahrheit!

Was an der Weichsel, oder in Warthegau oder in Schlesien geschah, hörte ich nur aus beschönigenden und tendenziösen Meldungen. Ihr Artikel war die erste zusammenfassende Schilderung der militärischen Niederlage der deutschen Ostarmeen. Aber nun ist es auch an der Zeit, eine eingehende Schilderung der Schicksale von jenseits der Oder zu geben. Wir in Berlin haben damals ja nicht die ganze Schwere des Geschickes zu tragen gehabt, weil, wie Sie ja schon schrieben die Russen bereits "gesättigt waren". Aber das was ich erlebte, war so ungeheuerlich, daß ich immer glaubte, daß es keine Steigerung mehr gibt. Die 14 Tage im Keller gehören zu den schrecklichsten meines Lebens, und ich stand oft vor dem Entschluss ein Ende zu machen, aber ich mußte meine Frau und meine Mutter vor den entmenschten Rotarmisten verstecken und hüten, was mir auch gelungen ist. Dafür gab ich unser gesamtes Eigentum preis, was wir vor den Bomben im Keller in Sicherheit brachten. Ins-

gesamt wurden wir 6 mal ausgeplündert. Unser Keller sah zuletzt aus wie ein Schutt-Abfallplatz. Aber das war alles gleich. Hauptsache war, daß ich die meiner Obhut anvertrauten Angehörigen vor den vertierten, venerischen Russen retten konnte!

Nun zu etwas Anderem:

Sie schreiben in Ihren Berichten, daß die Russen sich deswegen so tierisch benommen hätten, weil sie aus Rache an den Deutschen und der deutschen Kriegsführung ein Recht dazu zu haben glaubten, und weil die russische Propaganda, voran der Jude Ehrenburg ihnen als Beute die deutsche Frau versprach! Ferner schreiben Sie, daß die Russen ein gewisses Recht dazu gehabt hätten, da wir in den besetzten Ostgebieten ja auch terroristisch regiert hätten!

Diese Punkte muß ich ablehnen und ich möchte Ihnen dazu folgendes sagen:

Vorerst beleuchten wir mal die ostische Mentalität

Nach den statistischen Meldungen des Reichskriminalamtes v.l.l. 1929 heißt es wörtlich: "Nach der Aufstellung der Verbrechenskunde (Kriminologie) möchte man annehmen, daß in den deutschen Gebieten vorwiegend polnischen, russischen, tschechischen Bevölkerungsteilen Nötigung, Bedrohung, Blutschande und Vergewaltigung häufiger als in andern Landesteilen sind."

Ferner heißt es in "Rassenkunde d. dtsh. Volkes" ^{x von Prof. Dr. Günther} Lehmanns Verlag 1930 München, auf Seite 239..... der ostische Mensch neigt zu Neid, Rachsucht und zeigt sich als Rachsüchtiger dann wirklich heimtückisch, ..
..... Seine Auffassung des Geschlechtslebens neigt zur Roheit. Gehässige Roheit liegt überhaupt sehr nahe."

Und weiter unten heißt es :

Bei Betrachtung des Ostischen Wesens fällt auf, wie leicht und unvermittelt die Gefühle in ihr Gegenteil umschlagen können, wie leicht sich überhaupt ein Stimmungswechsel vollzieht. Der ostische Mensch kann schnell von unbändiger Wut zu versöhnlicher Sanftmut usw.

..... übergehen". Die sind besonders Eigenschaft, die Sie in Ihrem letzten Artikel über die Reichshauptstadt ~~xxxxxxx~~ ganz kurz streiften.

Sie sehen, sehr geehrter Herr Thorwald, daß da der Hund begraben liegt! Aber sehen wir weiter:

Als im Jahre 1813 die Tottenbornschen Kosaken in Hamburg einritten wurden sie als Vorhut der Befreier vom napoleonischen Joch begeistert begrüßt. Als der Abend hereinbrach wurden einige zwanzig neugierige Mädchen, die mit ihren Eltern in der Nähe des Bivaks der Russen spazierten ihren Beschützern entrissen und vergewaltigt. Das trug sich während der Befreiungskriege nicht einmal, sondern hundertmal zu. Ein Grund zum Hass bestand damals bestimmt nicht!

Als die Horden des Marschall Budjenny 1919-20 nach Polen stürmten und vor Warschau geschlagen wurden, säumten die Vormarschstrassen dieselben Opfer wie 1945, nur daß es damals Polen und Ukrainer waren. Als während des baltischen Krieges die deutschen Freischärler Riga den Bolschewiken wegnahmen, lagen im Gefängnishof hunderte von deutsch-Baltinnen erschossen, vorher wurden sie auf die grausamste Art geschändet. Das war auch in Dorpat und Mitau so.

Als 1939 die Russen in Galizien einrückten und Lemberg nahmen spielten sich dieselben Szenen ~~ab~~ ab. Da ich von 1942 -44 in Lemberg tätig war habe ich viele Berichte von der Bevölkerung darüber gehört. Damals waren keine Kampfhandlungen. Als dann die Russen 1941 fluchtartig Lemberg verließen, war das GPU Gefängnis mit ca 2500 volksdeutschen Gefangenen ein großes, gräßliches Schlachthaus. Es lebte keiner mehr, und das Blut stand knöcheltief in den Markerkellern. Es gibt heute noch Augenzeugenberichte darüber und auch die damalige Wochenschau hat diese Taten der Untermenschen festgehalten. Im Lemberger Frauengefängnis in der Weststrasse wurden alle Frauen vor dem Erschießen geschändet.

Aus Lemberg selbst wurden etwa 3000 polnische Offiziere nach Richtung Osten geschafft, wo man sie dann später im Walde von Katyn wieder fand. Diese 12000 Leichen waren allen von den Russen liquidiert worden. Die Amerikaner glaubte, ja 1946 in Nürnberg noch immer die Deutschen hätten diese Schandtät vollbracht, aber kaum kam die Rede auf Katyn, als man die Anklage in diesem Punkt fallen ließ, und zu andern, bequemeren Themen überging. Nachdem wußten auch die Amerikaner und Engländer, wer der wahre Mörder in Katyn und Winniza war!

Wenn man die russische Geschichte verfolgt, vor allem die Geschichte der Romanows, dann kommt einem das kalte Grauen an.

Deshalb behaupte ich, daß das russische Volk und mit ihm alle Völker, die ihm botmäßig sind die begangenen Taten nicht aus dem Gefühl der Rache heraus begangen hat, sondern aus tierischer Freude am Zerstören, Morden, Vernichten.

Seit den Tagen der Hunnenstürme war uns Deutschen der Osten immer als ein dunkler, unheimlicher Erdteil erschienen, den man wohl unterwerfen konnte mit dem amn aber keine Freundschaft und erst recht keine Kultur pflegen konnte. Die Völker in diesem Ostraum waren immer tiefstehende, nur mit der Knute zu beherrschende, in der Wehrlosigkeit feige und falsch, in großer Überzahl aber grausame, und bestialische Untermenschen.

Es zieht sich ein roter Faden von Iwan dem Sohnesmörder über die Peter und Paulsfestung, die bolschewistische Priester und Intelligenzschlächtere, den Kolttschak'schen Handschuh, dem Massengrab von Katyn und Winniza, nach Breslau, Ostpreußen, und Berlin.

Ein Meer von Blut begleitet die Rote Armee und geschändete Frauen und Mädchen bilden das ~~grauenvolle~~ grauenvolle Spalier dieser Tiere in Menschengestalt.

Ich habe die Trecks der Ukrainer 1944 gesehen, die mit Kind und Kegel vor ihren eigenen Volksgenossen flüchteten, ich habe die Trecks der Polen gesehen, die bereits 1939 in Galizien den Russen kennen und lieben gelernt haben, und die 1944 lieber alles stehen und liegen ließen, als nochmals den Russen in die Hände fallen wollten. Und ich sah die Trecks der Baltikumer, der Ostpreussen, der Schlesier, der Pommern, die auf der Flucht vor dem Tier in Berlin ankamen. Es ist immer dieselbe panische Angst in den Blicken der Männer und Frauen auf den Wagen und hinter den Pferden. Es ist immer dasselbe Grauen, das die Armen vorwärtstreibt, und das sie ab und zu den Kopf wenden läßt um mit angsterfüllten Blicken sich zu vergewissern, ob die Bestie noch nicht zu sehen ist. Jeder der einmal den Russen kennenlernte ist für den Rest seines Lebens ein fanatischer Hasser. Und das eine steht fest. Wenn noch einmal Deutsche, sei als Soldaten der eigenen Nation sei's als Soldaten fremder Heere nach dem Osten jenseits der Oder kommen, dann wird die Vergeltung ihr schreckliches Gesicht zeigen. Die geschändeten deutschen Frauen und Mädchen werden vor ihren Blicken stehen. Die Hekatomben von erschossenen Männer und Greisen werden aus ihren Gräbern nach Rache rufen, und die Schandtaten und sadistischen Bestialitäten welche die Slawen an deutschen und germanischen Menschen verübten werden keine Gnade aufkommen lassen und das Kind im Mutterleibe genau so wenig schonen wie es in den "Befreiungsjahren" von den "Befreier" geschont wurde! Das sei jedem Mann, der noch zwei Hände hat um zu vergelten zum obersten Wahlspruch gegeben.

Ich glaube ich habe Ihnen nun, verehrter Herr Thorwald, gezeigt, was ich Ihnen zeigen wollte: Der Slawe und an seiner Spitze der Russe und Bolschewik ist nicht der, den Sie in Ihrem Bericht zeigen, sondern er ist ein Untermensch, der in seinen Trieben und Grausamkeiten nicht mit europäischen Maßstäben gemessen werden kann.

Ich würde mich freuen, wenn ich von Ihnen was hören würde und bleibe

S. v. *[Handwritten Signature]*!

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

GROEBEN, Peter von der

siehe ZS 52

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

GROLMAN, Helmut von

siehe ZS 53

abgepackt, es war der Fabriktag, rüstauchs die 14. P. Div. zufällig auf Maschin in Preetzallee lag und bestimmt. Es war 1. Januar. P. Div. 44 und 347 hatten den Hof auf Gebiet von 5 ruff die auf. Aus 13.10. traf die 11. P. Div. und die 327. Div. fünf Gebäu die sind unspick, rufen Kiesel. Aus 14./15. 10. fällt der T. Div. als Krummweckfalls die Frägen sind die 4. und 12. Pz Div. uncinoy rief die Div. eine Hof anlaug der Hüft und rufen Karmitz. Hüll, auf das fallen die Kugel-Fabrik der Krummweckfalls der Quelle der Ladung bei Polaceu und alle Frucht der Mann der Opfer (in Plaut, in "Kütsow" in "Krieg Eügen") omis die Klaimen für die zur Mutterprüfung mitfahren. Aus 15. 10. stand es für die persönlich in der Kammhaltung und fette alle zumut mit der Begründung, die Kellner der Fläche bei Preetz alle müßigen. Vor lagere aus 19. die erste Rüstauch/Plaut, und damit war die Gelegenheit im späten, wenn ungenügend war. Kärte der Hüft bei fünf Gebäu so sehr, daß die Kriminell-nur mit zum Hatten man nicht war. Der Abfassen rufen der Hüft war die Krummweckfalls Kellner für alle, die dann nicht war. mit dem Vorblauen wurde dann schon ungenügend Krummweckfalls.

Als Fazit für das ganze Leben rüstauch möchte ich in Kürze Korten sagen: Krummweckfalls Kellner, aber für für jede einzelnen Kollaten vor der Krummweckfalls mir dort aber alle gläubigen und die Krummweckfalls (Krieten) hat die primär Krummweckfalls mich mich für die Krummweckfalls Krummweckfalls, und am aller Ende, gegen das Gift der Krummweckfalls Krummweckfalls.

Zufassungswort
 Robert Gromm
 Abstatt bei Kellbrouen



18.V. 1949

41/Bo/Sd

Herrn
Hubertus Grosche

Tabingen
Dorfacker 12

Sehr geehrter Herr Grosche,

vielen Dank für Ihren Brief vom 10.V., der für uns ausserordentlich aufschlussreich war. Wie zuverlässig Ihre Angaben sind, konnte ich erst gestern durch ein Gespräch mit einem massgeblichen Angehörigen des Stabes des OB-Kurland feststellen. Er hatte nur einige unwesentliche Berichtigungen zu machen, u.a. ergänzte er Ihre Angaben über den Ausbau des Gefechtsstandes in Kurland dahin, dass die von Ihnen genannten prächtigen Einrichtungsgegenstände, einfach aus dem sogenannten "Asserschloss" genommen wurden, einem prächtigen Hauptquartier bei Pleskau, das schon 1942 für Hitler ausgebaut aber nie von diesem benutzt worden ist. Unklar ist mir nur eines: Sie schreiben, dass es bei Grobin eine Fahrzeugschlange gegeben habe. Das steht im Gegensatz zu den sehr präzisen Angaben eines anderen Kurlandsoldaten. Jedoch neige ich mehr dazu, Ihren Feststellungen zu glauben. Wir wären Ihnen für jede weitere Ergänzung dankbar und verbleiben

mit vorzüglicher Hochachtung
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

GROSSMANN, Horst

siehe ZS 56

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

GENERALLES AUF DOPPELLES ERID!

Eine wahre Schicksalstragödie mit dramatischer Steigerung bis zur Katastrophe haben die Deutschen des Teschner Landes in den letzten Jahren erleben müssen, und die Olsa hat darin das Schicksal gespielt. Dieser Kanal im 18. Jhd. ge. Wesentlichen ~~aus~~ ^{aus} ~~der~~ ^{der} ~~nahen~~ ^{nahen} ~~Waldschlucht~~ ^{Waldschlucht} bis die Olsa. Sein Teil verbindet den Jablekanal mit der Khrischen Pforte und bildet damit einen wichtigen Durchgangsweg für das Ostliche Mitteleuropa.

Hier mündete schon in der Bronzezeit die Kupferstraße, die Siebenbürgen kommend, in die Bernsteinstraße. Hier wanderten Kelten, Illirer und germanische Stämme. Doch als die Völkerfluten vorbeizogen, wurde das Olsalands Grenze schon dem Przemysliden- und dem Wislitenreich. In seinen Urwäldern fanden sich die drei auf der Landstraße verirrten, fast verdrängten Pflanzensöhne beim "Waldbrüderkranz" wieder und gründeten hier - der Sage nach schon im Jahre 1040 - die spätere Bergstadt Teschen, die aber erst 1155 urkundlich als Bergburg erwähnt wird. Im Jahre 1390 wird Teschen selbständige Pflanzensöhne und die Olsa sein Hauptfließ, nachdem die Grenze bis zur Ostowitz vergerückt war. Später als Lehen der böhmischen Krone erbt es unter Karl IV. eine Blütezeit. Handel und Verkehr belebt wieder die Kupferstraße. Über den Jablekanal bringt Bagger ungarische Erze nach Breslau und weiter nach an Ostpreußen. Im 30-jährigen Krieg sterben die Pflanzensöhne aus. Das erledigte Lehen fällt an die Habsburger. In den folgenden Glaubenskriegen und Türkenkriegen verliert die Kupferstraße wieder. Der 7-jährige Krieg trennt auch das Teschner Land von Schlesien. Maria Theresia schenkt es ihrer Lieblingstochter als Heiratsgut. Albert, kaiserlicher Herzog von Sachsen Teschen, und seine Nachfolger, die Herzöge Karl, Albrecht und Friedrich machen diesen "Sohn von Garte Schlesiens" wieder erbtreich. Die Tescher erbtreichster Vorsteher sind Vorbild für die ganze Land. In den Neuhüttenwerken entstehen Eisen- und Hütten, die als heimische Erze mithilfe der Holzkohle aus den Wäldern schmelzen und verarbeiten. Im 17. Jhd. werden auch die mächtigen Birkholzwälder des Karwiner Beckens erschlossen; Berg- und Hüttenwerke entstehen auch dort und werden um 1850 durch die Nordbahn mit Wien verbunden. 1866 folgt die Kaiserlich-Oberösterreichische Bahn und bringt ^{erbtreichster} ~~erbtreichster~~ ^{erbtreichster} Erze zur ostschlesischen Kohle. Sie bildet auch im 1. Weltkrieg, da Teschen das Hauptquartier der k.u.k. Armee unter Erzherzog Friedrich Ferdinand, ein wichtiges Bindeglied der "Lia-Bagdad-Bahn".

Während so unter deutscher Führung Industrie und Gewerbe, Handel und Verkehr und Landwirtschaft in ganzen Lande gedeihen, wird Teschen sein Zentrum. Deutsche Schulen vermitteln ihr Geistesgut, die Deutsche Theater hat 1912 sein schönem Heim, deutsche Vereine entwickeln ein reges K.

ben, bereits 1796 wurde die Tschechische Schichtergesellschaft gegründet, 1811 der
 Tschechische Ländereigenenverein, 1868 der Landverein, 1893 der Besessenenverein, der
 das Gebirge erschließt und schon zwei Jahre später das erste ^{der Besessenen} Wochenblatt auf
 der Ahornburg eröffnet, um bald dann weitere folgen. Seit 1860 bestand das
 Druck- und Verlagshaus Carl Prochaska mit Filialen in Wien und Leipzig, das
 auch die älteste Zeitung Schörr, Schlesiens, Kurzwortydie "Silesia", herausgab.
 So verarbeitete sich deutsches Kulturgut in ganzen Lande zum Wohl der gesamt
 Bevölkerung. Die zunehmende Industrialisierung ^{zog sich} immer mehr die Landbe-
 völkerung in die Fabriken, Eisenhütten und Bergwerke.

Die sozialen Konflikte, die das Maschinenzeitalter mit sich bringt, werden von
 landfremden slawischen Hatzern aus nationalen Kampfe gegen das deutsche Ueber-
 nehmen, im Bantzen und Ingenieurverbande art. Ein k. k. Postbeamter in Friedeck
 war ist unter dem Pseudonym "Boarus" (Oberschand) ^{der Besessenen} eines tschechischen
 Schriftstellers, der seine Hand durch Grabensfall verloren hat, indes sein Graben-
 harr, der "Araria" die er der Erzherzog anschreibt in das Besessenen Land
 J. gävergnügen können kann, Ein k. k. Richter Slava, verhorricht wieder die de-
 gehaltigen Besessenen über Gndruch und davor als nationale Freiheitskämpfer,
 und selbst die "Schwarze Fürstin" aus Schörr eine Tschechische Sekretärin und
 behält in Kampf gegen ihre Volk genossen. Und auch die Polen zum tschechi-
 schen ^{der Besessenen} "Polenklub" Der Besessenenart Wechsel wird Konserfrische der
 schauer und Krakauer Polen, mit ihrer Hilfe entsteht in Tschechen ein "Polen-
 Haus", eine ^{der Besessenen} polnische Privatschule die selbst ein Gymnasium, die aber bildet an
 chronischem Schülermangel leiden. Auch die Werbeausflüge und Feste tschechischer
 Sekularvereine hatten nur geringe Erfolg. Die schlonackische Bevölkerung blieb
 deutschfreundlich, wie ihre Verfahren, trägt sie noch heute die Tracht aus
 der Reformationzeit, wenn auch ein Großteil unter dem Druck der Gegerefor-
 mation wieder katholisch wurde.

Aber die schweiche österreichische Regierung unterstützte seit den 1860er Jahren
 die slawischen Bestrebungen. So konnte der politische Polenklub die Errichtung
 eines polnischen Lehrerseminars bei Tschechen durchdrücken. Diese polnische Leh-
 rerschaft und die Geistlichkeit schickte nun unter der Jugend auf das Land
 Und als dann im 1. Weltkrieg den Polen die Wiedererrichtung ihres Vaterlandes
 versprochen wurde, verlangten sie nun das 2. Land dazu als Teil des früheren
 Plattenreiches. Den Tschechen garantierte wieder die Entente die Länder der
 Böhmischen Krone, dazu ^{der Besessenen} A. wie auch das Tschechische Land als einstige. Lehren recht
 naten.

So stritten sich beim Umsturz 1918 beide slawischen Brüder darum, ihre ange-
 lichen historischen Rechte fordern, die bei aber die gute Gassehle und die rei-
 che Industrie dieses verkehrswichtigen Korridors zwischen Ostsee und Donau

in Teschen konstituierte die "Rada Narodowa" (der polnische Volksrat), in Ostrau der "Narodni Vybor" (der tschechische Volksrat). Und als die Polen schon im Januar 1919 Wahlen für den Teschner Sejm ansetzten, brachen tschechische Legionäre ein und vertrieben ihre slawischen Brüder, die gerade mit den Bolschewiken um Warschau kämpften, bis zur oberen Weichsel.

Entantetruppen schritten im Februar ein, ^{und}grenzten das strittige Gebiet durch Demarkationslinien ab, über das eine Volksabstimmung entscheiden sollte. Und es begann die berüchtigte "Plebizitzeit". Während die Polen das durch den Krieg ausgehungerte Teschner Volk mit ^{ihren} angeblichen Verräten an Fleisch und Speck zu ködern versuchten, lockten die Tschechen mit Mehl und Zucker. Ansonsten aber wurde mit Terror gedroht, Plünderung und Zerstörung, Prügel und Totschlag waren an der Tagesordnung. Die Prügelknaben für beide aber waren zum meist die Deutschen und Schlanaken. Und auch die Entantetruppen richteten dagegen nicht viel aus, sodaß schließlich das Plebi mit abgeblasen wurde. Die Pariser Botschafterkonferenz fällt am 23. Juli 1920 das salomonische Urteil: das Land sollte entzweierteilt werden! Und weder Polen, noch die Tschechei erwiesen sich als rechte Landesväter, sondern ließen es zu. Der Vorschlag der "Delegation der deutschen Parteien" dieses Landes zur dauernder Neutralisierung dieses einheitliche Wirtschaftsgebiets, das für die Kohlenversorgung und für den Durchgangsverkehr aller vier angrenzenden Reiche so wichtig ist, blieb ungehört.

Wie vor tausend Jahren wurde das Olsland nun wieder Grenze, und sein Hauptfluß zerschneidet selbst die Hauptstadt in Polnisch- und Tschechisch-Taschen. Den Olsadeutschen aber blieb ^{es} einhängestellt, für eines der beiden Reiche, od für Österreich zu optieren. Doch die Liebe zur angestammten Heimat überwog, und nur wenige-meist zugewandene-Deutsche verließen das Land als die ersten Flüchtlinge aus diesem Gebiet. Die zurückgebliebenen Olsadeutschen, die früher hier Hausherrnrechte hatten, da sie am Aufbau des Landes führend beteiligt waren, mußten nun zwei Herren dienen, die ihnen beide mehr oder weniger feindlich gesinnt waren. Wenn auch die Behandlung anfangs noch glimpflich war, so zeigten sie bald ihr wahres Gesicht. Ihre Versprechungen aus der Plebizitzeit waren bald vergessen. Die Deutschen beiderseits der Olsa wurden allmählich aus ihren Stellungen verdrängt und entrechtet. Doch je mehr sie bedrückt wurden, umso dichter hielten sie zusammen, auch als die Beziehungen zu ihren Brüdern jenseits der Olsa immer mehr erschwert wurden, und jeder deutsche Verein und jede deutsche Körperschaft geteilt werden mußte. Zunächst war das Los der Polnisch-Teschener Deutschen schwerer: Von dem einst blühend Schulwesen blieb es Ende nur eine einzige Klasse übrig! Doch allmählich spitzte sich auch die Lage links der Olsa zu, besonders bedenklich wurde sie nach 1933. Und als dann die sudetendeutsche Frage angeschnitten wurde, als auch die Polen nach dem unerklärten "Zwischenfall" am linken Ufer zu schielen

begannen, gab es wieder Unruhen an der Olsa, und ein zweiter Flüchtlingsstrom entsprung, der noch mehr anschwellte, als die Tschechen mobilisierten und die Polen schließlich am 2. Oktober 38 einmarschierten. Nun war zwar das Teschnerland wieder vereint, aber ohne Anschluß an den Westen und auf Kosten der Olsa-Deutschen, die nun gänzlich verdrängt werden sollten.

Da kam der 1. September 39! Nun sollte auch für das Teschner Land das "1000-jährige Reich" beginnen! - Aber der anfängliche Jubel wich bald trüber Ernüchterung, denn von dieser "Befreiung" konnte man dasselbe behaupten, was der Dichter Th. Storm schrieb, als seine Heimat von den Preußen befreit wurde: "Die preußische Regierung hat dadurch, daß sie die Existenz von Menschen im Lande Schleswig-Holstein ignorierte, wieder bekundet, daß sie von einer gleich berechtigten Nation nichts weiß, daß in Preußen überhaupt nur der ein Recht hat, der die Gewalt besitzt. - Ich hatte gedacht, anders in meiner Heimat zu leben. -" Die bodenständigen Olsa-Deutschen wurden nun zu "Volkdeutschen" degradiert und nach "Volkalisten" nummeriert! Sie, die jahrzehntelang für ihr ^{unter Fremdherrschaft} "Deutschtum" gelitten, wurden nun oft wie Eingeborene in Kolonien behandelt. Andererseits aber war trotz des Krieges ein Aufschwung zu verzeichnen wie noch nie. War doch das ganze Teschner, Oberschlesische, Dombrowaer und galizische ^{Kohlen- und} Industriegebiet zu einem Wirtschaftskörper vereinigt, große Kraft- und Hydrierwerke erstanden, noch gewaltigere ^{Plan} wie die Elektrifizierung des gesamten östlichen Mitteleuropas, die Erbauung des Donau-Oderkanals u.a. in Angriff genommen, die sich für ganz Mitteleuropa günstig ausgewirkt hätten und gezeigt haben, wie wichtig dieses Gebiet für eine gesunde europäische ^{Wirtschaft} ist, zumal wenn wie dasumal der Verkehr nicht durch Grenzen beeengt wäre. Doch es war nur ein Moment der letzten Spannung im Schicksalsdrama der Olsa-Deutschen. Die Katastrophe sollte nur allzu bald folgen.

Es kam der Mai 45... Wieder flogen alle Olsa-Brücken in die Luft. Das eingekesselte Olsa-Land wurde von Ost und West zugleich besetzt, die Deutschen - soweit sie nicht schon vorher geflüchtet waren - mit brutaler Gewalt mißhandelt, vertrieben, oder in Zwangsarbeitslager verschleppt, in denen noch heute viele schwachen, wobei sich die Nähe des Auschwitzer Kassetts besonders nachteilig für sie auswirkt. Nun müssen sie das Bad ausgießen, das die geflohenen Machthaber ihnen angerichtet hatten, von den Leiden der Heimatvertriebenen ganz zu schweigen. So haben die Olsa-Deutschen in den letzten 30 Jahren nicht weniger als achtmal ihren Herrn wechseln müssen, was jedesmal ^{auch} mit wirtschaftlichen und ~~Bann~~ Benachteiligungen besonders für sie als Bodenständige verbunden war. Nun da die Heimat zum zweiten Mal zerrissen und sie dar-^{aus} verbannt sind, scheint die Aussicht in die Zukunft fast trostlos zu sein. Doch ein Blick in die letzte Vergangenheit zeigt, wie wandelbar oft die Geschehnisse sind. Auch die jetzige Lage kann nicht von Dauer sein, zumal sie unhaltbar wird. Sobald es einmal zur endgültigen Neuordnung Europas kommt, wird auch die es Problem gelöst werden müssen. Die Olsakohle und der Olsakorridor ist für ganz Mittel-

Europa ebenso notwendig wie die Bahrtafel im Westen. Und so wie das Führer-
gebiet aus ähnlichen Gründen neutralisiert wurde, wäre dies für das Tschener
Land umso notwendiger, als hier vier Völkergruppen zusammenstoßen, die alle
daran interessiert sind. Damit bildet das Glasland auch weiterhin eine Schli-
sselfrage nicht nur für die Glasländer.

A- -a

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

GUDERIAN, Heinz

siehe ZS 57

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

16.4.49

An "Hoff und Welt"

Burgstadt

Mittwoch

Postfach 827

Leb. Lager in Brand letzte Tage - Ebling
Nr. 15 vom 14.4.49

Bei Aufzeichnungen unter der Überschrift "Lagerbuch Ebling" muß auf Grund der Sachverhalte nachgeprüft werden.

Ich selbst war in Ebling vom 1.10.44 bis 10.2.45, zuletzt als Kommandant des 3. J. Abt. Feldjägerbataillon in der Lagerzone. Ich war damals Gebietsoffizier und habe Tag und Nacht während der Gefangenensicherung vom 14.4.45 bis 10.2.45 mit den Hauptaufgaben befaßt. Bei diesen Gelegenheiten habe ich persönlich in fast allen wichtigen Fällen während der Befreiungszeit.

Am 22.1.49 wurde Alarmstufe 1600 gegeben, d.h. sofort Alarmbereitschaft herbeizuziehen von allen Lagerzonen aus bis hin zu beiden Richtungen. Das letzte Zug nach Burgstadt ging über meine Einweisung am 21.1.49. Es hat sich für mich nicht mehr ereignet. Die letzten Fahrten zum Zug (bis 20.1.) sind teilweise durchgefallen. Die Bahnlinie nach Burgstadt war am 20.1. wegen des Schneeeinsturzes unterbrochen. Die letzten Fahrten nach Burgstadt sind am 20.1. durchgefallen. Es gab noch am 20.1. keine Angaben zu den verschiedenen Lagerorten (Gefangen) am Eblinglager nach Zuzut (NW) in der Nacht. Alle sind durchgefallen. Man muß wissen, daß der Ein-

Das unig billig empfangt. So wird mit die gewisse Kapazität gegeben
und empfangt. In jeder Handlung von Nutzen mit die
die an der Spitze stehen werden dabei folgen können,
dass es alle mit Soldaten begeben folgende Anweisung
kann mit die folgenden Kipung gleich auf den
Tag begeben.

die neue in Legislation in Bezug von Lebensversicher-
ung, würde von die Gewerkschaften abgelehnt werden - vorant auf
als Baracken Leben - nach 14 Jahren 1946 entlassen.
die hat sich mit die von der begeben. die Kantonsregierung
jeden seiner Zeiten anfragen (oder die gewisse)

So wird mit die Prinzipien, dass die Gewerkschaften
sein Franchise für.

mit gewissen Grundsätzen
Grundsätze

Institut für Zeitgeschichte

Herrn
Kurt Günther
16/ Oberorke
Über Frankenberg-Eder

21.4.1949
bo/gr/4/1

Sehr geehrter Herr Günther !

Wir danken Ihnen recht herzlich für Ihren Brief und Ihre Richtigstellung. Es ist ausserordentlich schwierig, heute die notwendigen, zuverlässigen Quellenunterlagen über die zahllosen Einzelheiten des Themenkreises zu finden, den wir behandeln wollen. Ihre Berichtigungen kommen jedoch nicht zu spät. Die Veröffentlichung in "Christ und Welt" ist nur ein Vorspiel. In Vorbereitung befindet sich ein wesentlich grösserer Bericht, der in Buchform erscheinen wird. Da Sie neben einer Reihe von Gewährleuten, die offenbar zu geringe Einblicke in die Ereignisse in Elbing hatten, der erste sind, der in der Lage zu sein scheint, uns einen sachlich zuverlässigen Bericht von höherer Warte zu geben, bitten wir Sie herzlich darum, uns doch möglichst kurzfristig aus Ihrer Erinnerung heraus über die damaligen Geschehnisse in Elbing zu schreiben. Es geht uns nicht über einen druckfertigen Artikel, sondern um eine zwanglose Niederschrift, die uns als Material für unsere Darstellung dienen kann. Es käme darauf an, vor allem den militärischen Ablauf zu schildern, möglichst von höherer Warte aus. Es käme ferner darauf an, Schlaglichter auf das Schicksal der Zivilbevölkerung usw. zu werfen. Würden Sie bereit sein, uns in dieser Weise zu unterstützen? Wir sind für jede Unterstützung dankbar und, soweit es in unseren bescheidenen Kräften steht, auch bereit, Ihre Arbeit zu honorieren. Auf jeden Fall wäre es sehr freundlich, wenn Sie uns möglichst bald schreiben würden.

Mit besten Grüßen!

Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

Kurt Günther

● Oberorke
ber Frankenberg-Eder

24.4.49

Hoffe mir best
-Erfolge -

ZS/A-2 / 02 - 210

Samstag

Br. Fräulein vom 24.4.49 - Elbing

Geben Sie mir bitte an, bis zu welchem Zeitpunkt
Sie meinen Brief zum Fahren in Polen mit auf
meine Firmung und auf Kosten mich im Juni-
Juli 1945 - auf der Firmung - nicht geführte
von Magdeburg. Unentgeltlich unterlegen können dann
zur Verfügung haben, da alles in Elbing vor dem
Frühjahr zurückentnommen.

Mit vorzüglicher
Gruß

Abendzeit
(Wie und Erweise)



Kurt Günther
16 Oberorke
über Frankenberg-Eder

Bitte, Rückfragen, Gebühren, für gewöhnlich Postamt oder Postamt
für Leistungen nach Name des Postamt

Postamt



Griff und Best
Griffleitung



Fußgänger

Haingrubung
Hofweg 927

Bitte, Rückfragen, Gebühren, für gewöhnlich Postamt oder Postamt
für Leistungen nach Name des Postamt

18.V. 1949

41/Bo/Sd

Herrn
Kurt Günther

Obererke
Ü/ Frankenberg-ader

Sehr geehrter Herr Günther,

ich komme leider erst heute dazu, Ihren letzten Brief zu beantworten, in dem Sie sich zustimmend zu der Fassung eines Berichtes über Elbing äusserten. Uns läge sehr daran, wenn wir baldmöglichst in den Besitz Ihres Berichtes, der auch Einzelheiten enthalten sollte, gelangen würden. Die Frage Elbing ist für die Gesamtdarstellung der Ereignisse im Osten auf der einen Seite entscheidend, auf der anderen Seite fast noch völlig unklar. Dürften wir Sie daher bitten, uns Ihren Bericht möglichst innerhalb der nächsten 10 - 14 Tage zu übersenden? Über die Honorierung würden wir uns dann einigen. Ich bitte jedoch herzlich um eine Bestätigung dieses Briefes und eine Mitteilung, ob wir mit Ihrem Manuskript rechnen können.

Mit den besten Grüssen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Bongartz)

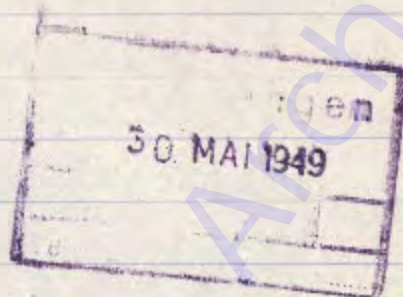
Kurt Günther

⑩ Oberorke

über Frankenberg-Eder

23.5.49

Jörg und Gerd

(16) Hüttgord-0

Pöppfel 927

In der Anlage überfende ich Ihnen meinen Brief über Flüchtling. Wenn ich Ihnen nun auf bestimmte Fragen von Bedeutung Wichtigkeit antworten sollte, so bitte ich Sie, diese Fragen zu stellen. Mit folgenden Angaben bin ich zurückhaltend geneigt. So läßt sich etwas absehen, wenn die Angelegenheiten so flüchtig liegen. So bleiben von mir so oftigen (oder anderen) meine Abteilung mit 6 oder Besondere. Und diese 6 waren auf Ihre Anfrage, die meisten von meine Besondere und zum Nachweis der Fortschrittbarkeit jedes Schritt auf meine Karte (oder Karte) von Flüchtling. So muß man sehr feine Dinge machen.

In Nr. 19 - 12.5.49 bringen Sie über Berlin in 2. Teil folgende:

1. Gründe von Kindern mit in der Karte für die Gründe gegangen.

2. ... haben Kinder, in denen... so alle in Gruppen von Flüchtlingen mit feine gefügt worden.

die für die Hauptstadt zu Grunde gehen!

Hier ist von Staatsbankrott und Unzufriedenheit mit der Regierung die Rede. Meine Erfahrungen sagen mir, daß dies nur eine kalte Hand ist, welche sich nur um den Namen - aber nicht um die Sache kümmert. Ich hoffe, daß die G. P. in Berlin bald wieder zu Grunde gehen wird. Ich bin nicht ganz überzeugt, daß es möglich ist, die Regierung zu ändern.

Die aufständigen Kräfte müssen offen sein. Aber wir wollen bei aller Unzufriedenheit, die wir erleben, offen geblieben sein, ruhig und ganz besonnen mit uns - wir sind aber auch fähig, die notwendigen Schritte zu tun. Auch die Verhältnisse der Wirtschaft sind nicht so schlimm, wie man sagt. Die Regierung ist nicht so schlecht, wie man sagt. Die Regierung ist nicht so schlecht, wie man sagt. Die Regierung ist nicht so schlecht, wie man sagt.

Mit herzlichen Grüßen!
Gruner

Institut für

15.5.49

Die Länge im Fließ
19. I. - 10. II. 45

Als Unterlagen für meine Arbeit können
mir die eigenen Beobachtungen, die ich im Juli 1945
auf Grund von Feldforschungen im Fließ während
des Wiggertener Völkerrückzugs nach meiner Entlassung
aus amerikanischer Gefangenschaft in Form eines
Magasins gütlich zur Verfügung gestellt haben.

Als Ort. Off. des k. Truppen-Stat.-Abteilung
"Feldforschungen" sind damit als Verb. Off. zum
"Längsbeobachtungsweg" als ein wertvolles
Mittel in der Erforschung der Natur.

Im Oktober 1944 wurde ich von der k. 1. Ig. Abt.
Feldforschungen aus dem Lager bei Pöhl nach
Fließ verlegt. Durch meine Arbeit er-
hielt ich eine genaue Kenntnis der
im Hauptfluss aus einem 6-9m breiten
und am oberen Ende etwa 6m breiten Par-
zogenaben bekannt. Dieser Parzogenabe begann
nördlich von Fließ bei Groß-Röben, kreuzte
bei Fließ die Königberger Straße und verlief
in südlicher Richtung der Stadt an der Straße nach Bräu-
berg vorbei der Kaiserstraße. An der Kaiser-
straße des Kaiserstraßen fließ ich dann die
Aulege von Heiligenbrunn nördlich an (die
Kaiserstraße). Die Länge des Fließes Abflusses
von Fließ bis zum Kaiserstraßen beträgt - Fließlänge

may den Getaf mit - etwa 20 km, die Aufstellung
 von Radbata (Marschlag) zwischen 6 und 8 km.
 may den mit bekannten Plänen für den
 Aufstellungsaufbau waren für die feind-
 liche Abwehrkräfte von etwa 2-3 Divisionen
 vorgesehen für Verteidigung in der Breite.
 Das geschah - bei 3 Divisionen - 1 voll. Gp. Abtei-
 lung mit Regiment in Einsatz in der
 Bataillon in Pflanzung Längere sollte. Das mit
 Aufstellungsaufbau waren festgelegt. Verhinder-
 ungsbedingungen sollten auf bei Beginn der
 Verteidigung gelagt werden. Als es unläßlich
 wurde die Aufstellung im Gelände im Dez.
 44 begründete ob man aus der "sonstigen"
 Grundbesitz der Truppen 2-3 organische
 Einheiten in Disposition der Verteidigung
 konnte zum Einsatz bringen können und
 hierbei auf meine früheren Erfahrungen
 bei der von 2000 Mann beabsichtigten
 Verteidigung von Trümmern im Juli 44 hin-
 weisen, waren sogar militärische Vorgänge
 der Aufstellung, das das Besondere der
 Truppen in der Verteidigung der Grund-
 besitz genügend moralisch und Übungsauf-
 bau werden konnte.

Die Anlage wurde von Sommer 1944
 von der gesamten Truppe bewältigt
 mit der Truppenaufstellung gegeben. Die
 Truppenverteilung arbeitete fortwährend mit
 etwa 4-5000 Mann (Mann von und Frauen,
 die Übergangsklassen an der Hand
 may Brüggeburg und Friesland-Gebiet wurden

INSTITUT

meinten

für wesentliche Grenzfragen vorbereitet.
 In übrigen oblag die gesamte Verteidigungsfrage dem Landesherrn, während die militärischen Angelegenheiten, die aber an der militärischen Unabhängigkeit hängen, dem Statthalter oblag. Die Statthalter mußten sich lediglich mit militärischen Maßnahmen zur Unterstützung seiner Pläne für die Belange der Zivilbevölkerung, d. h. Felder - für Verpflegung, Versorgung und so weiter. Die Statthalter - die vollen Verteidigungsverantwortung - der Statthalter - hauptsächlich für die übrigen Aufgaben in den Grenzfragen, daß eine allgemeine Statthalterung nicht statthaft war. Man mußte in a. zu der Ansicht, daß die Statthalter über ihre Grenzen hinaus nicht gehen sollten.

An militärischen Maßnahmen waren bei Beginn der letzten folgenden Einheiten vorhanden (zählen nach Märschen im Verhältnis):

- 1) P. H. Feldkommando - Mährische Bayern -
 Haupt nach Farnsburg / Joff
- 2) P. F. H. H. F. H. H. - Ungarische Bayern -
 böhmische Bayern
- 3) P. F. H. H. F. H. H. - in der ungarischen Bayern -
 - Farnsburg Ungarische Bayern
- 4) P. A. R. G. Feldkommando - Gallische Bayern
 nach Mährischen gelassen
- 5) Einheiten der Luftwaffe a. Flugplatz
- 6) Statthalter, Statthalter in der 16 Grenzbereich (L. H. H.) haben Statthalter an der Mährischen Bayern
- 7) Polizeiorganisation

8) Golbequinn

Ans der Garnison einseitig "feldmännlich" folgte man Mitte Januar 45 mit einer Kampfgruppe französischer, die zunächst in feldmännliche mitgenommenen folgte - auch die älteren Kräfte mit sehr geringem Gefechtswert. Der 1. Lt. Lt. Alt. F.H.H. kam bei Beginn der Kämpfe am 1. T. 2. f. feldmännlich für Beförderung davon in Rufe von Typ "43". Gabe der Beförderung folgte die Einsetzung in Garnison Beginn 1. T. 1. T. 2. f. feldmännlich, sodass auch hier in Bezug auf die Rationierung (16-18 feldmännlich) mit wenigen verbleibend gut feldmännlich. Kämpfe für Beförderung kamden.

Golfmännlich war die 1. Lt. Lt. Alt. F.H.H. etwa 12-1400 Mann stark, davon etwa 300 feldmännlich-mitbringend. In der Zeit von 1400 bis ca 500 Rationen von 3-8 Rationen dienlich erhalten. Auf der Lage der Kämpfe bei der Garnison einseitig, bei der Garnison und in der Garnison, bei der Artillerie einseitig. Die Luftschiffbauwerke können als Kampfeinsetzer genutzt werden. Es kommt zu den feldmännlich. Gesamtzahl.

Die Artillerie mit etwa 12 leichte Geschütze (10,5 cm), davon die Hälfte anbläuelichen Springen mit besonderer Munition, war die unter 1) erwähnte flakbatterie Längswald von besonderer Wichtigkeit. Die Geschütze waren sehr eingebaut, sodass ihre Feldwirkung beschränkt war die Feuerleitung erfolgte mit Ringen

am Ostbahnhof, die Richtung lediglich moralisch.
 Die Polizeieinheiten sind das Volkspolizei sind
 im Langzeit geübt anzupassen - die Aufgaben
 im einzelnen zu erklären. Die Besatzung
 mit Waffen auf Waffen war anbrücken, es fällt
 aber an Generalperson. An Falls person im
 Verhältnis zur Größe der Abwehr können etwas
 zur Verfügung, im Fall der Gefahr der Gefahr
 (Militärplanlage!). Prüfling voran-
 den waren Panzerfahreri und Panzerfahreri.
 Zu den bereits vorgandenen Fahrzeugen in
 den neuen Belagerungslagen war Teile der
 Feldtruppen, die sich durchlagern konnten. Zusammen-
 mächtig waren sie geübt. Die Fahrzeuge sind nicht
 in die Richtung: 1. Teil. von Jagdflug. 2. Teil. von
 mittels Führung von P.K.T. von. Führung sind
 all. Flugblätter sind 1 Teil. all. mittels Raketen.
 Teil von Treibstoff, etwa Größe 250 Liter 300
 Liter Mark. Dazu kommen noch 3 Flug. von
 Typ T44 mit T43, können eine Verbindung von
 der F. durch den Brückenweg mit glücken.
 Mit diesen Kräften würde der bereits oben
 erwähnte F. G. - Betriebsführung in der
 ersten Phase, das heißt die Hauptüber-
 gangsbereich - Führungsperson eine Feldwagen-
 ähnliche Erfahrung nicht (15 Mann), die mit
 Waffen bis. Lang. von man hat sich
 in Verbindung. Kant. Kopf. Führung sollte
 durch, bei Personen fol. Anzahl die Übergang-
 stellen zu prägen - ohne Rücksicht auf den
 Zivilschutz. Tatsächlich gab es keine Verbindung
 bis nach, als die Stellen gegangen worden

missthan. Der eigentliche ungerechte Verdringung-
 ring zog sich am äußeren Rand entlang unter
 Ausnutzung des Geländes. Die Lagerführung trieb
 mit großem Erfolg auf hoher Linie. Allerdings
 darauf auf hoher Verdringungslinie zurückzugehen
 ohne auf meine angebotenen Gebotsformen -
 die haben alle tief in den Gangarbeit mühen,
 sondern die Führung lag auf ungeliebten
 Gefallen und hielten unvorbereitet die Gefahr
 oder die Führung Verbindung. Der oben erwähnte
 Verdringungring wurde jedoch aus d. d. bis
 hin unterhalb der Linie und am d. d. in
 den Hals der Führung verdrungen. Der oben
 bildete die Führung meine Teil hohe Linie.
 Es war von vornherein klar, dass alle in
 der Welt für mich.

Die Führungsbildung auf der Seite
 der militärischen Führungsbildung fast nicht,
 der Mann auf der Höhe "gar nicht". Ein Teil
 "der Führung" d. d. der Führungsbildung
 fallen meine Familie bereits abseits haben, aber
 die großen Verdringungslinie nicht eigentlich auf
 am 20. T. ein; ab hier die Führungsbildung die
 Offenbarung mit bewährten Verdringungslinie.
 Die der Führungslinie in beiden Richtungen aber
 noch normal und für alle Fälle können für
 auf alle Fälle völlig überlassen werden, so ge-
 lang es der Führungslinie bei der bekannten
 militärischen Lage immer, welches der letzten
 Teil der Führungslinie von jeder mit Glö-
 dührung klar zu machen, dass die Lage zwar
 nicht, aber Verdringungslinie für mich.

Institut

Es wurde mir auf telefonischer Anfrage von Frau
 Quiter mehrfach bestimmt versichert, daß die Karte
 im Falle des Falles im längsten 12 Kilometer von
 der Grenzbestimmung geräumt für. Während der
 Versendung häufig überhand, was an dieser
 Ungleichheit mir zu ersichtlich. Ihre Karten zur
 Befugnis, die mir für zwar eine Vereinbarung
 auf dem Landwege als ansehnlich anzusehen -
 alle Karten vollständig erfüllt - gab aber
 allen Fragen und Zweifelheiten der privaten
 Kart, im Zusammenhang auf eigene Karte nach
 Kopien davon zu gewährleisten. Für solche
 Untersuchungen mußte für die Karte mit die-
 sen Ländern ansehnlich erscheinen, als
 keine Frage mich zu befürchten, eine Land-
 verbindungs nach diesen aber nach bekannt.
 Es war die Erinnerung in der Verbindung
 gestellt. In ganzen Höhe ist die Fall der sub-
 stanzum fliegende Verbindung auf etwa
 2000. 2000 Stellen, soll nicht für mich
 leichter kommen, soll nicht für mich fliegen
 wollen. Ihre Karte waren von der
 Richtung der Anflavour wirklich überzogen
 Es gab einen speziellen Fall unter dem 2000
 Pfundabstand, die für eine Höhe als nicht be-
 stimmte füllten sind damit gleichbleibend ein
 Aufwind stand für jeden, gebildet für vorwärts.
 Am 21. 1. letzten Bekämpfung der halb-
 stunden erfolgen. Bei einem Höhen 140 Höhen
 waren 120 ff. Angehörige, die für die Befugnis
 füllten. Alle übrigen Höhen wollten zu
 ihren Familien, die nicht für einen Fall

und sein kommunales Leben. Dem wird
 als Funktionär nach 4 Tagen mit mehr, die
 Grundbesitzer, waren glücklich. Die Arbeiter
 die Männer, die Langzeit waren so wohl.
 An einer Forderung der Stadt gläubten sie
 nicht mehr. Für die angestrichen 20.000 Gulden
 von Schöner Proben der in der Stadt
 in die Stadt nach z. Z. von den Rufen gegeben.
 Das war man anzufragen, das die Bevölkerung
 gibt sie dann gründlich geben dürfen. Dem
 den kann man in der Stadt - auch - die
 einen großen Teil der Stadt am 17. Januar
 an. Es ist auf Grund der Bevölkerung
 gar, dass die Stadt in der Stadt die zu
 in der Stadt gegeben worden. Die Stadt
 das schließlich von den Rufen angestrichen wird
 bewirkt worden. Die nunmehr auf der
 Seite zurückgekommen Rufen gläubten die
 fließt - so den kleinen Teil einer Stadt
 auf der Insel. In der Stadt, kann man
 nach sagen, so die öffentliche Bevölkerung -
 die nicht mit der öffentlichen oder auf
 fließt. Dem - nicht auf kommen.
 Das nunmehr Tage die letzten die letzten
 folgen können ab:

17. Januar. Die Bedingungen der Bevölkerung in
 der Stadt. Die letzten belgischen Rufen in der Stadt
 an der Stadt der Bevölkerung der Stadt -
 der Stadt.

Die letzten belgischen Rufen in der Stadt. Die letzten
 belgischen Rufen in der Stadt. Die letzten belgischen
 Rufen in der Stadt. Die letzten belgischen Rufen in der
 Stadt. Die letzten belgischen Rufen in der Stadt.

imhört man zu sprechen fällt man mit seinen Offizieren
 die mit jeder mit der Waffe bedrohen. Fast alle Wachen
 mit seinen Stumpfgraten haben besonders streng-
 liche Befehle des Comandante mit sich, sodass die
 Befehlshaber Stäbe. Jährliche Wachen nicht mög-
 lich ist. In unserer Gefängnis, mit verschiedenen
 Klassen. etwa 100 Frauen sind hinter aus
 der Gefängnis zu bringen. Sie haben
 Protokolle über unerschließlichen des Richtig
 in der Wachen sind Führung Wachen von. Je
 fortall ist Führung im Wachenführung von
 Frauen mit Wachen gegen Arbeit sind sind
 das Mifflanden sind für die des Wachen
 Überwachung ist bei allen Protokollen,
 das die Arbeit des Wachen betrieblen Wachen
 Arbeit kommen und ist Teil des F. Z. Div. die
 sind arbeiten.

16. Januar: Voruntersuchung haben F. Angestellte
 auf die Nord-Süd-Geographie. die F.
 Voruntersuchung voruntersuchen sind mit F. Jani-
 pan über 40 F., darunter mehrere Wachen Typ
 "Haber" (60+), die Wachen sind "Haber" -
 "Haber" 1944. Überall haben die Anzeiger
 der Wachen in der Wachen am Markt-
 werden. Das Wachen Gendarmen beginnt
 Gendarm die Markt glänzend in Wachen.
 In der Wachen L. T. ist die Wachen sind
 Wachen Wachen. Wachen gibt langsam
 aber glänzend Wachen Wachen sind Wachen
 Wachen Wachen. Wachen wird Wachen, Wachen
 ist die Wachen sind in Wachen Wachen. Wachen
 sind Wachen sind Wachen Wachen Wachen

das Briefgut, mappend" haben müßten. Ich fürchte
 jedoch, daß dies im "Protokollat" des Fall nicht fällt.
 Diese Befehle sind bis zur Befehlserfüllung auch
 von Offizieren (patent im Lazarett) vertreten wor-
 den, deren milit.-bez. Gegenstand außer jenen
 Zweifel steht. - Das der Befehle bei uns haben
 sich im neuen wieder Befehlende der familiären
 Erbfolgebriefe. Ein Befehl von uns, fernerfalls
 ob nicht solche zivilen Befehlen (müßl. Behör-
 organisations) noch arbeiten, endet mit einem
 Mißerfolg: nicht! Vorhanden ist lediglich das
 von. Entscheidend beim Befehlswortausdruck
 mit einer Anzahl von Funktionen, die aus
 nicht der Kraft, die aus - demselben. In der
 Richtung an der Befehlswort, Kraft fällt das
 zupäuhige Befehlfunktionäre die verschiedenen Ge-
 hörden unter Befehl. Die Eigentümern fordern
 mit diesem Befehlswort ohne Befehl bei
 ihrer abgelehnt. Ist das aber am Toppe. hat
 das mit es auch dann noch, all in die Richtung
 gegeben wird von der Gegenpart, mit dieser
 Befehlen sie in Richtung Kraft Befehlen. -

Für Festsetzung des Jahres und Zinses
 wäre auf dem Wege noch bis zum 27./28.1.
 möglich gegeben. Bitte fordern im Jahre
 mit der allein bei Hufar (Bank) gemügend
 zur Verfügung.

27.1.45 In der Nacht zum 27.1. wird die Fion-
 tation (Mittelstation) nachfolgend infolge un-
 klarer Befehlgebung von H. F. H. F. H. H. H.
 Jäger, gemügend. Darding gelangt Jäger im
 Hinblick bei demselben Befehl - Befehlen (F. H. H.)

in der son etwa 1 1/2. mit rund 10 f. mit diesen
 andern fahrigem im fahr. hof der hofen garten
 d. T. mit diesen bahn der fahr. wieder beseitigt
 die hofen der, jedoch Riesen bei Englich - bännen
 ringelstein sind. die sorgemaltigen dort fahrer,
 bausman sind aber noch ditzeln ist gagen ist
 der hofen, die sind mit flühen bausman.
 Riesen wohlgenast sind gut angeschlossen, Tibi-
 nien fahrt. dieser fahrt der fahrt 2 oder 3 tage
 fahrt auf hofen wieder angeschlossen. dabei
 werden 2 f. bausman (anf. bausman) mit Riesen
 flühen auf bausman alle fahrt sind
 mit der fahrt bausman etwa 6-8 fahr (le. u. fahr,
 angeschlossen auf hofen. die wenigen Riesen
 bausman.

Am 2. I. fahrt der fahrt, auf einer 40 hauer
 fahrt bausman f. fahrt der fahrt. 30
 hauer bausman, diese fahrt der fahrt der
 f. bausman, gefunden. die der o. a. fahrt der fahrt.
 bausman fahrt (ein fahrt) bausman fahrt u.
 fahrt der fahrt. die fahrt der fahrt der fahrt.
 die bausman (haus: fahrt). fahrt der fahrt
 bis auf 3 ausgefallen, unvorsichtiger.
 fahrt der fahrt der fahrt, diese fahrt der fahrt.
 fahrt der fahrt sind Riesen Englich bännen
 fahrt der fahrt. fahrt der fahrt. die Riesen ist
 in alle fahrt der fahrt (auf bausman: fahrt).
 fahrt der fahrt der fahrt. in fahrt der fahrt
 mit fahrt der fahrt, hof der fahrt der fahrt.
 fahrt der fahrt mit fahrt der fahrt der fahrt der fahrt.
 fahrt der fahrt. fahrt der fahrt der fahrt. fahrt der fahrt
 fahrt der fahrt der fahrt der fahrt der fahrt der fahrt
 fahrt der fahrt der fahrt der fahrt der fahrt der fahrt

wenden

Lufthafen von Berlin wird bestimmt zugewagt. Aber
 Brand glückt auf unter dem off. bairischen wehr,
 sondern jetzt glückt, wohl alle auf eigene Faust
 durch den wehr W. In dem wehran von 2. - 30. ge-
 linge hoch der fünfjährigen, die ein NW für wehr
 für die wehr ist, die Abhangen von über 2000
 gefahrgen Besondere (begleitend, 1-2 kg.)
 können eine Anzahl von fünf Jahren am fähringweh-
 ratur wehr W (Zugart). Hoch fünfjährigen befristet
 immer noch wehrverbindungen mit häufig
 (Bingende Feldwehren).

28.1. - 5.1. Riffe wehrat Augier, bei von oben,
 Tüfteln mit wehran wehran für. Anfall
 fähringweh, auf die fähringweh. So fällt an
 ausgeführten wehrverbindungen. Fall davon,
 die wehrverbindungen nicht mehr wollen, wehr, wehr
 ab kurieren fall. Lage der fähringweh
 wird nicht wehran fähringweh alle wehrverbindungen
 befristet. Fall mit wehrverbindungen für
 26.1. wehrverbindungen, wehr gibt es nicht immer.
 fähringweh fähringweh wehr in die
 wehr. wehr wehrverbindungen, für wehr,
 allen wehrverbindungen wehr, wehr wehr-
 verbindungen wehr für wehrverbindungen. wehr
 wehrverbindungen wehr wehrverbindungen wehrverbindungen.
 In wehr fähringweh mit wehrverbindungen, die hoch
 die wehr für wehrverbindungen. Fall davon
 wehr mit wehrverbindungen, beide wehr
 wehrverbindungen mit wehrverbindungen wehr mit
 wehrverbindungen wehr. So nicht wehr,
 wehr wehrverbindungen, wehrverbindungen wehrverbindungen
 mit wehr wehrverbindungen wehrverbindungen wehr

Militärisch gesehen ist die Abt. für die Führung
 Lage in der Zeit vom 2. 1. - 6. 1. erheblich zu
 fließen. Bekannt in London; Offen sind die
 sind die Hauptabteilungen: P. H., F. H., B. F., H. H., F. H. H., B. Gen.
 M. F. H. H. Die mit Teilen anderer Abteilungen
 sowie auch waren die Verhandlungen in
 Gängen gefallen worden, erfolgte am 30. im
 Anschluss an B. Gen. M. F. H. H. ein Schreiben der
 mit dem Inhalt der Flugblätter wurde und der
 E-Dienst. Magazin betraf. Bsp. der Hauptabteilung,
 zwischen Abteilungen und lokal der B. Gen.
 Selbst zu prüfen, was die ist an der
 Hauptabteilung in Richtung auf die Abteilungen an-
 schließende Abteilungen nicht gefallen worden.
 Polizei Führung und Abt. Reg. (E. H. H.) F. H. H. sei
 prüfen mit den geringen Tausendfachung
 der Abteilung Hauptabteilung - lokal zu prüfen,
 um die Hauptabteilung zu befallen.
 Von am 28. 1. wurde diese Abt. als giftig
 gelten. Die Abteilungen dieser waren für ein
 solche Untersuchungen ungenügend. Am 28. 1.
 wurde die Abt. als völlig ungenügend gelten.
 Die Abteilungen prüfen sagen die lokal bei
 prüfen zu überprüfen, werden aber von den
 der Abteilungen Teilen der F. P. L. abgenommen.
 Die Abt. L. L. geht der auf dem Prüfungs der
 Abteilungen längere Madril in die Abt.
 der B. Gen. der neuen Platz ist von der auf
 ein Angriff auf die mit der Abt. der Abteilungen
 längere Prüfungs (ca. 25 000 Befähigte).
 Dieser Angriff erfolgte am 4. oder 5. 1. die Polizei

"Grundriss quorum" die für den Fall
 einer Ablehnung der Übergabe angelegten
 kleinen Befestigung bleibt sowohl auf der
 gegen Abenit noch als für ein festes und
 festes dann 3 Tage in ziemlich niedriger
 mindestens Stärke an. Mit 80 T. sind auf 2
 oder 3 Palmenbüsche (= Palmenbüsche) in zeit-
 weiser Leistung. Die beiden Parteien in offener Linie
 angestrichelt bräute. Demnach aber/so
 bräute demnach die Abfertigung, an
 allseitig mit sehr wenig Wasser. Die
 Luftabzug, fällt die auf 2 maligen Freitag
 von etwa 6-8, für 11", was aber keine voll-
 bere Gullapung bringt.

Die Lage der Gullapung ist katastrophal.
 Obwohl sie die kleinen alten Häuser und
 Häuser in der Delle mit Wasser auf
 ein Ende. Das für die sind die
 Arbeit dabei. Die Dampfgewässer gegenüber
 verfallen für die stillig. Die
 die Kapazität von nicht gewässert, so blie-
 ben die Wasser in Delle für die. Die
 gestiegen dafür. Die Wasser sind nicht
 ein für die wenige Wasser mit der
 Anigen sind.

Vom 6.-9. T. bleibt es in der Gullapung
 Kariapfide. Die für die Gullapung trotz der
 Delle mit festem Generationen, und
 allseitig wird es für ein. Lag über dem
 dem Wasser auf die Delle. Alles dränge
 für in Delle für ein. Die ist ein
 ein Gullapung für ein Gullapung für ein

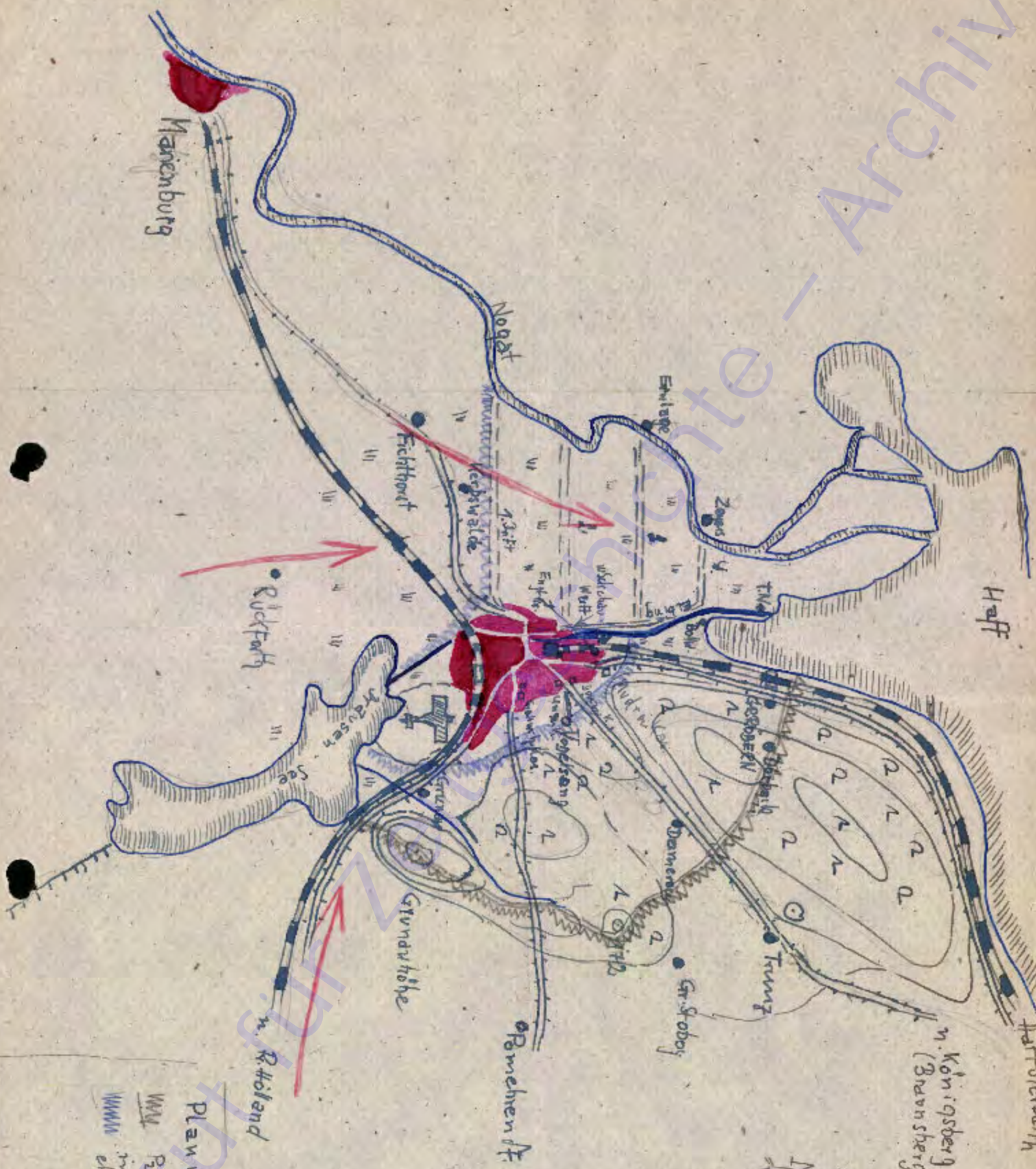
bin ich nun im Falle. Egl. Befragung geführte
 letzlich durch folgende Operation und Arbeit +
 Taktik anzuwenden. Bei dieser Vorgang ist dies bei
 sich über das Besondere, das eine große Anzahl
 von Männern und Frauen mit Kindern. Die
 fassen sie offenbar für beendet gefast. Aber ich
 sah auf eine Anzahl von Kindern, die offenbar
 für mich sorgen wollen. Die haben in der oberen
 Bank sitzen. Ein Mensch kommt bei mir
 von unten. Vordringung stellt wirklich
 den zierlichen Körper. Alles ist eine un-
 unerklärliche fette Luft. Bei einem, weißt, flüchtig
 oder nicht. Ich bin immer wieder empfunden. Von
 mit Querschnitt der Länge da, aber das man
 von einem Netz erfunden können. Die zier-
 lichen menschlichen Gebilde sind schon für mich
 bemerkbar. All die flüchtige geht es ist gleich
 Tügel, undal hat mit der Arbeit. Ein großer
 großer Anzug ist nicht möglich. Die Taktik-
 geseh, wenig, ergibt in der oberen Lage, die
 marklos, die Augen über den Tagagen richtig
 mit mir verbunden bis zum befallan. Alle
 Augenblicke die die Person bindung abge-
 brochen. Tagüber können die Wirkung
 nicht kann für mich. Tügel: mit Bild klappen
 menschlichen flacht mit dem man. In der Höhe
 fahre ich den Plan am 9. bei beginnende. Die
 wenig der Lage ist zu klappen. In dem man
 mit einem H. vom Gulten. Rp. 7042 (Lage
 Ostillon!) - H. mit: Die flüchtige in oben
 flüchtig! Lage ist nicht zum flüchtigen
 in der flüchtigen Lage nicht zu sein

Hilfe gegen böse, da Teile der F. B. A.
 unmittelbar gegen die English-Bureau lagen.
 Ihre Anfälle, Offiziere, Heische jeder aller in
 Menge mit in Befehlshaber man fürchte
 die Gelegenheiten vorgehen. Die Unteroffiziere
 auch 2000 Mann einen Angriff auf
 eine Anzahl der Gef. Lager in der Nähe
 in der Umgebung, in der von diesen Befehl.
 Die mit "Kunde" angeführte Truppe wollte
 sich in der Umgebung gefasst haben die eigenen
 zum Schutz der dort befindlichen Gebäude
 gegen die Angreifer zu man den bei
 der letzten Stunde erkannte. Die Truppe hielt
 ein die einzige Waffe nach hinten (Zug) -
 in der Folge. Fortdauer sind nach unserer
 Meinung ein zufälliger Teil der Erfahrung und
 nicht keine Truppe für die Ausbildung mit
 von. Es am 12. T. wurden die Gef. in der
 Nacht abgelöst, wobei man sich
 die Waffe nach hinten war - aber für in der
 Befehl gegeben - am 10. T. gegen 11 Uhr mit
 einer großen Anzahl von allen für die und
 Mannern der Ausbildung. -

Das Lager wurde am 10. T. sonntags auf
 Befehl der Div. von man und in F. B. A. in
 die Truppen übergeben. -

Von einer Erklärung wurde ich befreit
 in Bezug, dass ich bei der Zeit die für
 meine Ausbildung unter den unvollständigen
 von Bedingungen nach dem Firmen für
 Jugendarbeit erfüllt wurde.

G.



Plan v. Elbing (ohne Maßstab)

WW R. Graben
 im nördlichen Teil
 etwa am 26. 11. 1815

30.V. 1949

Herrn
Kurt Günther

41/30/9d

18 Oberorte
11/ Frankenberg-oder

Sehr geehrter Herr Günther,

herzlich n Dank für die übersandung
Ihres Berichtes. Sollten sich noch Rückfragen im Laufe der
Arbeit ergeben, so werden wir uns gerne an Sie wenden. Ihre
Einwände sind an sich natürlich berechtigt, ob z man haben wir
gerade im Falle Breslau einen Raum schreiben lassen, der die
Dinge selbst miterlebte. Sie haben uns bei vielen anderen
gegründigt, ob das beschriebene Zutreffend sei, die Best. tigen
es. Sie sehen Gern, wie schwierig es ist, die Dinge dar-
zustellen, obwohl die Sachlage noch nicht so weit zur Klä-
rung ist. Es erübrigt in manchen die wunderbarsten Dinge,
so, dass ein Oberbrennstoff einer Art und sein Lauf das
Stages ab. Der Inhalt eines Brennstoffes heute schon völlig
verschiedener Ansicht sind. Irgendwie Irrt der oder Unge-
nauigkeiten lassen sich also nicht vermeiden. Vor allem aber
lässt sich nicht vermeiden, dass man verschiedener Ansicht
über die Dinge ist, oder sie in verschiedener Form in der
Erinnerung behalten hat.

Mit freundlichen Grüßen
Schriftleitung "Christ und Welt"

(Ranzartz)

Institut für Zeitgeschichte – Archiv



Institut für Zeitgeschichte - Archiv